

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

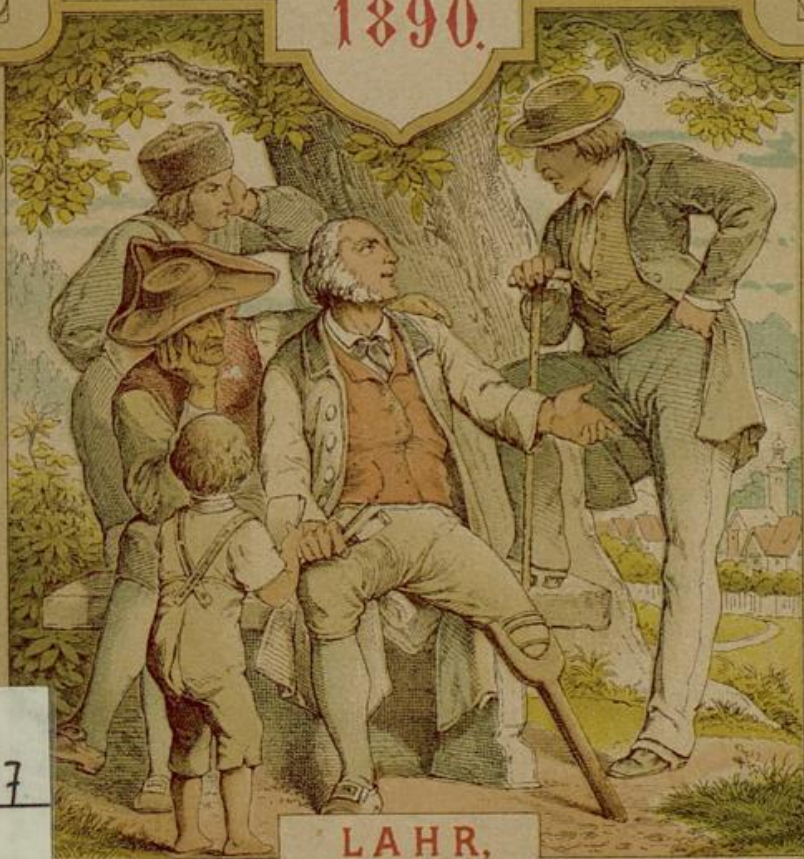
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Jahrgang 1890

urn:nbn:de:bsz:31-62042



J
3307
B
1890

LAHR,

Druck und Verlag von J. H. Griger Moritz Schauenburg.

Kalender enthält als Beigabe 2 Karten aus Schauenburgs malerischem Volksatlas
 Editionen Pirna und Dresden, sowie in Schwarzdruck das Bild: Kaiser Wilhelm II. zu Pferd.

F. Reiff, lith.

Inhalt des erzählenden Teils.

	Seite		Seite
Die Beerengundel. Hessische Dorfgeschichte von E. Mentzel. Mit 5 Bildern von Erdmann Wagner	1	Lateinisch.	49
Zwei brave Soldaten. Von Wilh. Fischer. Mit 2 Bildern von Erdmann Wagner.	8	Die Wichteln Guttentbergs. Mit Bild von G. Unger	50
Die Brücke. Ein Bild aus dem Volksleben. Von P. K. Kofegger. Mit 3 Bildern von Erdmann Wagner.	10	Schuster, bleib bei deinem Leisten! Mit Bild von G. Unger	51
Der Bürgermeister von Schlaubach. Mit 3 Bildern von A. von Köhler	13	Zwei Anekdoten von unserem Fröh	52
's Poffenhoser Bisl. Erzählt von Rob. von Hagen. Mit 2 Bildern von Erdmann Wagner	18	Ein Gelehrer am Oberrhein. Nach geschichtlichen Quellen von C. Geres. Mit 5 Bildern von Erdmann Wagner	53
In der Falle. Von Wilh. Fischer. Mit 1 Bild von Georg Hahn	19	Wie unser Herr Feldwebel französisch sprach. Mit 2 Bildern von Albert Richter	63
Der „Goldene Engel“. Humoreske von Leopold Gersfon. Mit 2 Bildern von Erdmann Wagner	20	Das Dombaulos, oder Gedankenschulden. Von Wilh. Fischer. Mit 5 Bildern von A. G. Plinke	64
Ein altes Rezept. Mit 3 Bildern von Georg Hahn	23	Einhundert Thaler. Mit 2 Bildern von Erdmann Wagner.	72
Das Schneemannbl. Erzählung von Alois Weiß. Mit 5 Bildern von Erdmann Wagner	28	Grober Unfug. Eine wahre Begebenheit. Erzählt von Rob. v. Hagen. Mit 2 Bildern von Claudius	75
Das I. deutsche Reichswaisenhaus. Mit Porträt	35	Ein Testament. Von Eduard Paril. Mit 3 Bildern von E. Zimmer	78
Die Hochzeit in der Prairie. Von Balduin Moll- hausen. Mit 5 Bildern von A. v. Köhler	37	Lächerliche Flucht. Von Wilh. Fischer. Mit 2 Bildern von Georg Hahn	82
Auf Urlaub. Eine „heitere“ Erinnerung von Rob. von Hagen. Mit 2 Bildern von Alb. Richter	47	Zimmer munter. Mit Bild von Erdmann Wagner	84
		Etwas vom Salz.	84
		Weltbegebenheiten. Mit vielen Bildern von F. Züttner	85

Seite

49

50

51

52

53

63

64

72

75

78

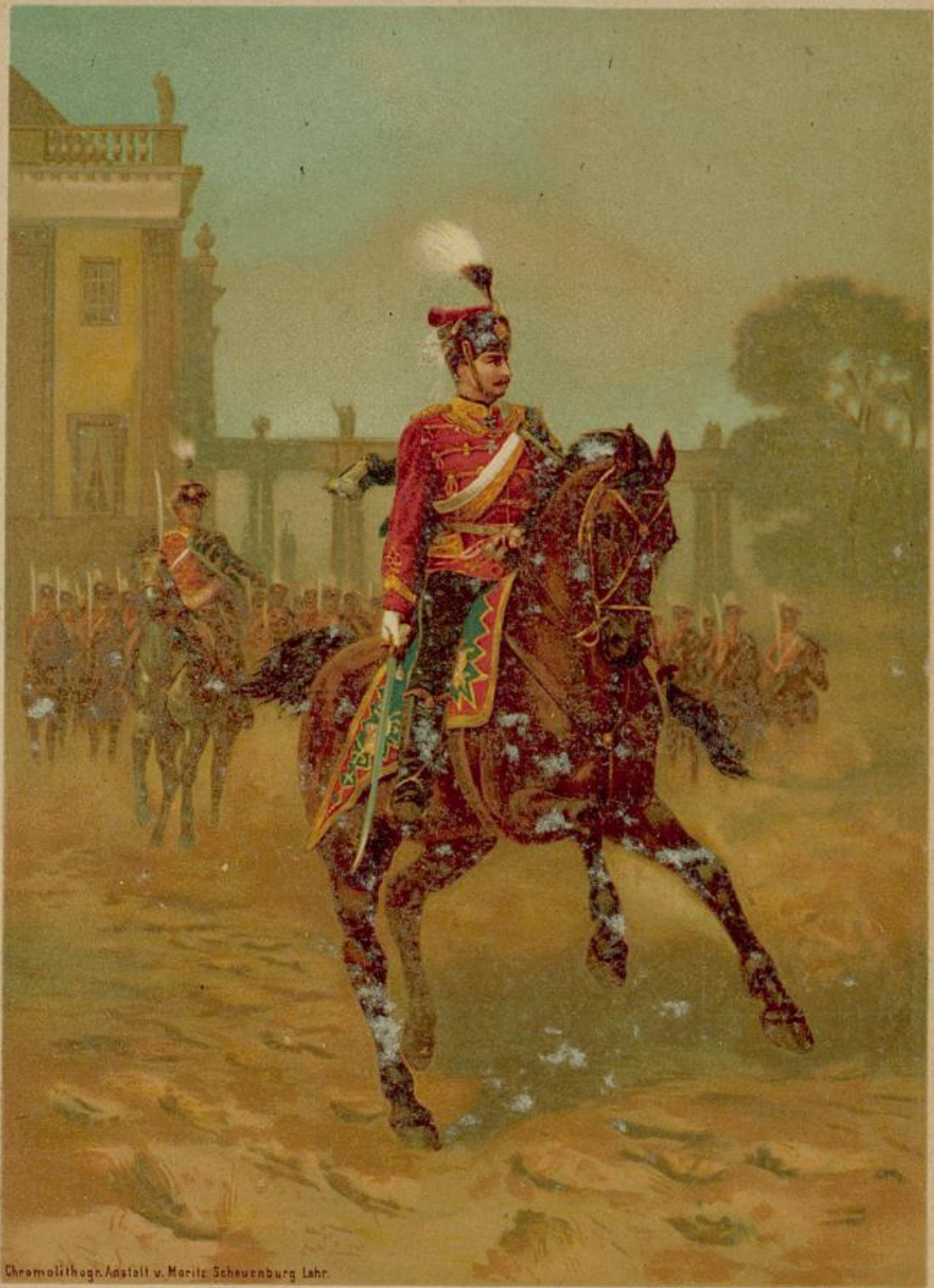
82

84

84

85





Chromolithogr. Anstalt v. Moritz Scheuenburg Lehr.

WILHELM II., DEUTSCHER KAISER.

7



1953 2 726

Großer

Volks-Kalender

des

Jahrer Winkenden Boten

für das Jahr

1890.



Jahr.

Druck und Verlag von J. H. Geiger.
(Moritz Schauenburg.)

F 3307



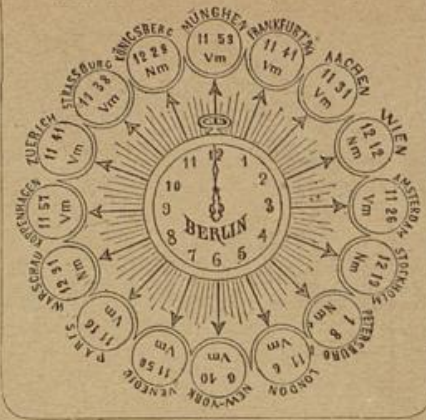
BLB

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Chronologische Elemente und bewegliche Feste.

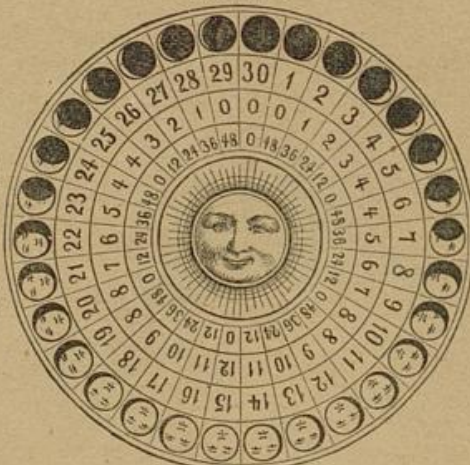
(Nach dem Gregorianischen Kalender.)
 Die Goldene Zahl ist 10.
 Die Epakte IX.
 Der Sonnengürtel 23.
 Zinszahl der Römer 3.
 Der Sonntagsbuchstabe E.
 Das Jahr 1890 ist ein gemeines Jahr von 365 Tagen.
 Zahl d. Sonntage nach Trinit. 25.
 Septuagesima 2. Februar.
 Aschermittwoch 19. Februar.
 Oster Sonntag 6. April.
 Himmelfahrt Christi 15. Mai.
 Pfingstsonntag 25. Mai.
 Trinitatis Sonntag 1. Juni.
 Fronleichnamfest 5. Juni.
 Erster Adventsonntag 30. November.
 Von Weihnachten 1889 bis Heiligabend 1890 sind es 7 Wochen und 4 Tage.
 Die vier Quatember: 26. Febr., 28. Mai, 17. Sept., 17. Dez.

Stand der Uhren verschiedener Städte, wenn es in Berlin 12 Uhr mittag ist.



Die Mondscheibe

gibt an, wie viele Stunden der Mond vor und nach Mitternacht, von 6 Uhr nachm. bis 6 Uhr vorm. gerechnet, scheint. Der äußere Kreis zeigt die Ab- und Zunahme des Mondes; der zweite gibt die Tage, der dritte die Stunden und der vierte die Minuten nach dem Neumond an, bis auf den Tag, den man wissen will. Ist z. B. der Mond 8 Tage alt, so scheint er 6 St. 24 M. vor Mitternacht; ist er 22 Tage alt, so scheint er wieder 6 St. 24 M., aber erst nach Mitternacht.
 Neumond.



Kalender der Juden.

1890. Neumonde und Feste.		Das 5650. Jahr der Welt und der Anfang des 5651. Jahres.		1890. Neumonde und Feste.	
2. Jan.	10. Tebet. Fasten. Belagerung Jerusalems.	20. Mai.	1. Sivan.	29. Sept.	15. Tischi. Laubhüttenfest.*
22. "	1. Schebat des Jahres 5650.	25. "	6. " Boch. o. Pfingstf.*	30. "	16. " Zweites Fest.*
21. Febr.	1. Adar.	26. "	7. " Zweites Fest.*	5. Okt.	21. " Palmfest.
5. März.	13. " Fasten-Esther.	19. Juni.	1. Thamuz. [Eroberung.	6. "	22. " Versammlung v. Laubhütten-Ende.*
6. "	14. " Purim o. Hamansf.	6. Juli.	18. " Fasten. Tempel-	7. "	23. " Gesetzesfreude.*
7. "	15. " Schuschan-Purim.	18. "	1. Ab. [brennung.	15. "	1. Macheschwan.
22. "	1. Nisan. [Anfang.*	27. "	10. " Fasten. Tempel-Ber-	13. Nov.	1. Kislew.
5. April.	15. " Passah. o. Osterfest.	17. Aug.	1. Elul.	7. Dez.	25. " Tempelweihe.
6. "	16. " Zweites Fest.*	15. Sept.	1. Tischi. Neujahresfest.*	12. "	1. Tebet.
11. "	21. " Siebentes Fest.*	16. "	2. " Zweites Fest.*	21. "	10. " Fast. Belagerung Jerusalems.
12. "	22. " Passah-Ende.*	17. "	3. " Fasten-Gedaliah.	1891.	
21. "	1. Ijar. [Schülerfest.	24. "	10. " Versöhnungsf. o. lange Nacht.*	10. Jan.	1. Schebat.
8. Mai.	18. " Lag Bomer oder				

Die mit * bezeichneten Feste werden streng gefeiert.

Historische Zeitrechnung auf 1890.

	Jahr.
Nach Erbauung der Stadt Rom	2643
Nach Erfindung des Schießpulvers	536
Nach Erfindung der Buchdruckerkunst	450
Nach Entdeckung Amerikas	398
Nach der Reformation Dr. Martin Luthers	373
Nach dem westfälischen Frieden	242
Nach Antritt der Regentschaft des Großherzogs Friedrich v. Baden	38
Nach Ausrufung des deutschen Kaiserreichs	19
Jahresregent ist Mars ♃.	

Die Aspekten.

- Zusammenkunft ☿
- Gegenschein ☿ ☽
- Dritterschein ☽ △
- Vierterschein ☽ □
- Sechsterschein ☽ *
- Aufsteig. ☽ ☾
- Absteig. ☽ ☽

Simmelskörper.

- Sonne ☼
- Mond ☾
- Merkurius ☿
- Venus ♀
- Mars ♂
- Jupiter ♃
- Saturnus ♄
- Uranus ♅

Zur Jahreswende.

F
3307
h
1890



Das war die Zeit des tiefen Wehs,
Das war die Zeit der Trauer,
Das war im Lenz des jungen Reichs
Ein Sturm- und Hagelschauer:
Zwei deutsche Kaiser, vielgetreu,
Geehrt, geliebt von allen,
Sie gingen zu den Vätern ein
In ew'ge Ruhmeshallen.

Doch Wetternacht mit Blitz und Schlag,
Und sei sie ohnegleichen,
Sie muß dem lichten, blauen Tag
Und muß der Sonne weichen. —
Heil dir, du morgenfrisches Reich!
Wie warst du stolz zu schauen
Dort, als der Tau der Regennacht
Noch blüht' auf Wief' und Auen.

Doch ob auch noch so wahr und
treu

Alldeutschlands Kummerjahren,
Es kam ein lichter Tag herauf,
Dem Leid, dem Schmerz zu wehren.
Heil dir, du Kaiser jung und stark!
Dein Sinn liegt frei und offen.
Dein Volk, es darf auf dich ver-
traun
Und goldne Zeit erhoffen.

Es sah den deutschen Adler ziehn
Nordwärts in rauhe Lande,
Es folgte mit den Blicken ihm
Zum fernen Tiberstrande,
Doch sollt' des Aares stolzer Flug
Nicht Kampf und Fehde bringen.
Es glänzt' ein sanftes Himmelslicht
Auf seinen breiten Schwingen.

In unsres Kaisers starker Hand
Sehn wir das Schwert wohl glänzen,
Doch blinkt die Schneide nur ver-
steckt

Aus dichten Friedenskränzen.
Wer, jung noch, Mäßigung beweis't
Und kennt doch seine Stärke,
Der darf des Segens sicher sein
Bei jedem seiner Werke.

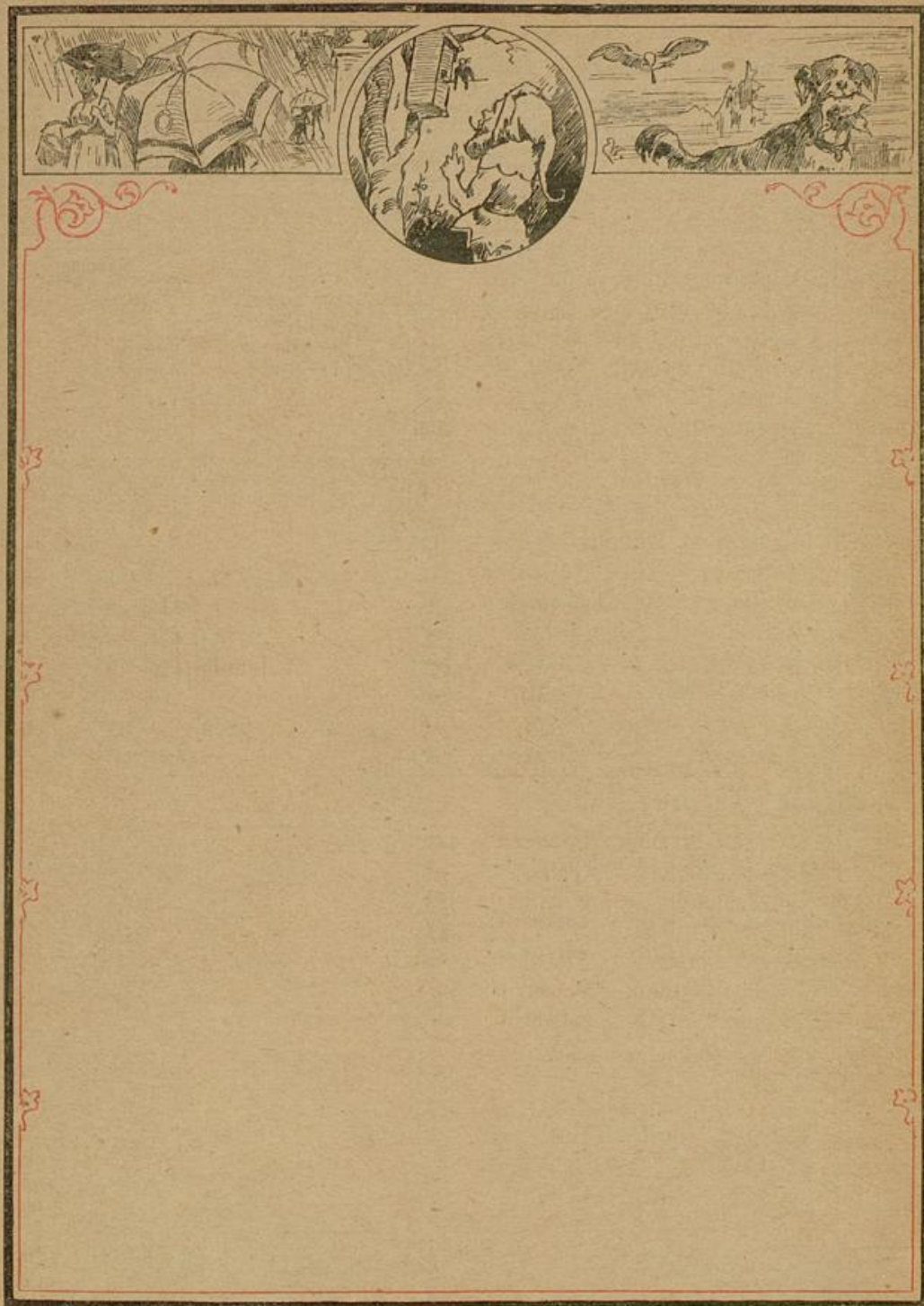
Drum Heil dir, hehrer Zollern-
sohn!

Und Heil dem Vaterlande!
Ein starkes Volk, ein starker Thron
In mächtigem Verbande,
So muß es sein, so soll es sein,
So wollen wir es halten,
Dann wird vom Niemen bis zum
Rhein
Ein goldner Friede walten.

Schulte vom V. Ht.

Universitäts-
Bibliothek
Freiburg i. Br.

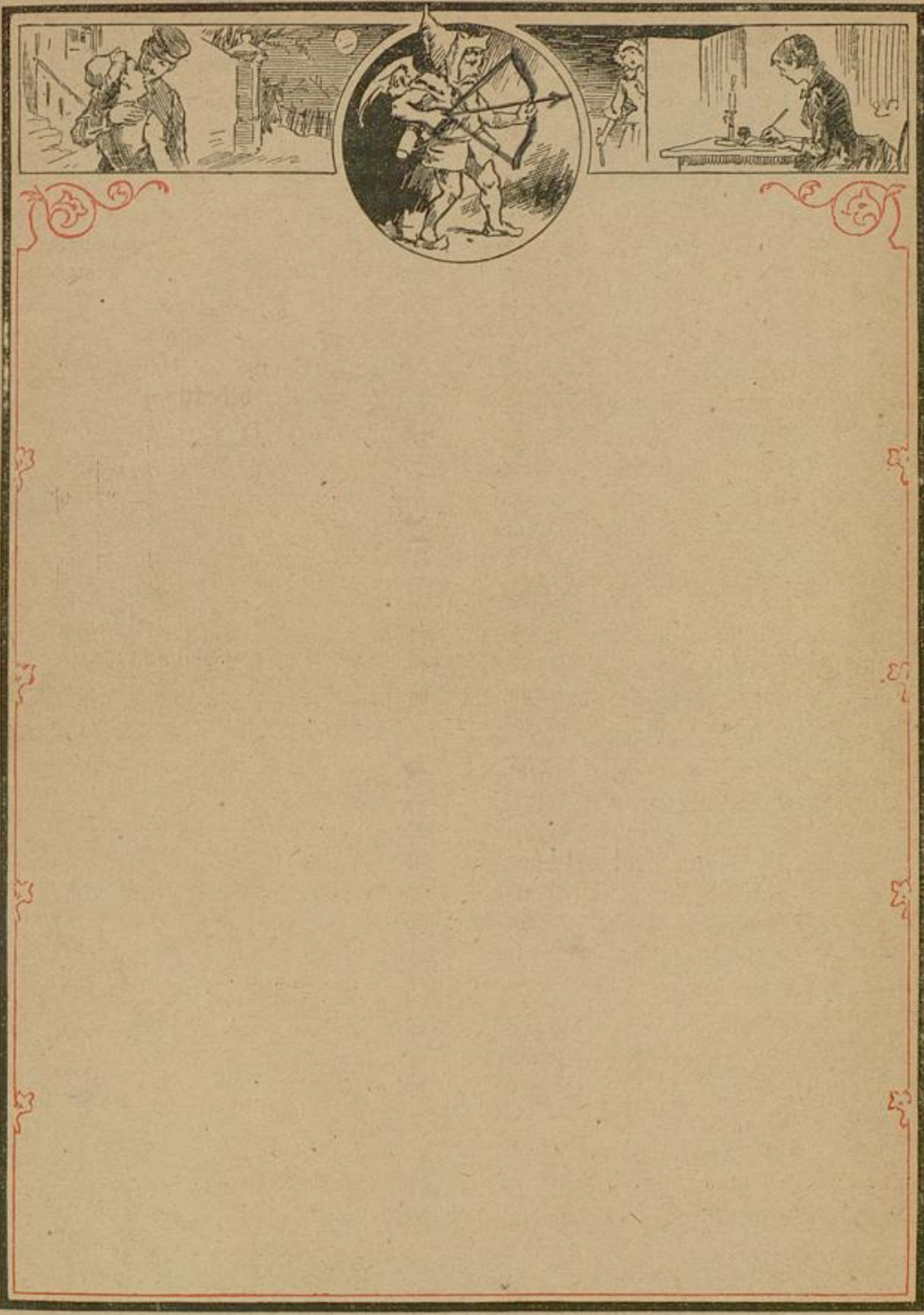
1890. I.	Januar oder Schneemonat		C = n. Planetenlauf		Mond		Sonnen	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.
Mittw.	1 Neujahr, JESUS	Odilo	♂ in ☾	☉ in Erdn.	1.26	3. 6	7.54	4.14
Donn.	2 Abel, Seth, Makar.	Meinolf	♀ in ☾		1.53	4.13	7.54	4.15
Freit.	3 Isaak, Genoveva, Gn.	Adelfried	☉ ☐ h	☽ ☐ ♀	2.23	5.18	7.54	4.16
Samst.	4 Elias, Tit., Isabella	Rigobert	♀ in ☾	fall	3. 0	6.19	7.54	4.17
1. Prot. Die Weisen aus dem Morgenland. Matth. 2, 1-12.			Biedermänner sind meistens schlechte Menschenkenner.		Tageslänge 8 Stunden 25 Minuten.			
1. Kath. Weise aus Morgenland. Matth. 2, 1-12.								
Sonnt.	5 E. Simeon, Telesph.	Roger, Rando	♂ in ☽	☉ in ☽	3.43	7.16	7.53	4.18
Mont.	6 Hl. 3 Kön. G. Chr.	Eckefried	☉ Erdf.		4.34	8. 7	7.53	4.19
Dienst.	7 Isidorus, Lucianus	Alderich	☉ ☽	☉ ☐ ♀	5.32	8.49	7.53	4.21
Mittw.	8 Erhardus, Severin.	Vilmut		Schnee-	6.34	9.24	7.53	4.22
Donn.	9 Julianus, Martial.	Gudula		fall	7.38	9.58	7.52	4.23
Freit.	10 Samson, Paul, Ag.	Hartmut	☉ h	☽ ☐ ♀	8.44	10.19	7.52	4.24
Samst.	11 Gerson, Hyg inus	Hilde, Had.		schön	9.51	10.41	7.51	4.26
2. Prot. Der 13jährige Jesus. Luk. 2, 41-52.			Das Mitleid ist der größte Schwärmer des Herzens.		Tageslänge 8 Stunden 36 Minuten.			
2. Kath. Jesus 12 Jahre alt. Luk. 2, 42-52.								
Sonnt.	12 E. 1. n. E. Reinhold	Mildrande		hell	10.58	11. 2	7.51	4.27
Mont.	13 XTag, Hilarius	Dietmar	☉ ☐ ♀		11.21	7.50	4.28	
Dienst.	14 Felix, Priester	geb. d. Jährten zu Waldes.	☉ ☐ ♀		0. 8	11.42	7.49	4.30
Mittw.	15 Maurus, Sabakut	Itha, Warb.	☉ ☐ ♀		1.19	7.49	4.31	
Donn.	16 Marcellus, Heinrich	Chusnela	☉ ☐ ♀		2.35	0.32	7.48	4.33
Freit.	17 Antonius, Ulfried	Ulfried	☉ ☐ h	trüb	3.53	1. 6	7.47	4.34
Samst.	18 Priska, Wilfriede	Mainrad			5.13	1.49	7.46	4.36
3. Prot. Die Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1-11.			Erfald für Rede allgemein geworden, hat sie sich überlebt.		Tageslänge 8 Stunden 51 Minuten.			
3. Kath. Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1-11.								
Sonnt.	19 E. 2. Martha, Sara	Wilfried	☉ ☐ ♀		6.27	2.46	7.46	4.37
Mont.	20 Fabian u. Sebastian	Herfekt	☉ ☐ ♀		7.32	3.55	7.45	4.39
Dienst.	21 Agnes, Meinrad	Gibich	☉ ☐ ♀		8.23	5.15	7.44	4.40
Mittw.	22 Vinzenz, Anastasius	Odram	☉ ☐ ♀		9. 9	6.38	7.43	4.42
Donn.	23 Emerentia, Raimd.	Bertram	☉ ☐ h		9.55	7.59	7.42	4.43
Freit.	24 Timotheus, Erich	Isberga		Schnee-	10. 1	9.18	7.41	4.45
Samst.	25 Pauli Bek., Poppo	Poppo, Ingo	♀ in ☾	fall	10.25	10.34	7.40	4.46
4. Prot. Der Hauptmann zu Kapernaum. Matth. 8, 5-13.			Die Mode ist weltlichen Geschlechtes, hat folglich Launen.		Tageslänge 9 Stunden 8 Minuten.			
4. Kath. Jesus heilt den Aussätzigen. Matth. 8, 1-13.								
Sonnt.	26 E. 3. Polyh., Paul.	Cheodolinde	☉ ☐ ♀		10.46	11.46	7.39	4.47
Mont.	27 Geb. d. deutsch. Kai.	Gotthold	☉ ☐ ♀		11. 8	7.37	4.49	
Dienst.	28 Karl, Charlotte	Karl	☉ ☐ ♀		11.30	0.55	7.36	4.50
Mittw.	29 Valer., Rürger, Franz	Rüdiger	☉ ☐ ♀		11.55	2. 4	7.35	4.52
Donn.	30 Adelgunde, Martina	Algunde	☉ ☐ h		Kochm.	3. 9	7.34	4.54
Freit.	31 Virgil, Petrus Kol.	Faramund	☉ ☐ ♀		0.59	4.12	7.33	4.55
Ist das Kind um der Mutter willen, Oder die Mutter da fürs Kind? Sie fragen es nicht, sie fühlen im stillen, Daß sie beide füreinander sind.			O wär' es nur der Wangen Pracht, Die mit den Jahren fliehet! Doch das ist's, was mich traurig macht, Daß auch das Herz verblühet.			15.-17. Januar 1871. Dreitägige Schlacht bei Völsort. 18. Jan. 1871. Andenken des deutschen Kaiserreiches.		



nen-
Htg.
U. 9R
4.14
4.15
4.16
4.17
uten.
4.18
4.19
4.21
4.22
4.23
4.24
4.26
uten.
4.27
4.28
4.30
4.31
4.33
4.34
4.36
e
uten.
4.37
4.39
4.40
4.42
4.43
4.45
4.46
ge
uten.
39 4.47
37 4.49
36 4.50
35 4.52
34 4.54
33 4.55
71. Drei-
Welfort.
ndrung
erreichs.

1890. V.		Mai oder Wonnemond		C = u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.		Mutmaßl. Witterung		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.
Donn.	1 Philipp, Jak., Walb.	Walburg		trüb	3.16	3.41	4.43	7.12	
Freit.	2 Athanasius, Sigm.	Attala		♀ in ♀	4.27	4.1	4.41	7.14	
Samst.	3 † Erfindung	Triso, Wilb.		♀ in ♀	5.40	4.20	4.39	7.15	
18. Prot. Gute Traurigkeit soll in Freude verl. w. Joh. 16, 16-23. Kath. Jesus verheißt den Tröster. Joh. 16, 5-14.				Man kann die Natur nicht abschrei- ben, sie muß empfunden werden.		Tageslänge 14 Stunden 38 Minuten.			
Sonnt.	4 E. Cant. Monika	Wolshelm		♂ in ♀	6.56	4.42	4.38	7.16	
Mont.	5 Gotthard, Pius V.	Gotthart		♂ in ♀	8.14	5.6	4.36	7.18	
Dienst.	6 Johann v. der Pforte	Kunihilde		♂ in ♀	9.33	5.36	4.35	7.19	
Mittw.	7 Gottfried, Stanisl.	Gottfried		♂ in ♀	10.49	6.14	4.33	7.20	
Donn.	8 Michaels Erschein.	Ubald		♂ in ♀	11.54	7.2	4.32	7.21	
Freit.	9 Beatus, Hiob, Greg.	Emma		bedeckt	Berm.	8.3	4.31	7.22	
Samst.	10 Gordian, Anton	Hulda		♂ in ♀	0.49	9.13	4.30	7.24	
19. Prot. Das Gebet im Namen Jesu. Joh. 16, 23-30. Kath. So ihr den Vater bittet. Joh. 16, 23-30.				Die Qual des Reides schmerzt wie ein Sandkorn im Auge.		Tageslänge 14 Stunden 57 Minuten.			
Sonnt.	11 E. Rog. Erich, Luise	Erich, Gundo		♂ in ♀	1.32	10.30	4.28	7.25	
Mont.	12 Pankratus, Wibert	Tiebhilde		♂ in ♀	2.5	11.48	4.26	7.27	
Dienst.	13 Servatius, Emilie	Wiborade		♂ in ♀	2.31	Rachm.	4.25	7.28	
Mittw.	14 Bonifazius, Spiph.	Hildeburg		♂ in ♀	2.55	2.23	4.24	7.29	
Donn.	15 Chr. Himmelf., Soph.	Imhilde		ange- nehm	3.17	3.38	4.23	7.31	
Freit.	16 Peregrin, Joh. v. N.	Tandila		♂ in ♀	3.37	4.50	4.21	7.32	
Samst.	17 Bruno, Ubald	Bruno		♂ in ♀	3.58	6.3	4.20	7.33	
20. Prot. Der Haß der Welt. Joh. 15, 26-16, 4. Kath. Zeugnis des h. l. Geistes. Joh. 15, 16-27.				Nur ist der Wehsein des Geistes und die Bürde des Gemüts.		Tageslänge 15 Stunden 15 Minuten.			
Sonnt.	18 E. Cr. Christhona	Friedlinde		♂ in ♀	4.21	7.14	4.19	7.34	
Mont.	19 Potentia, Peter Cöl.	Hildrun		♂ in ♀	4.49	8.24	4.18	7.36	
Dienst.	20 Gangolf, Bernhard	Gudrun		♂ in ♀	5.20	9.29	4.16	7.37	
Mittw.	21 Konstantin, Prudentz	Helmtraut		♂ in ♀	5.58	10.28	4.15	7.38	
Donn.	22 Helena, Julia	Isanthe		abwed- jelnd	6.45	11.18	4.14	7.40	
Freit.	23 Desiderius, Bischof	Godoleva		♂ in ♀	7.37	11.59	4.13	7.41	
Samst.	24 Johanna, Gtther	Herlinde		♂ in ♀	8.37	Berm.	4.12	7.42	
21. Prot. Der heil. Geist unser Tröster. Joh. 14, 23-29. Kath. Sendung des heil. Geistes. Joh. 14, 23-31.				Der beste Rat ist in der Not: hilf dir selbst, so hilft dir Gott.		Tageslänge 15 Stunden 32 Minuten.			
Sonnt.	25 E. Pfingstf. Urban	Freya		♂ in ♀	9.40	0.33	4.11	7.43	
Mont.	26 2. Pfingstf. Phil. Aeri	Goderich		♂ in ♀	10.44	1.0	4.10	7.44	
Dienst.	27 Entrop, Beda	Fudolf		♂ in ♀	11.51	1.25	4.9	7.45	
Mittw.	28 Quat., Wilh., Germ.	Geburtst. des Fürsten Heuß j. E.		♂ in ♀	Rachm.	1.45	4.8	7.46	
Donn.	29 Marimin, Theodosj.	Amelung		♂ in ♀	2.7	2.5	4.7	7.47	
Freit.	30 Felix I., Ferdinand	Wigand		♂ in ♀	3.18	2.24	4.7	7.49	
Samst.	31 Crescentia, Petron.	Katwald		♂ in ♀	4.31	2.44	4.6	7.50	
Seel sei der Mensch, hilfreich und gut! Denn das allein unterscheidet ihn Von allen Wesen, die wir kennen.				Bist du Reid — so mußt du erben, Bist du rüßen — mußt verderben, Bist du Leb — so mußt tu sterben.		10 Mai 1871. Friedensschl. zu Frankfurt. Die Augen schloße. Sänter sind wir alle!			

Sonnen.			
Intg.	Afg.	Utg.	
U. 20.	U. 20.	U. 20.	U. 20.
3.41	4.43	7.12	
4. 1	4.41	7.14	
4.20	4.39	7.15	
Tageslänge			
oben 38 Minuten.			
4.42	4.38	7.16	
5. 6	4.36	7.18	
5.36	4.35	7.19	
6.14	4.33	7.20	
7. 2	4.32	7.21	
8. 3	4.31	7.22	
9.13	4.30	7.24	
Tageslänge			
oben 57 Minuten.			
10.30	4.28	7.25	
11.48	4.26	7.27	
Rafm.	4.25	7.28	
2.23	4.24	7.29	
3.38	4.23	7.31	
4.50	4.21	7.32	
6. 3	4.20	7.33	
Tageslänge			
oben 15 Minuten.			
7.14	4.19	7.34	
8.24	4.18	7.36	
9.29	4.16	7.37	
10.28	4.15	7.38	
11.18	4.14	7.40	
11.59	4.13	7.41	
Vertm.	4.12	7.42	
Tageslänge			
oben 32 Minuten.			
0.33	4.11	7.43	
1. 0	4.10	7.44	
1.25	4. 9	7.45	
1.45	4. 8	7.46	
2. 5	4. 7	7.47	
2.24	4. 7	7.49	
2.44	4. 6	7.50	
D. Mai 1871.			
Verlag v. J. Neumann, Neudamm.			
Allen Schließern. Ganten.			
Und wir alle!			

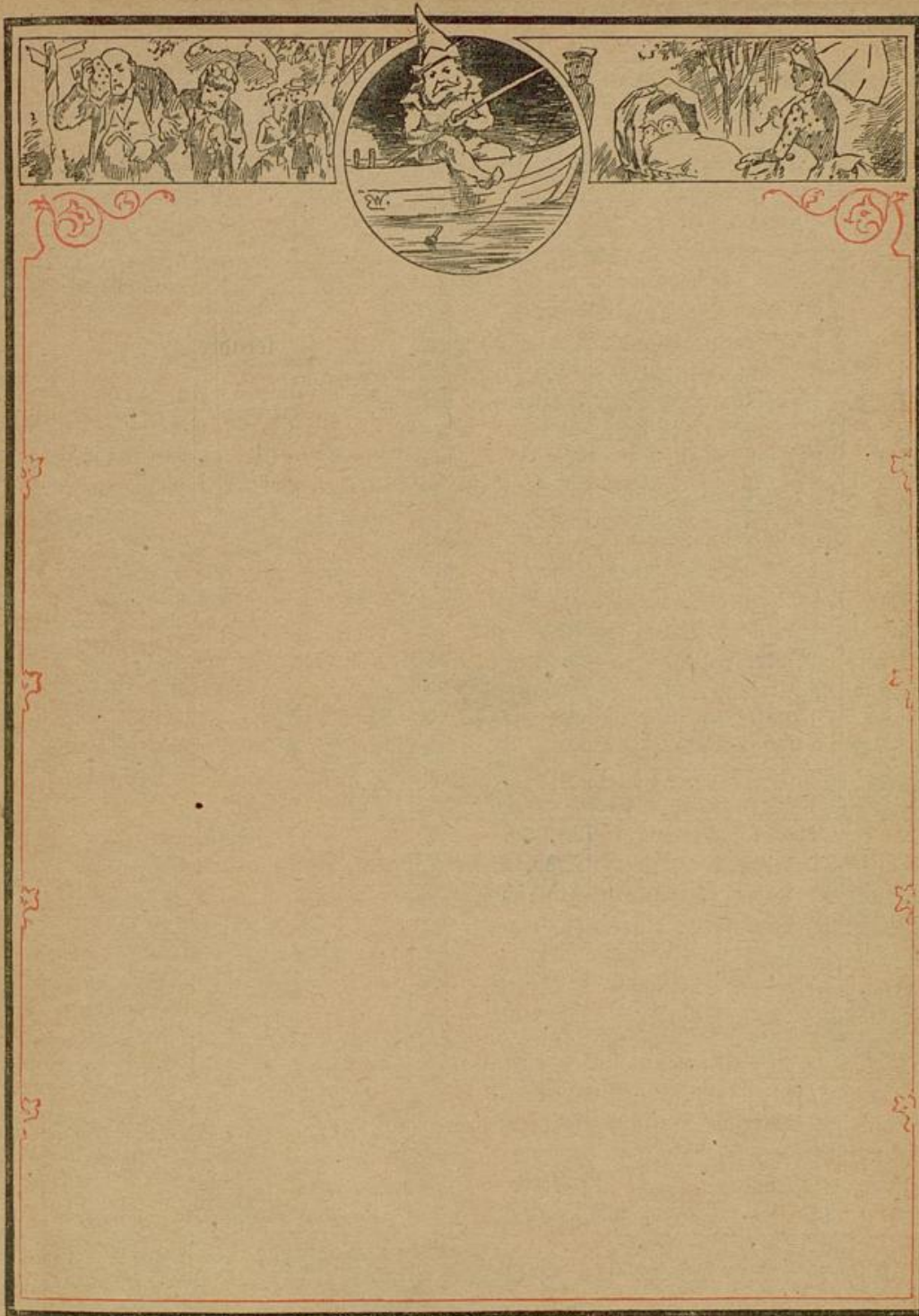


1890. VI.	Juni oder Brachmond		C = u. Planetenlauf	Mond.	Sonnen.
Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.
22.	Prot. Die neue Geburt. Joh. 3, 1-3 u. 6-15. Kath. Christus befehlt zu taufen. Matth. 28, 18-20.		Am fremden Orte wagt, zu Hause zagt man.	Tageslänge 15 Stunden 45 Minuten.	
Sonnt.	1 E. Dreifalt. Fortun.	Kuno, Wolo	☾ ☽ ♃	5.49	3. 6 4. 5 7.50
Mont.	2 Eugen, Grasmus	Sindolf	☾ ☽ ♃, ☾ ☽ ♃	7. 9	3.34 4. 4 7.51
Dienst.	3 Oliva, Plotilde	Klothilde	☾ ☽ ♃, ☾ ☽ ♃	8.29	4. 7 4. 4 7.52
Mittw.	4 Quirin, Karpasius	Uta, Walg.	☾ ☽ ♃ in ☽ auf-	9.41	4.51 4. 3 7.53
Donn.	5 Front., Bonifazius	Winfried	☾ ☽ ♃ Grdu. ☾ ☽ ♃	10.43	5.49 4. 3 7.54
Freit.	6 Norbert, Benigna	Norbert	☾ ☽ ♃ hei-	11.82	6.57 4. 2 7.55
Samst.	7 Robert, Sebastian	Chorismund	☾ ☽ ♃ ternd	Vorm.	8.15 4. 2 7.56
23.	Prot. Der reiche und der arme Mann. Luf. 16, 19-31. Kath. Vom großen Abendmahl. Luf. 14, 16-24.		Reifen wechselt das Gesicht, aber weiter Herz noch Hirn.	Tageslänge 15 Stunden 56 Minuten.	
Sonnt.	8 E. 1. u. Dr. Medard.	Wittich	☾ ☽ ♃, ☾ ☽ ♃	0. 8	9.37 4. 1 7.57
Mont.	9 Kolombus, Primus	Tuitgard	☾ ☽ ♃, ☾ ☽ ♃	0.38	10.56 4. 1 7.57
Dienst.	10 Margareta, Königin	Salaburg	☾ ☽ ♃ Gewitter	1. 2	Nachm. 4. 1 7.58
Mittw.	11 Barnabas, Iduna	Iduna	☾ ☽ ♃ regitl.	1.23	1.28 4. 0 7.59
Donn.	12 Basilides, Dnyphrius	Harduin	☾ ☽ ♃	1.43	2.41 4. 0 7.59
Freit.	13 Anton von Padua	Nordhild	☾ ☽ ♃ schwül	2. 4	3.52 4. 0 8. 0
Samst.	14 Basilius, Elisäus	Uanna	☾ ☽ ♃	2.26	5. 3 4. 0 8. 0
24.	Prot. Das große Abendmahl. Luf. 14, 16-24. Kath. Vom verlorenen Schafe. Luf. 15, 1-10.		Mit dem Bäcker in der Hand kommt er durch das ganze Land.	Tageslänge 16 Stunden 1 Minute.	
Sonnt.	15 E. 2. Vitus, Modest.	Boso	☾ ☽ ♃ ♃ ♃ ♃	2.51	6.12 4. 0 8. 1
Mont.	16 Justina, Ludgard	Volker	☾ ☽ ♃ Siehl. ☽ ♃	3.21	7.19 4. 0 8. 1
Dienst.	17 Hortensia, Rainer	Cheobald	☾ ☽ ♃, ☾ ☽ ♃	3.56	8.20 4. 0 8. 2
Mittw.	18 Marcellus, Arnulf	Arnulf	☾ ☽ ♃ in ☽ zur.	4.39	9.12 4. 0 8. 2
Donn.	19 Gerhard, Gervasius	Gerhart	☾ ☽ ♃ ♃ in ☽	5.29	9.57 4. 0 8. 2
Freit.	20 Sylverius, Regina	Afalinde	☾ ☽ ♃ längster Tag, Sommeranfang	6.26	10.34 4. 0 8. 3
Samst.	21 Albanus, Moysius	Geburtl. des Herz. v. Sachl. v. Ob. Gotha.	☾ ☽ ♃ Grdf. ☽ in ☽	7.28	11. 3 4. 0 8. 3
25.	Prot. Die suchende und rettende Liebe. Luf. 15, 1-10. Kath. Berufung Petri. Luf. 5, 1-11.		Der erste Religionslehrer sei immer die Mutter.	Tageslänge 16 Stunden 3 Minuten.	
Sonnt.	22 E. 3. Paul., 10000 R.	Similde	☾ ☽ ♃, ☾ ☽ ♃	8.33	11.29 4. 0 8. 3
Mont.	23 Edeltrud, Agrippina	Edeltrud	☾ ☽ ♃	9.37	11.50 4. 1 8. 3
Dienst.	24 Johannes d. E. Geb.	Geb. v. Grafherz. v. Sachl. v. Weim. Eisen.	☾ ☽ ♃ Vorzeichen in gest. der Kosmos	10.44	Vorm. 4. 1 8. 3
Mittw.	25 Eulogius, Prosper	Eberhart	☾ ☽ ♃	11.50	0.10 4. 1 8. 3
Donn.	26 Joh., Paul, Jeremias	Kotruda	☾ ☽ ♃	Nachm.	0.28 4. 2 8. 3
Freit.	27 7 Schläfer, Ladisl.	Gunilde	☾ ☽ ♃ Wind	2. 8	0.46 4. 2 8. 3
Samst.	28 Benjamin, Leo II.	Iduberga	☾ ☽ ♃, ☾ ☽ ♃	3.23	1. 8 4. 3 8. 3
26.	Prot. Das Gleichnis v. Splitter u. Balken. Luf. 6, 36-42. Kath. Der Pharisäer Gerechtigleit. Matth. 5, 20-24.		Mit dem Urteil nicht eile, höre zuvor beide Teile.	Tageslänge 16 Stunden 0 Minuten.	
Sonnt.	29 E. 4. Petrus, Paulus	Edburga	☾ ☽ ♃ ♃ ♃ ♃	4.40	1.32 4. 3 8. 3
Mont.	30 Lucina, Pauli Ged.	Edowin	☾ ☽ ♃	6. 0	2. 2 4. 4 8. 3

Ein edler Mensch kann einem enen Kreise nicht seine Bildung danken. Vater und Mutter muß auf ihn wirken.

Was in der Jugend nur von Zeit zu Zeit aus überfällt, die Sehnsucht auszurufen, Sie wird im Alter bleibendes Verlangen.

18. Juni 1815.
Schlacht bei Waterloo.
Religion ist Kenntnis der natürlichen Erde.



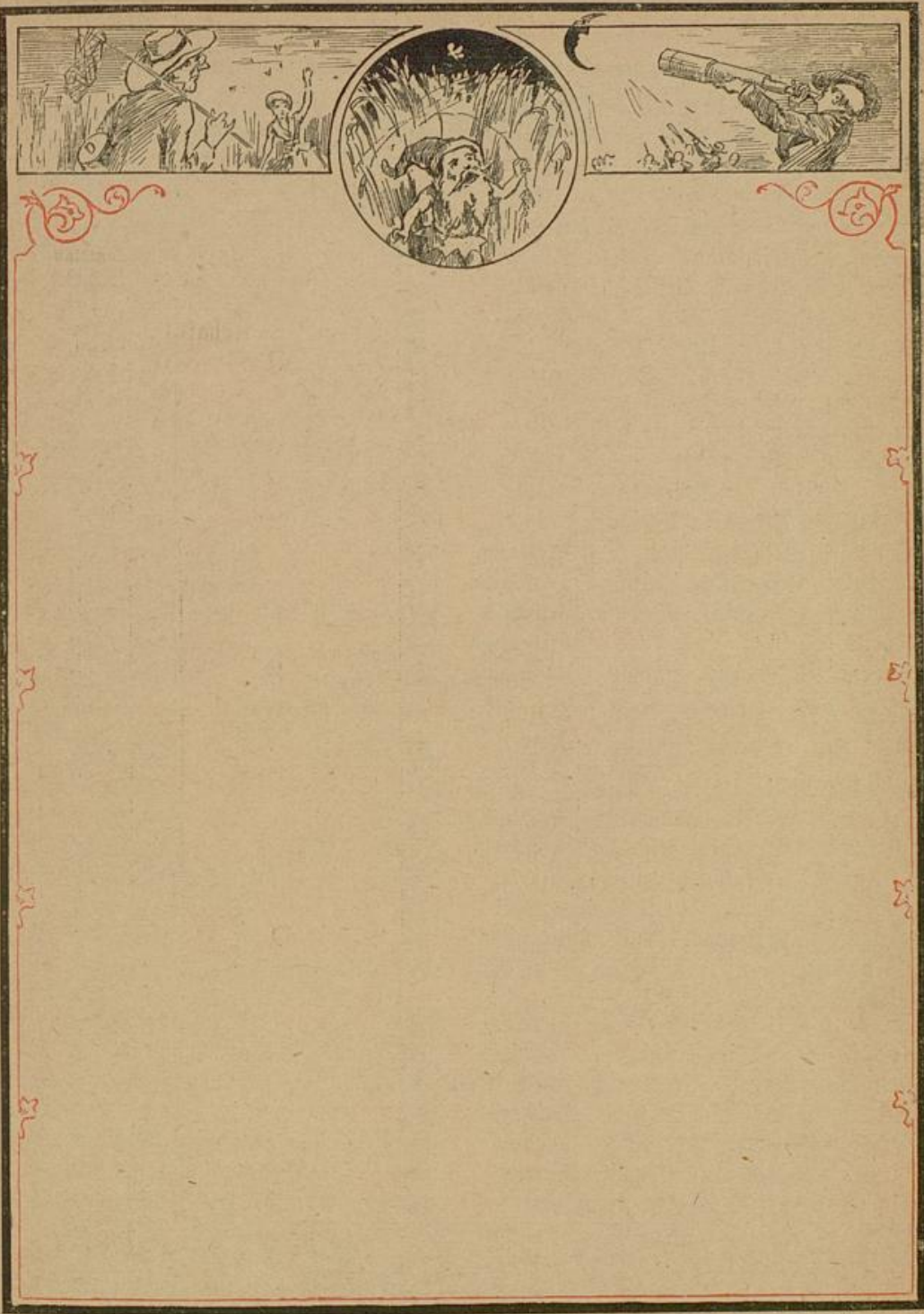
1890. VII.		Juli oder Heumond		C = u. Planetenlauf		Mond-		Sonnen-	
Evangelischer u. Katholischer.		Deutscher.		Mutmaßl. Witterung		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
Dienst.	1 Theobald, Simeon	Theobald		Cim ♂, C♂ ♀	7.18	2.40	4. 4.	8. 3.	
Mittw.	2 Mariä Heims., Otto	Otto, Otthild		2.55 n. ☾	8.26	3.31	4. 5.	8. 2.	
Donn.	3 Kornelius, Gulogius	Hagen		C Erdu. ☉ Erdf.	9.23	4.36	4. 6.	8. 2.	
Freit.	4 Ulrich, Bisch., Hatto	Ulrich		C♂ ♀ ☉ rechtl.	10. 5	5.52	4. 6.	8. 2.	
Samst.	5 Wendelin, Zoe	Wendelin		C♂ ♀, C♂ ♂	10.39	7.15	4. 7.	8. 1.	
27. Prot. Petri Fischzug. Luf. 5, 1-11. Kath. Jesus speit 4000 Mann. Marf. 8, 1-9.				Die aufgehende Sonne hat mehr Anderer als die untergehende.		Tageslänge 15 Stunden 53 Minuten.			
Sonnt.	6 E. 5. Esajas, Domin.	Herrich		gewit- terhaft	11. 6	8.38	4. 8.	8. 1.	
Mont.	7 Wilibald, Joachim	Karlmann		geburtl. des Grechh. von Oldenburg.	11.29	9.59	4. 8.	8. 0.	
Dienst.	8 Kilian, Elisabeth	von Oldenburg.		☾ 5.15 n. ♀ ☐ ♂	11.49	11.16	4. 9.	8. 0.	
Mittw.	9 Cyrillus, Zeno, Luise	Wolfram		Berm. Rachm. 4.10	7.59				
Donn.	10 7 Brüder, Rufina	Gunjo		♂ * h	0.11	1.43	4.11	7.59	
Freit.	11 Kachel, Pius I.	Hanno		C♂ ♀	0.31	2.54	4.12	7.58	
Samst.	12 Nabor, Joh. Gualb.	Wesso, Hatto		C♂ ♀, C♂ ♂	0.55	4. 3.	4.13	7.57	
28. Prot. Es sei denn eure Gerechtigkeit besser. Matth. 5, 20-26. Kath. Vom falschen Propheten. Matth. 7, 15-21.				Des Menschen unverlierbares Erbe ist der Schmerz.		Tageslänge 15 Stunden 44 Minuten.			
Sonnt.	13 E. 6. Heinrich, Anakl.	Heinrich		C♂ h un- stet	1.23	5.10	4.14	7.56	
Mont.	14 Alfred, Bonaventura	Deutobert		C im ♂	1.56	6.13	4.15	7.56	
Dienst.	15 Ap. Ceil., K. Heinrich	Hildebrant		☾ ☉ ☐ ☉, ♀ in ☉	2.36	7. 8.	4.16	7.55	
Mittw.	16 Ruth, Faustus	Heilwig		Hundstage Anfang	3.24	7.56	4.17	7.54	
Donn.	17 Alerius, Arthur	Fromund		1.21 ♀ ♂ h	4.20	8.35	4.18	7.53	
Freit.	18 Maternus, Rufina	Egenolf		C Erdf.	5.20	9. 6.	4.19	7.52	
Samst.	19 Rosina, Vinzenz	Hilderich		C♂ h, C♂ ♀	6.23	9.33	4.20	7.51	
29. Prot. Eure Rede sei: Ja, ja; nein, nein! Matth. 5, 33-37. Kath. Vom ungerechten Haushalter. Luf. 16, 1-9.				Die Brust des Menschen ist härter als der Schmerz.		Tageslänge 15 Stunden 29 Minuten.			
Sonnt.	20 E. 7. Margareta	Arnold		♀ △ ♂ warm	7.28	9.55	4.21	7.50	
Mont.	21 Arbogast, Dietrich	Arbo, Erbo		♀ wird Abendstern	8.33	10.14	4.22	7.49	
Dienst.	22 Maria Magdalena	Alberich		☉ in ☉, ♀ in ☉	9.39	10.33	4.24	7.48	
Mittw.	23 Apollinaris, Libor.	Herwig		♂ △ ☉ (♀ in ☉)	10.45	10.51	4.25	7.47	
Donn.	24 Christina, Bernhard	Emich		C♂ ♂	11.54	11.11	4.26	7.46	
Freit.	25 Jakob, Christoph	Hildebert		3.16 C♂ ♀	Rachm. 11.32	4.27	7.44		
Samst.	26 Anna, Polybius	Sigelinde		♀ ♂ ♀ schwül	2.18	11.58	4.29	7.43	
30. Prot. Seht euch vor vor d. falsch. Proph. Matth. 7, 15-23. Kath. Jesus weint über Jerusalem. Luf. 19, 41-47.				Blas dich, ringe, seze, sinn, Ohne Gott ist kein Gewinn.		Tageslänge 15 Stunden 12 Minuten.			
Sonnt.	27 E. 8. Pantal., Martha	Rutharth		C♂ ♂, C♂ h	3.35	Berm. 4.30	4.30	7.42	
Mont.	28 Nazarius, Gelsus	Mangold		C im ♂, C♂ ♀	4.52	0.31	4.31	7.41	
Dienst.	29 Beatrix, Martha	Egbert		♀ ♂ ☉ Donner	6. 4	1.14	4.32	7.39	
Mittw.	30 Jakobea, Abdon	Gerold		☾ [C♂ ♀	7. 7	2.12	4.34	7.38	
Donn.	31 German, Ignaz v. L.	Friedegar		9.56 n. C Erdu.	7.57	3.22	4.35	7.36	

Kein Geld trägt so viel Jinsen ein,
Kein Kreuz und Wallschmud steht so fein,
Kein Helm und Hornisch deckt so gut,
Als Keuschheit thut.

Das Schicksal ist nur Gottes Knecht;
Gott herrscht allein mit Gult und Recht.
Wer sich in Gott erheben kann,
Dem wird das Schicksal unterthan.

3. Juli 1866.
Schlacht bei Königgrätz.
Wer sich unter's Schicksal
schmiegt, hat's bezeugt.

Sonnen-			
Untg.	Hfg.	Utg.	
Dr.	U. Dr.	U. Dr.	
2.40	4.	4.	8. 3
3.31	4.	5.	8. 2
4.36	4.	6.	8. 2
5.52	4.	6.	8. 2
7.15	4.	7.	8. 1
ageslänge oben 53 Minuten.			
8.38	4.	8.	8. 1
9.59	4.	8.	8. 0
1.16	4.	9.	8. 0
atm.	4.10	7.59	
1.43	4.11	7.59	
2.54	4.12	7.58	
4. 8	4.13	7.57	
ageslänge oben 44 Minuten.			
5.10	4.14	7.56	
6.13	4.15	7.56	
7. 8	4.16	7.55	
7.56	4.17	7.54	
8.35	4.18	7.53	
9. 6	4.19	7.52	
9.33	4.20	7.51	
ageslänge oben 29 Minuten.			
9.55	4.21	7.50	
10.14	4.22	7.49	
10.33	4.24	7.48	
10.51	4.25	7.47	
11.11	4.26	7.46	
11.32	4.27	7.44	
11.58	4.29	7.43	
ageslänge oben 12 Minuten.			
Berm.	4.30	7.42	
0.31	4.31	7.41	
1.14	4.32	7.39	
2.12	4.34	7.38	
3.22	4.35	7.36	
Juli 1866. bei Königgrätz.			
untere Schicht ist, hat's besetzt.			



1890. VIII.		August oder Erntemonat		C= u. Planetenlauf		Mond-		Sonnen-	
Monat.		Deutscher.		Mutmaßl. Witterung		Aufg. Untg. U. 2R. U. 2R.		Aufg. Untg. U. 2R. U. 2R.	
Freit.	1 Petri Kettenfeier	Schmidt, b. Fürsten zu Schaumb. Lippe.				8.34	4.45	4.36	7.35
Samst.	2 Gustav, Portiunkula	Gustav, Eudo				9. 5	6.10	4.37	7.34
31.		Prot. Das Bekenntnis Petri. Matth. 16, 13-20. Kath. Pharisäer und Zöllner. Luf. 18, 9-14.		Die Schuld nur hat das Recht, und weh zu thun.		Tageslänge 14 Stunden 55 Minuten.			
Sonnt.	3 E. Steph. Erf., Aug.	Walram				9.30	7.35	4.38	7.33
Mont.	4 Dominikus, Jofias	Friedbrant			Regen	9.53	8.56	4.40	7.31
Dienst.	5 Oswald, M. Schnee	Oswald			feucht	10.13	10.15	4.41	7.30
Mittw.	6 Sirtus, Verkl. Chr.	Krassto				10.36	11.30	4.42	7.28
Donn.	7 Afra, Albert, Rajet.	Geb. d. Fürsten von Schwarzb. Soudersch.				10.58	Rachm.	4.43	7.27
Freit.	8 Reinhard, Cyriacus	Reinhard				11.26	1.54	4.45	7.25
Samst.	9 Erich, Romanus	Dibold			Stern-	11.57	3. 3	4.46	7.23
32.		Prot. Jesus weint über Jerusalem. Luf. 19, 41-43. Kath. Vom Taubstummen. Mark. 7, 31-37.		Wer sich zuviel entschuldiget, der schuldiget sich an.		Tageslänge 14 Stunden 34 Minuten.			
Sonnt.	10 E. 10. Laurentius	Sigolf			schuppen	Vorm.	4. 7	4.48	7.22
Mont.	11 Hermann, Susanna	Bernolt				0.35	5. 5	4.49	7.20
Dienst.	12 Klara, Adele	Wolfrade			windig	1.21	5.55	4.50	7.18
Mittw.	13 Hippolyt, Kassian	Friedhilde			Regen	2.13	6.36	4.52	7.17
Donn.	14 Eusebius, Barnfr.	Brunhild			Erdf.	3.12	7. 9	4.53	7.15
Freit.	15 Maria Himmelfahrt	Fridegund				4.15	7.36	4.55	7.13
Samst.	16 Jodokus, Rochus	Rosamunde				5.19	8. 0	4.56	7.11
33.		Prot. Der Pharisäer und der Zöllner. Luf. 18, 9-14. Kath. Barmherziger Samariter. Luf. 10, 23-37.		Schulden, Alter und Tod kommen unangemeldet ins Haus.		Tageslänge 14 Stunden 12 Minuten.			
Sonnt.	17 E. 11. Verena, Liber.	Welleda				6.25	8.20	4.57	7. 9
Mont.	18 Klara v. M., Helena	Geburtd. d. Kaisers von Osterreich.				7.32	8.39	4.59	7. 8
Dienst.	19 Sebald, Ludovikus	Sebald, Ruth.				8.37	8.57	5. 0	7. 6
Mittw.	20 Bernhard, Philibert	Bernhart				9.44	9.15	5. 2	7. 4
Donn.	21 Privatus, Franziska	Hunolt			stürmisch	10.53	9.35	5. 3	7. 2
Freit.	22 Symphorian, Timot.	Serbert			heiter	Rachm.	9.58	5. 4	7. 0
Samst.	23 Philippus, Zachäus	Roswitha				1.17	10.28	5. 6	6.58
34.		Prot. Hephatha d. h. thue dich auf. Mark. 7, 31-37. Kath. Von 10 Ausfägigen. Luf. 17, 1-19.		Sehnüchzt rüchzt das Entfernte näher, entfernt aber oft das Nächste.		Tageslänge 13 Stunden 49 Minuten.			
Sonnt.	24 E. 12. Barthol., Ap.	Diether				2.33	11. 5	5. 7	6.56
Mont.	25 Ludwig, König	Ludwig				3.45	11.55	5. 9	6.54
Dienst.	26 Samuel, Zephyrin	Edith, Egith			schön	4.50	Vorm.	5.10	6.52
Mittw.	27 Gebhard, Jos. v. Gal.	Gebhard			Hundstage Ende.	5.45	0.58	5.12	6.50
Donn.	28 Augustinus, Adel.	Frodulf				6.28	2.13	5.13	6.48
Freit.	29 Johann. Enthaupt.	Dietger			Erdn.	7. 2	3.37	5.14	6.46
Samst.	30 Felix, Adolf, Rosa	Adolf				7.29	5. 3	5.16	6.44
35.		Prot. Der barmherzige Samariter. Luf. 10, 23-37. Kath. Vom ungerechten Rammion. Matth. 6, 24-33.		Sehnüchzt ohne Befriedigung ist ein süßes, aber zehrendes Gift.		Tageslänge 13 Stunden 25 Minuten.			
Sonnt.	31 E. 13. Raimund	Raimund				7.53	6.28	5.17	6.42

d. Sonnen		
Untg.	Mfg.	Utg.
1. 9R.	11. 9R.	11. 9R.
4.45	4.36	7.35
6.10	4.37	7.34
Tageslänge oben 55 Minuten.		
7.35	4.38	7.33
8.56	4.40	7.31
10.15	4.41	7.30
1.30	4.42	7.28
2.45m.	4.43	7.27
1.54	4.45	7.25
3. 3	4.46	7.23
Tageslänge oben 34 Minuten.		
4. 7	4.48	7.22
5. 5	4.49	7.20
5.55	4.50	7.18
6.36	4.52	7.17
7. 9	4.53	7.15
7.36	4.55	7.13
8. 0	4.56	7.11
Tageslänge oben 12 Minuten.		
8.20	4.57	7. 9
8.39	4.59	7. 8
8.57	5. 0	7. 6
9.15	5. 2	7. 4
9.35	5. 3	7. 2
9.58	5. 4	7. 0
10.28	5. 6	6.58
Tageslänge oben 49 Minuten.		
11. 5	5. 7	6.56
11.55	5. 9	6.54
Berm.	5.10	6.52
0.58	5.12	6.50
2.13	5.13	6.48
3.37	5.14	6.46
5. 3	5.16	6.44
Tageslänge oben 25 Minuten.		
6.28	5.17	6.42



[The main body of the page is blank, framed by a decorative border.]

Monat	Sonnen-		
Untg.	Mtg.	Untg.	Mtg.
U. 22.	U. 22.	U. 22.	U. 22.
7.50	5.19	6.40	
9.10	5.20	6.38	
10.26	5.21	6.36	
11.41	5.23	6.34	
Nachm.	5.24	6.32	
1.59	5.26	6.30	

Tageslänge
Stunden 1 Minute.

3. 0	5.27	6.28
3.52	5.28	6.26
4.36	5.29	6.24
5.12	5.30	6.22
5.41	5.32	6.20
6. 6	5.33	6.18
6.26	5.35	6.16

Tageslänge
Stunden 38 Minuten.

6.45	5.36	6.14
7. 3	5.37	6.12
7.21	5.39	6.10
7.41	5.40	6. 8
8. 2	5.42	6. 6
8.29	5.43	6. 3
9. 2	5.45	6. 1

Tageslänge
Stunden 13 Minuten.

9.46	5.46	5.59
10.42	5.47	5.57
11.50	5.49	5.55
Vorm.	5.50	5.53
1. 9	5.52	5.51
2.32	5.53	5.48
3.57	5.55	5.46

Tageslänge
Stunden 4 Minuten.

5.20	5.56	5.44
6.41	5.58	5.42
8. 0	5.59	5.40

pt. 1870. Napoleon III.
Sedan gefangen.
pt. 1870. Straßburg
wieder deutsch.
Lehnsticht ist die Tochter
der Erinnerung.



The main body of the page is a large, empty rectangular area, likely intended for handwritten notes or a calendar grid. It is framed by a thin black border and decorated with red scrollwork at the corners and along the sides.

1890. X. Monat.	Oktober oder Weinmond		C-n. Planetenlauf Mutmaßl. Witterung	Mond.		Sonnen.		
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.		Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	
Mittw.	1 Remigius, Julia	Volkmar		sonnig	7.23	9.19	6. 1 5.38	
Donn.	2 Teodegar, Theophil.	Athelm			7.53	10.33	6. 2 5.36	
Freit.	3 Jairus, Candidus	Alapold			8.27	11.45	6. 3 5.34	
Samst.	4 Franz v. A., Edwin	Franz			9. 8	Nachm.	6. 5 5.32	
40.	Prot. Glaube und Liebe. Matth. 22, 34-46. Kath. Königliche Hochzeit. Matth. 22, 1-14.		Was aber ist die Pflicht? Die Forderung des Tages.		Tageslänge 11 Stunden 24 Minuten.			
Sonnt.	5 E. 18. Erntefest in Bayern				9.57	1.47	6. 6 5.30	
Mont.	6 Angela, Bruno	Lodemar			10.52	2.34	6. 8 5.28	
Dienst.	7 Juditha, Amalia	Amelott		warm	11.54	3.13	6. 9 5.26	
Mittw.	8 Pelagius, Brigitta	Craugott		Erdf. ♀ rechtl.	Borm.	3.44	6.11 5.24	
Donn.	9 Dionysius, Abraham	Diegitha			9.58	4.11	6.12 5.22	
Freit.	10 Gideon, Franz B.	Gerhilde			2. 4	4.32	6.14 5.20	
Samst.	11 Burkhard, Emil	Burkhart		bedeckt	3.10	4.51	6.15 5.18	
41.	Prot. Der Sichtbrüchige. Matth. 9, 1-8. Kath. Sohn des röm. Beamten. Joh. 4, 46-53.		Nur so weit unsere Stärke reicht, geht auch unsere Pflicht.		Tageslänge 10 Stunden 39 Minuten.			
Sonnt.	12 E. 19. Walfried	Walther			4.17	5. 9	6.17 5.16	
Mont.	13 Koloman, Eduard	Wallia			5.25	5.27	6.19 5.14	
Dienst.	14 Kalixtus, Kallistus	Hermanarich			6.35	5.46	6.20 5.12	
Mittw.	15 Theresia, Aurelia	Leupold			7.45	6. 6	6.21 5.10	
Donn.	16 Gallus, Abt	Erlefried		Wegensfern in größter Ausweichung	8.59	6.32	6.22 5. 8	
Freit.	17 Florentin, Hedwig	Sekuritt. d. Grobsh. v. Mecklenb. Strelitz.			10.14	7. 2	6.24 5. 6	
Samst.	18 Lukas, Evangelist	Hadbürg			11.27	7.43	6.25 5. 5	
42.	Prot. Das hochzeitliche Kleid. Matth. 22, 1-14. Kath. Des Königs Rechnung. Matth. 18, 23-35.		Außerordentliche Schicksale tragen ausgezeichnete Pflichten auf.		Tageslänge 10 Stunden 36 Minuten.			
Sonnt.	19 E. 20. Allg. Kirchw.	Eckehart			Nachm.	8.34	6.27 5. 3	
Mont.	20 Wendelin, Sindolf	Agilolf			1.34	9.38	6.29 5. 1	
Dienst.	21 Ursula, Berthold	Chassilo			2.23	10.51	6.30 4.59	
Mittw.	22 Kordula, Mar. Sal.	Baldwin		aufhei- ternd	3. 0	Borm.	6.32 4.57	
Donn.	23 Severinus, Berns	Eisfried			3.31	0.12	6.33 4.55	
Freit.	24 Salomea, Raphael	Harold		Erdnähe	3.55	1.34	6.35 4.53	
Samst.	25 Krispinus, Chryf.	Leutfried			4.18	2.55	6.36 4.52	
43.	Prot. Gehe hin, dein Sohn lebt. Joh. 4, 47-54. Kath. Vom Zinsgroßchen. Matth. 22, 15-21.		Zuversicht, was auch Reizen bringen wird man trinken, lästern, singen.		Tageslänge 10 Stunden 12 Minuten.			
Sonnt.	26 E. 21. Amandus	Erchanger			4.38	4.16	6.38 4.50	
Mont.	27 Sabina, Capitolinus	Eldritha		Neubieren in größtem Glanz	5. 0	5.34	6.39 4.48	
Dienst.	28 Simon u. Judas	Markwart			5.23	6.53	6.41 4.46	
Mittw.	29 Eusebia, Narcissus	Gisela			5.50	8.10	6.43 4.44	
Donn.	30 Hartmann, Entrop.	Hartmann		unstet	6.21	9.29	6.44 4.43	
Freit.	31 Ref.-Fest in Sachsen	Wolfgang			6.59	10.35	6.46 4.41	
Du predigst viel in Kirche und Haus; Es geht zum Ohre hinein und hinaus; Doch soll es dringen ins Herz hinein, So mußt du selber die Predigt sein.			Törlungen Sind immer nur dem Handeln hinderlich, Die fürwächliche Nach' ist stets die Tochter Des tiefsten Schweigens.			27. Oktober 1870. Übergabe d. Festung Metz. Die: Predigen macht den Leib müde.		

Sonnent. **Sonnen.**

	Untg.	Mfg.	Utg.
	U. 20	U. 20	U. 20
8	9.19	6. 15	5.38
8	10.33	6. 25	5.36
7	11.45	6. 35	5.34
8	Nachm.	6. 55	5.32

Tageslänge
Stunden 24 Minuten.

7	1.47	6. 6	5.30
2	2.34	6. 8	5.28
4	3.13	6. 9	5.26
1	3.44	6.11	5.24
8	4.11	6.12	5.22
4	4.32	6.14	5.20
0	4.51	6.15	5.18

Tageslänge
Stunden 20 Minuten.

7	5. 9	6.17	5.16
5	5.27	6.19	5.14
5	5.46	6.20	5.12
5	6. 6	6.21	5.10
9	6.32	6.22	5. 8
4	7. 2	6.24	5. 6
7	7.43	6.25	5. 5

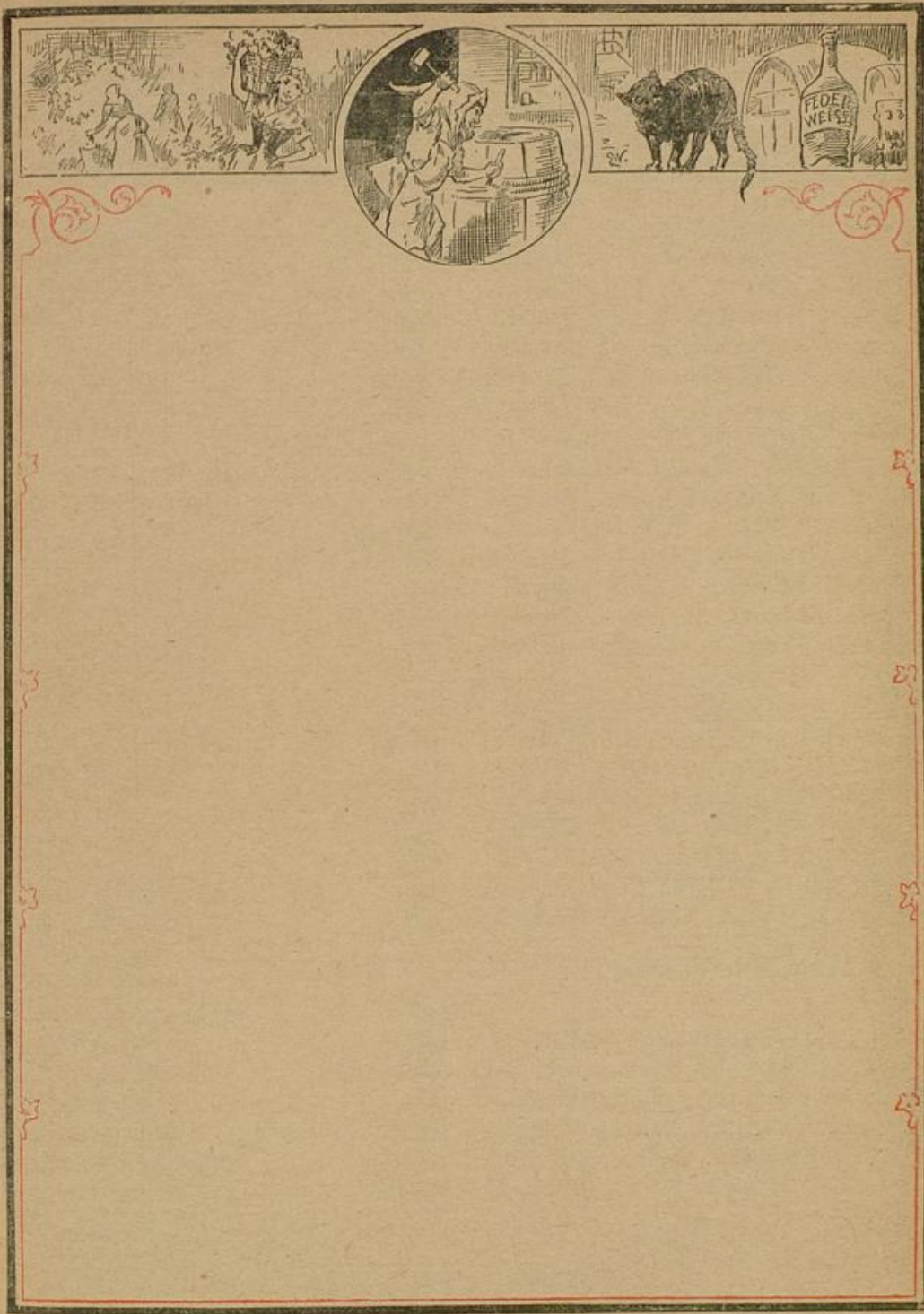
Tageslänge
Stunden 20 Minuten.

1	8.34	6.27	5. 3
4	9.38	6.29	5. 1
3	10.51	6.30	4.59
0	Berm.	6.32	4.57
1	0.12	6.33	4.55
5	1.34	6.35	4.53
8	2.55	6.36	4.52

Tageslänge
Stunden 13 Minuten.

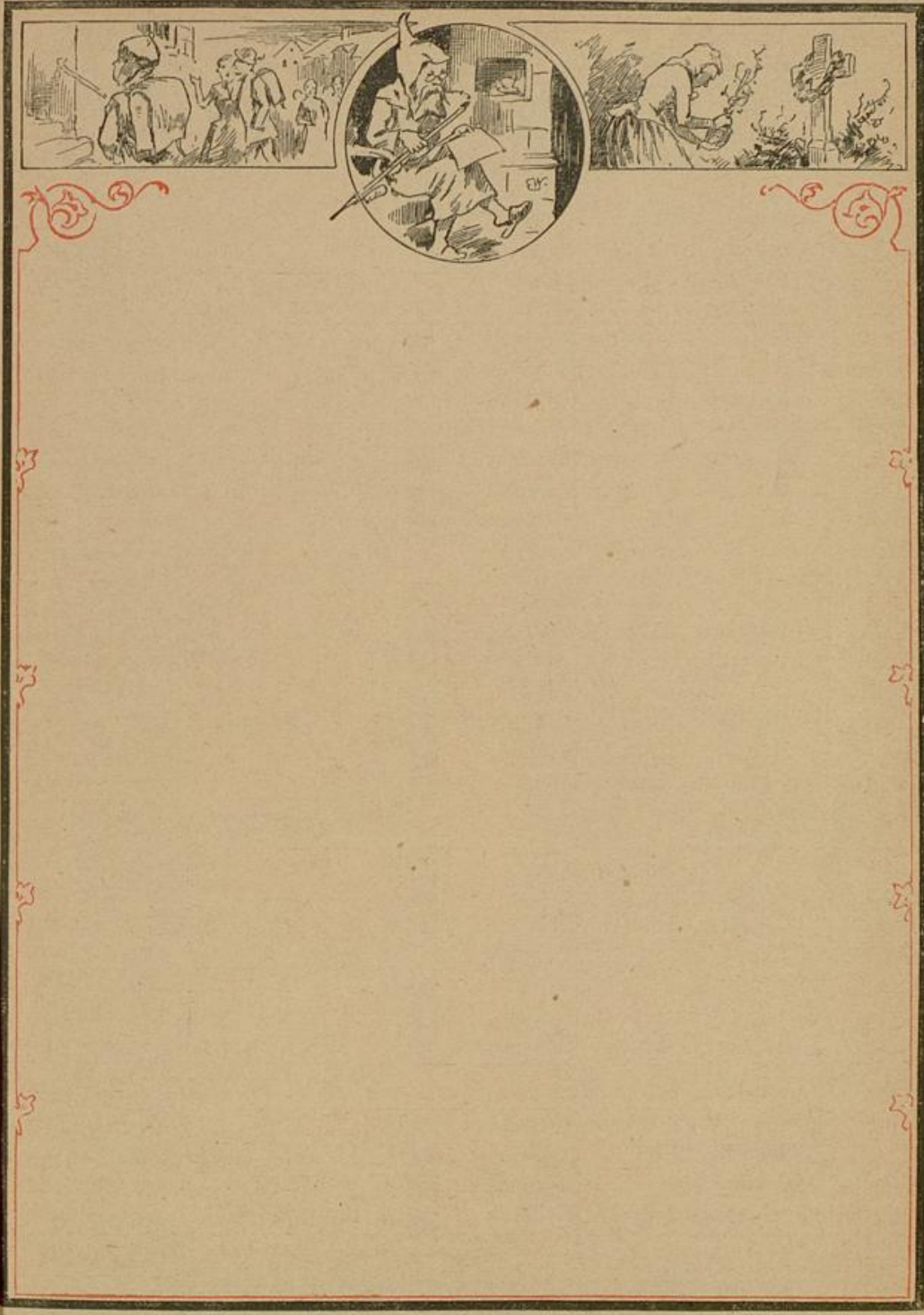
8	4.16	6.38	4.50
0	5.34	6.39	4.48
3	6.53	6.41	4.46
0	8.10	6.43	4.44
1	9.29	6.44	4.43
9	10.35	6.46	4.41

7. Oktober 1870.
Gabe d. Festung Metz.
Bredigen macht den
Leib müde.



1890. XI.		November oder Windmond		C = u. Planetenlauf		Mond		Sonn	
Monat	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.	
Samst.	1	Aller Heiligen	Hildegund	☾	♀ in ☾	7.46	11.36	6.47	4.39
44.	Prot. Die Auffind. d. Gesetz. i. Tempel. 2. Kön. 22, 8-13. Kath. Des Obersten Tochter. Matth. 9, 18-26.			Die Maseret ist stumme Poesle, und die Poesle redende Maseret.		Tageslänge 9 Stunden 49 Minuten.			
Sonnt.	2	E. 22. Ref.-Fest. Aller Seelen		☾	♂ ☐ ♀	8.40	Nachm.	6.49	4.38
Mont.	3	Theophil, Birmin	Winhilde	☾	☾ ☐ ♂, ☾ ☐ ♀	9.39	1.13	6.50	4.36
Dienst.	4	Sigmund, Karl Bor.	Sigmund	☾	☾ ^{4.45} ☐ ♀, ☾ ☐ h	10.44	1.46	6.52	4.35
Mittw.	5	Malachias, Zachar.	Komwer	☾	☾ Erdferne	11.48	2.13	6.54	4.33
Donn.	6	Leonhard, Alwine	Alwine	☾	♂ in ☾ feucht	Vorm.	2.37	6.55	4.32
Freit.	7	Florentin, Engelb.	Angelbert	☾	☾ ☐ h, ☾ ☐ ♀	0.55	2.56	6.57	4.30
Samst.	8	Gekrönte, Gottfr.	Hermingild	☾	h * ☐, ♀ ☐ ♀	2. 2	3.15	6.59	4.29
45.	Prot. Gebt d. Kaiser, was d. Kaisers ist. Matth. 22, 15-22. Kath. Vom guten Samen. Matth. 13, 24-30.			Verzeihe Verleibungen, denn die Rache verewigt den Haß.		Tageslänge 9 Stunden 28 Minuten.			
Sonnt.	9	E. 23. Theodor, Erbo	Gunila	☾	13. u. 14. Sternschn.	3. 8	3.32	7. 0	4.28
Mont.	10	Iustus, Tryphon	Bardolf	☾	☾ ☐ ♂ frisch	4.18	3.50	7. 2	4.27
Dienst.	11	Martin, Bischof	Willimar	☾	☾ ☐ ♂	5.28	4.10	7. 3	4.25
Mittw.	12	Martin, Papst, Jon.	Chemthilde	☾	☾ ^{2.9} ☐ ♂ ♀	6.42	4.33	7. 5	4.24
Donn.	13	Weibert, Stanisl.	Wibert	☾	♂ ☐ ♀, ♀ rückl.	7.58	5. 2	7. 6	4.23
Freit.	14	Jeline, Veneranda	Friedrich	☾	☾ in ☐, ☾ ☐ ♀	9.15	5.39	7. 7	4.22
Samst.	15	Leopold, Luitpold	Notburga	☾	♀ * h	10.27	6.28	7. 9	4.20
46.	Prot. Das Land soll euch Früchte geben. 3. Mos. 25, 18-23. Kath. Das Himmelreich ein Senfforn. Matth. 13, 31-35.			Wer da will gerechte Rache, Der empfehle Gott die Sache.		Tageslänge 9 Stunden 9 Minuten.			
Sonnt.	16	E. 24. Bad. Erntefest	Landsfried	☾	☾ kühl	11.31	7.29	7.10	4.19
Mont.	17	Florian, Gregor	Sigrade	☾	☾ ^{mit Abnehmen}	Nachm.	8.40	7.12	4.18
Dienst.	18	P. P. Kirchweih, Otto	Alboin	☾	☾ Erdn. ☾ ☐ ♀	1. 4	9.59	7.13	4.17
Mittw.	19	Eli abeth, Kön. v. U.	Wibrant	☾	☾ ^{1.16} ☐ ♂	1.35	11.19	7.15	4.16
Donn.	20	Amos, Eduard, Fel.	Ulmann	☾	☾ ☐ h	2. 1	Vorm.	7.17	4.15
Freit.	21	Dust. i. S. Mariä Dpf.	Angelinde	☾	♀ in ☐ trüb	2.23	0.39	7.18	4.14
Samst.	22	Cäcilia, Alphonz	Wendelgart	☾	♀ in ☐	2.43	1.57	7.20	4.13
47.	Prot. Der Tezt wird von der Oberkirchenbehörde bestimmt. Kath. Greuel der Verwüstung. Matth. 24, 15-35.			Nichts macht den Geist kräftiger als eine unterlassene Rache.		Tageslänge 8 Stunden 51 Minuten.			
Sonnt.	23	E. 25. Duf- und Betttag in Baden		☾	☾ schön	3. 3	3.15	7.21	4.12
Mont.	24	Chrysogon., Joh. v. f.	Bathilde	☾	☾ ☐ ♀ * ♂	3.25	4.31	7.22	4.11
Dienst.	25	Katharina, Fintan	Ivo, Cillo	☾	☾ Unsichtb. ☾ Finst.	3.49	5.48	7.24	4.10
Mittw.	26	Konradus, Egbert	Konrat	☾	☾ ^{1.51} ☐ ♂ ♀	4.18	7. 3	7.25	4. 9
Donn.	27	Jeremias, Valerian	Willigis	☾	☾ in ☐	4.52	8.16	7.27	4. 9
Freit.	28	Günther, Sophthenes	Günther	☾	♀ * ♀ hell	5.36	9.22	7.28	4. 8
Samst.	29	Saturnin, Noah	Helferich	☾	☾ ☐ ♀	6.27	10.20	7.29	4. 7
48.	Prot. Der Anbruch des Tages. Röm. 13, 11-14. Kath. Zeichen des Gerichts. Luf. 21, 25-33.			Rache für Verleibung ist die unedelste Verleibung.		Tageslänge 8 Stunden 36 Minuten.			
Sonnt.	30	E. 1. Ado. u. Hj.	Gerwin	☾	☾ * ☐	7.25	11. 7	7.31	4. 7

nd.	Sonnen		
Untg.	Mfg.	Utg.	
U. 22.	U. 22.	U. 22.	
11.36	6.47	4.39	
Tageslänge oben 49 Minuten.			
Nachm.	6.49	4.38	
1.13	6.50	4.36	
1.46	6.52	4.35	
2.13	6.54	4.33	
2.37	6.55	4.32	
2.56	6.57	4.30	
3.15	6.59	4.29	
Tageslänge oben 28 Minuten.			
3.32	7. 0	4.28	
3.50	7. 2	4.27	
4.10	7. 3	4.25	
4.33	7. 5	4.24	
5. 2	7. 6	4.23	
5.39	7. 7	4.22	
6.28	7. 9	4.20	
Tageslänge oben 9 Minuten.			
7.29	7.10	4.19	
8.40	7.12	4.18	
9.59	7.13	4.17	
11.19	7.15	4.16	
Borm.	7.17	4.15	
0.39	7.18	4.14	
1.57	7.20	4.13	
Tageslänge oben 51 Minuten.			
3.15	7.21	4.12	
4.31	7.22	4.11	
5.48	7.24	4.10	
7. 3	7.25	4. 9	
8.16	7.27	4. 9	
9.22	7.28	4. 8	
10.20	7.29	4. 7	
Tageslänge oben 36 Minuten.			
11. 7	7.31	4. 7	



1890. XII. Monat.	Dezember oder Wintermond		C = n. Planetenlauf		Mond.		Sonn.		
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl.	Witterung	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Ufg. U. M.	
Mont.	1 Eligius, Longinus	Hertha		schön	8.28	11.46	7.32	4. 6	
Dienst.	2 Kandidus, Bibiana	Hidulf			9.34	Rachm.	7.33	4. 6	
Mittw.	3 Lucian, Franz Xaver	Gotthelf			10.39	0.41	7.35	4. 5	
Donn.	4 Barbara, Sigrum	Sigrum			11.45	1. 17	7.36	4. 5	
Freit.	5 Lucius, Sabbas	Ingeburg			Vorm.	1.19	7.37	4. 4	
Samst.	6 Nikolaus, Saryo	Saryo			0.50	1.37	7.38	4. 4	
49.	Prot. Die Eintracht. Röm. 15, 5-13. Kath. Johannes im Gefängnis. Matth. 11, 2-10.		Oftmals der allerbeste Rat Den aller schlimmsten Ausgang hat.		Tageslänge		8 Stunden 25 Minuten.		
Sonnt.	7 C. 2. Adv. Werner	Reginald		Frost	1.58	1.54	7.39	4. 4	
Mont.	8 Mariä Empfängnis	Wiro			3. 6	2.13	7.40	4. 4	
Dienst.	9 Wilibald, Leofadia	Wilibald			4.19	2.34	7.42	4. 4	
Mittw.	10 Walther, Gulalia	Godo, Ddolf			5.34	3. 0	7.43	4. 3	
Donn.	11 Damasus, Waldemar	Walabrecht			6.52	3.33	7.44	4. 3	
Freit.	12 Berthold, Synesius	Gangolf			8. 9	4.18	7.44	4. 3	
Samst.	13 Lucia, Ottilia	Aldobrant			9.19	5.15	7.45	4. 3	
50.	Prot. Die Haushalter Gottes. 1. Kor. 4, 1-5. Kath. Zeugnis Johannis. Joh. 1, 19-28.		Wer nicht lernt unrecht leiden, der lernt unrecht thun.		Tageslänge		8 Stunden 17 Minuten.		
Sonnt.	14 C. 3. Adv. Nikasius	Bertilo		Wind	10.17	6.26	7.46	4. 3	
Mont.	15 Abraham, Gusebinus	Merwig			11. 4	7.45	7.47	4. 4	
Dienst.	16 Adelheid, Ananias	Adelheid		Schnee	11.38	9. 7	7.48	4. 4	
Mittw.	17 Quat. Tazarus, Alb.	Alkwin			Rachm.	10.28	7.49	4. 4	
Donn.	18 Wunibald, Mar. C.	Wunnibald			0.29	11.46	7.49	4. 4	
Freit.	19 Nemesisus, Thea	Niblung			0.50	Vorm.	7.50	4. 5	
Samst.	20 Christian, Achilles	Fanzo			1. 9	1. 4	7.51	4. 5	
51.	Prot. Der Friede Gottes. Phil. 4, 4-7. Kath. Rufende Stimme. Luf. 3, 1-6.		Das Recht sagt: Jedem das Seine, Die Liebe sagt: Jedem das Deine.		Tageslänge		8 Stunden 15 Minuten.		
Sonnt.	21 C. 4. Adv. Thom., Ap.	Tioba			1.30	2.19	7.51	4. 6	
Mont.	22 Bertha, Beata, Zeno	Bertha		Wintereanfang	1.52	3.34	7.52	4. 6	
Dienst.	23 Dagobert, Viktoria	Dagobert			2.19	4.48	7.52	4. 7	
Mittw.	24 Adam, Eva, Herm.	Hermine			2.50	6. 1	7.52	4. 7	
Donn.	25 Christfest	Etticho			3.30	7. 9	7.53	4. 8	
Freit.	26 2 Christf., Stephanu	Stilicho			4.18	8.10	7.53	4. 9	
Samst.	27 Johannes, Evang.	Dankwart		trüb	5.13	9. 1	7.53	4. 9	
52.	Prot. Die Gotteskindschaft. Gal. 4, 1-7. Kath. Beschneidung Christi. Luf. 2, 33-40.		Klug zu reden ist oft schwer, Klug zu schweigen meist noch mehr.		Tageslänge		8 Stunden 16 Minuten.		
Sonnt.	28 C. 1. n. W. Kindeleint.	Herwart			6.14	9.44	7.54	4.10	
Mont.	29 Thomas, Bisch.	Ewalt		falt	7.20	10.16	7.54	4.11	
Dienst.	30 David, König	Sämund			8.25	10.42	7.54	4.12	
Mittw.	31 Schlusgd. Sylvester	Geiserich			9.31	11. 5	7.54	4.13	
Ob man auch goldne Berge dir verspricht, Läß dich zum Irrrecht nie verführen; Das Gold erschleckt zwar viele Thüren, Die Thür zum Himmel aber nicht.					Gerechtigkeit ist noch nicht Humanität selbst, sondern bloß die Grundlage zu ihr; mit Billig- keit sanft Humanität erst an, und mit Warm- herzigkeit wird sie vollendet.				
					18. Dez. 1870. Siegreiches Gerecht bei Anst.				
					Der größte Feind des Rechts ist das Verrecht.				

Rond.	Sonnen		
g. Uta.	Ufa.	Uta.	
R. U. 90.	U. 90.	U. 90.	
28	11.46	7.32	4. 6
34	Radm.	7.33	4. 6
39	0.41	7.35	4. 5
45	1. 1	7.36	4. 5
m	1.19	7.37	4. 4
50	1.37	7.38	4. 4
Tageslänge			
Stunden 25 Minuten.			
58	1.54	7.39	4. 4
6	2.13	7.40	4. 4
19	2.34	7.42	4. 4
34	3. 0	7.43	4. 3
52	3.33	7.44	4. 3
9	4.18	7.44	4. 3
19	5.15	7.45	4. 3
Tageslänge			
Stunden 17 Minuten.			
17	6.26	7.46	4. 3
4	7.45	7.47	4. 4
38	9. 7	7.48	4. 4
m.	10.28	7.49	4. 4
29	11.46	7.49	4. 4
50	Verm.	7.50	4. 5
9	1. 4	7.51	4. 5
Tageslänge			
Stunden 15 Minuten.			
30	2.19	7.51	4. 6
52	3.34	7.52	4. 6
19	4.48	7.52	4. 7
50	6. 1	7.52	4. 7
30	7. 9	7.53	4. 8
18	8.10	7.53	4. 9
13	9. 1	7.53	4. 9
Tageslänge			
Stunden 16 Minuten.			
14	9.44	7.54	4.10
20	10.16	7.54	4.11
25	10.42	7.54	4.12
31	11. 5	7.54	4.13
Des. 1870. Siegreiches Befecht bei Ruitz.			
größte Feind des Nachts ist das Vorrecht.			



The main body of the page is a large, empty rectangular area, likely a placeholder for text or a large illustration. It is framed by a decorative border with red floral motifs at the corners and along the sides.

Einnahme.

Ausgabe.

1861 (1862) 1863 1864 1865 1866 1867 1868 1869 1870 1871 1872 1873 1874 1875 1876 1877 1878 1879 1880 1881 1882 1883 1884 1885 1886 1887 1888 1889 1890 1891 1892 1893 1894 1895 1896 1897 1898 1899 1900

Die vier Jahreszeiten.

Vom Winter.

Der Winter dieses Jahres hat am 21. Dez. des vorigen Jahres nachmittags 3 Uhr 23 Min. seinen Anfang genommen, nämlich am kürzesten Tag, wo die Sonne in das Zeichen des Steinbocks trat.

Vom Frühling.

Der Frühling dieses Jahres beginnt am 20. März nachmittags 4 Uhr 12 Min., wobei die Sonne in das Zeichen des Widlers übergeht.

Vom Sommer.

Der Sommer fängt mit dem längsten Tag an, wo die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, nämlich am 21. Juni nachmittags 0 Uhr 25 Minuten.

Vom Herbst.

Dieser nimmt seinen Anfang, wenn die Sonne bei der andern Tag- und Nachtgleiche in das Zeichen der Waage tritt, am 23. September vormittags 2 Uhr 54 Minuten.

Tafel der Tag- und Nachtlänge.

	12.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.
I.									8 St. 20 M.																
II.									9 St. 25 M.																
III.									11 St. 00 M.																
									20. März Tag- u. Nachtgl.																
IV.									12 St. 49 M.																
V.									14 St. 29 M.																
VI.									15 St. 45 M.																
									21. Juni 16 St. 03 M. Längster Tag																
VII.									15 St. 59 M.																
VIII.									14 St. 59 M.																
IX.									13 St. 21 M.																
									23. Sept. Tag- u. Nachtgl.																
X.									11 St. 37 M.																
XI.									9 St. 52 M.																
XII.									8 St. 34 M.																
									21. Dez. 8 St. 15 M. Kz. T.																

Die Tageslängen.

Nebenstehend bringt der Hinfende eine Tafel, in welcher die Sonnen-Auf- und Untergänge übersichtlich dargestellt sind. Diese Tafel ist der Höhe nach in 12 Abteilungen für die 12 Monate und jede dieser Abteilungen nochmals in je 3 Teile für je 10 Tage eingeteilt, ferner der Breite nach in 24 Teile für die 24 Tagesstunden von Mitternacht bis Mittag und von da wieder bis Mitternacht. Die beiden krummen, in der Mitte bauchförmig auseinander gebogenen Linien geben links die Zeit der Aufgänge und rechts die der Untergänge der Sonne an. Die zwischen diesen beiden krummen Linien befindliche, weiß gelassene Fläche stellt deshalb die Tageslängen und die beiderseitigen geschwärtzten Flächen links die Nachtlängen von Mitternacht bis Sonnenaufgang und rechts von deren Untergang bis Mitternacht dar. Die bei der mittlern die Mittagzeit bezeichnenden Linien von oben bis unten stehenden Zahlen geben die Tageslängen am Anfang eines jeden Monats an.

Von den Finsternissen des Jahres 1890.

Im Jahre 1890 werden drei Finsternisse stattfinden, zwei an der Sonne und eine am Mond, von denen bei uns nur die erste Sonnenfinsternis sichtbar sein wird.

Die erste Finsternis ist eine ringförmige an der Sonne, welche sich am 17. Juni ereignet. Sie beginnt auf der Erde überhaupt um 7 Uhr 27 Min. vormittags und endet um 1 Uhr 27 Min. nachmittags. Bei uns ist sie partial und erreicht den halben Sonnendurchmesser; in Jahr währt sie von 8 Uhr 45 Min. bis 11 Uhr 20 Min. Man wird die Finsternis in Asien, mit Ausschluß des Nordostens, in Europa und dem nördlichen Hälfte Afrikas beobachten.

Die zweite Finsternis ist eine partiale am Mond von ganz unbedeutendem Betrage und begiebt sich am 26. November nachmittags von 1 Uhr 57 Min. bis 2 Uhr 15 Min. Dieselbe wird im Großen Ozean, Australien und in Asien, ausgenommen Kleinasien und Arabien gesehen werden.

Die dritte Finsternis ist wieder eine ringförmige an der Sonne und fällt auf den Morgen des 1. Dezember, auf der Erde überhaupt von 1 Uhr 0 Min. bis 6 Uhr 14 Min. Sie wird in Neuseeland, auf dem südlichen Teile Australiens, im Indischen Ozean und in den südlichen Polargegenden, teilweise auch auf Madagaskar sichtbar sein.

Gere
Bei
hinter.
Mittags
sicher
rech
Der
dann
- An
Tag
Tag
Uhr
auf
steiner

tag
in
Man
einen
größ
gere,
voll
Von
ware
"Ma
mal
ware
Z
nur
sagte
M
wisch
Wan
wuf

Heim
auf
könn
Kirch
hat
gebe
Flach
füll

Beria

Januar

Gereimter Witterungskalender.

Bei Donner im Winter ist viel Kälte das Winter. — Morgens Morgenwind, mittags Mittagswind, auf Tage schön Wetter wir sicher sind. — Gut Wetter kündigt Abendrot, doch Morgens bringt Wind und Kot. — Der Abend rot und weiß das Morgenslicht, dann trifft den Wander böses Wetter nicht. — Auf gut Wetter vertrau, beginnt der Tag nebelgrau. — Die dunkle Nacht heitern Tag macht. — Frühregen entweicht, eh' die Uhr auf zwölf zeigt. — Regen in der Frühe gilt als gut Zeichen aller Welt. — Wenn kleiner Regen will, macht großen Wind er still.



31 Tage.

Vollmond den 6. vorm.
6 U. 8 M. Bringt Schnee.
Festes Viertel den 14. vorm.
7 U. 4 M. Bedeckt Himmel.
Neumond den 21. vorm.
0 U. 21 M. Schnee und Regen.
Erstes Viertel den 27. nachm.
8 U. 48 M. Weist windig.



Ein vernünftiger Tag.*)

inaus, in des Kuckucks Namen! — Ichrie der Schuhmachermeister anzweiten Septem-ber seine Lehrbuben an, denn alle Welt feierte den Sedans-

tag auf der Gasse, da mußte eben der Meister auch in den sauren Apfel beißen. Er war ein grober Mann und verkündete den Buben die Freiheit mit einem wahren Hagelwetter von Ohrfeigen, die der größere auch glücklich alle erhielt, während der jüngere, der Heiner, durch seine wunderbare Behendigkeit vollkommen leer ausging. Aber so war es immer. Von den zwölf Ohrfeigen, die ihm täglich zugebracht waren, kam höchstens der dritte Teil auf ihn; der „Nande“ erhielt stets seine ganzen Schläge, manchmal auch noch die, welche dem andern zugebracht waren.

Sie standen jetzt draußen, schmutzig, struppig, nur die Schürzen hatten sie abgethan. „Was jetzt?“ sagte Heiner.

Nande schlug seine schweren Augendeckel auf und wischte sich mit dem Ellenbogen die Thränen von den Wangen, die ihm die letzten Ohrfeigen ausgepreßt. Er wußte nichts und suchte melancholisch die Achseln.

„Ich wollt', die Welt wär' eine Wurst,“ rief der Heiner, „ich thät' sie aufreißen — jetzt lauft alles auf die Wiese und laßt sich's schmecken, und wir können spazieren gehen mit Mägen, so lang wie der Kirchturm. — Halt — hui — Bliß Donner, mir hat unser Herrgott einen schönen Gedanken eingegeben, lauft, Nande, drinnen im Keller liegen leere Flaschen, hol sie herauf, hernach trennen wir uns. — Ich komm' mit so 'ner Flasch', die ich mit Wasser füll', des Wegs, du kommst mir entgegen — es sezt

Händel ab, ich laß' die Flasch' fallen — du brennst durch — das übrige ist meine Sache. Hernach gehen wir auch auf die Wiese — jawohl!“

Der Nande ging und holte die Flaschen. Unterdessen tanzte und schrie der Heiner wie besessen aus Freude über seine Idee. Die Vorübergehenden lachten über ihn, denn er war ein Virtuose im Fräsen-schneiden, und gab nun der Welt gratis seine aller schönsten zum besten.

Der Nande kam mit den Flaschen; er hatte immer das gleiche dicke melancholische Gesicht mit den langen Augendeckeln und dem kleinen faulen Mund. Er mußte auch noch in den Hof gehen und eine Flasche mit Wasser füllen. Der Heiner nahm sie ihm aus der Hand und flog damit durch die Gasse. Nach einer Weile machte er Kehrt und kam auf der Mitte der Gasse zurück, vseiend, die Nase in der Luft, das Bild vollkommener Harmlosigkeit. Jetzt näherte sich der Nande, unbeholfen und verlegen, nicht recht wissend, wie sich anstellen. Aber der Heiner machte ihm die Situation sofort deutlich: „Hau zu, du Esel!“ flüsterte er und gab ihm eine tüchtige Maulschelle. Dabei hielt er den Kameraden am Kragen fest, daß er nicht davonlaufen konnte, schlug immerfort auf ihn ein und schrie dazu wie am Messer. Sie hatten schon Zuschauer — jetzt fiel die Flasche. Der Heiner ließ den Nande los. Der lief davon, was seine Beine vermochten — und nun erfolgte das Nachspiel.

„Au — meine Flasch' — meine Flasch' — au, die Schläg', die ich krieg' — au — au — au!“ — Die Leute sahen den sich verzweiflungsvoll krummenden Burschen mitleidig an. Er rieb sich die Augen mit den schwarzen Fäusten, zog bald das rechte, bald das linke Knie bis herauf an das Kinn, gerade als ob er die Schläge schon spürte, die er bekommen sollte. Dabei war der ganze Kerl so mager — er hatte gar keine Backen im Gesicht, nur einen entsetzlich großen Mund, der sich bald dem links, bald dem rechts weitabstehenden Ohr zuneigte.

„Na,“ sagte ein dem mittlern Stande angehörender Mann, „heut soll keiner Schläge haben — da sind zwanzig Pfennige, Bursche, kauf eine andere Flasche!“

Der Heiner that einen Sprung, er grinst den Mann an, nahm das Geldstückchen in Empfang und flog wie ein Pfeil die Gasse hinab. „Das ist ein Kerlchen,“ lachte der Mann, und die Umstehenden lachten auch, gönnten's dem Buben und gingen ihrer Wege.

Der Heiner fand den Kameraden im Thorweg

*) Aus: *Aus dem Kleinleben*. Erzählungen von H. Billinger. Verlag von Wenzel Schönbach in Jähr.

Februar

28 Tage.

Regenbogen am Morgen, des Hirten Sorgen,
Regenbogen am Abend, den Hirten labend. —
Wind vom Einlen der Sonn' ist mit Regen
verbündet, Wind vom Steigen der Sonn' und
auf Wetter verkündet. — Der Nebel, wenn
er steigt sich erhält, bringt Regen, doch klar
Wetter, wenn er fällt. — Diste Abendnebel
begegn' fiers für die Nacht den Regen. — Wenn
kurz vor Vollmond der Sonn' W'gang redlich
war, wird's Wetter in den nächsten Tagen
warm und klar. — Winternebel bringt Tau
bei Ostwinde, bei Westwind treibt er weg
das Gellnde. — Des Stintnebel's Gewalt
macht's Wetter rauh und kalt.



Vollmond den 5. vorm.
1 U. 45 M. Bringt Sonnenschein.
Festes Viertel den 12. nachm.
7 U. 23 M. Angenehmes Wetter.
Neumond den 19. vorm.
10 U. 59 M. Feuchte Witterung.
Erstes Viertel den 26. nachm.
2 U. 38 M. Sonnig und warm.

des Schuhmacherhäutes. „Zuivallera, juivallera, juivalleralallerallera,“ sang er, „zwanzig Pfennig, zwanzig Pfennig, zwanzig Pfennig, Pfennig, Pfennige.“

„Aber du hast mich ja so gehauen,“ grollte der Nande.

„Hab' ich?“ erwiderte Heiner, „das war dafür, daß du immer alles allein frisst, wenn dir deine Mutter Würste schickt. — Schnell füll die zweite Flasche!“

Der Nande folgte dem Befehl, während der Heiner sein Zwanzigpfennigstückchen anschaute — bald von fern, bald in der Nähe; dabei befanden sich seine Füße abwechselnd in paralleler Linie mit seiner winzigen Stumpfnahe.

Alsdann wurde das Schauspiel von neuem aufgeführt, diesmal in einer andern Straße. Und diesmal war dem Heiner das Glück ganz besonders günstig — ein Herr gab ihm fünfzig Pfennig. Es war Sedanstag — vielleicht hatte er einen Sohn dabei gehabt, der glücklich durchgekommen war — kurz, der Herr hatte nicht sobald die Klagen des schmerzzerzerrissenen Burschen gehört, als er ihm fünfzig Pfennig schenkte.

Der Heiner wurde fast verrückt; im Thorweg erwartete ihn der schluchzende Kamerad. „Du hast mich wieder so gehauen, daß mich die Ohren brennen,“ klagte er.

„Dafür,“ sagte der Heiner, „daß du so dick bist und mich des Nachts aus dem Bett hinausdrückst.“

Fünfmal wurde die Geschichte vorgenommen, und nur einmal gelang es nicht. Jetzt zogen sie miteinander auf die Wiese. Der Heiner fühlte sich nicht wenig im Besitz seines selbsterworbenen Reichthums. Als er mit seinem Kameraden des Weges daherkam, sagte dieser oder jener Vorübergehende: „Der hat auch einen.“ Und er hatte doch den nüchternsten Magen der Welt, der gute Heiner, und sein ganzer Rausch war Vorfreude über die Dinge, die da kommen sollten.

Auf der Wiese draußen waren Buden aufgeschlagen, es wurde Bier geschenkt, Würste dufteten schon von weitem. Für die Kinder gab's ein Karussell, und weiterhin war ein Tanzplatz für alt und jung. Für den Heiner und seinen Kameraden hatte aber nur der Eckplatz Interesse. Sie setzten sich auf kleine Fässer an ein großes leeres Faß, und hier verzehrten sie Würste und Brot und Brot und Würste, bis sie nicht mehr konnten. Auch Bier wurde getrunken, aber bei Bierzehnjährigen ist das Essen doch die Hauptsache.

Jetzt war noch ein Laib Brot und eine große Würst übrig. „Das ist für nachts ins Bett,“ sagte der Heiner, stellte auf das große Faß ein kleines und kletterte hinauf. Würst und Brot legte er sorgsam neben sich. Der Nande hatte weder Lust noch Interesse, sich die Welt von oben zu betrachten, er lag im Gras; es war ein heißer Tag, und er schlief ein. Hier war es am stillsten, denn sie befanden sich hinter den Eckbuden. Drüben tobte und tanzte das Volk.

Der Heiner saß da wie ein Affe, die Beine gekrenzt, und seine Augen blickten so munter und aufgeweckt umher, als hätte er nicht gegessen für zwei. Er seufzte nur manchmal auf in dem seligen Gefühl des Sattseins. Die Sonne neigte sich jetzt zu den Gipfeln des Wäldchens, welches sich hinter der Wiese hinzog. Da griff der Heiner in den Sack und zog eine Mundharmonika hervor. Er setzte sie an und blies: „Goldne Abendsonne.“ Nicht ein falscher Ton entschlüpfte ihm. Die Vorübergehenden blieben stehen, hörten ihm zu und gingen wieder weiter. Kinder versammelten sich um ihn, und er spielte ein Stückchen um's andere.

Er machte eben eine Pause, als ein höchst armseliges Paar daherkam; das Weib trug ein Kind, das ganz erbärmlich schrie. Sie ließ sich einen Moment erschöpft auf den kleinen Faß nieder, dessen sich der Nande bedient hatte. Dabei ließ sie den Mann nicht los, und suchte das Kind zu wiegen, das nicht aufhörte zu schreien.

„Ich bitt' dich, bleib,“ sagte sie zu dem brummig dreinschauenden Mann, „gieb kein Geld aus — du weißt.“

„Das halt' ich nicht aus, das Geschrei — den ganzen Mittag schreit's, es ist zum Märtschwerden.“

„Weil's Hunger hat,“ sagte die Frau, „ich hab' ihm müssen die Milch verdünnen — die Milchfrau hat mir nur die Hälfte gegeben, ich habe nicht mehr zahlen können. — Wenn du das bißl Geld, das du noch hast, vertruinst, so hat das Kleine heut abend gar nichts.“

Der Mann schaute das schreiende Kind nicht eben freundlich an. Da blies der Heiner: „Wenn ich mich nach der Heimat sehn!“

Das Kind schaute ihn groß an und verstummte. Auch die Eltern wandten den Blick dem Musikanten zu. Der setzte die Harmonika einen Augenblick ab, streckte die Zunge heraus, so weit es ging, und blies dann weiter.

Das Ehepaar lachte, des Kindes Augen glänzten in stiller Zufriedenheit und manchmal janchzte es

Viel m
mager Ke
den uns t
reiche Ern
nachwinter
und ein
rung und
nicht aus
der Regen
blüten, es
ihem. Se
Stellen B
sch ein, g
Berblüben
im Wäld

laut an
wunder
verdreh
Er
blaffen
seiner
sicherte.
Die
lachen k
nur, W
Der
seines
an wie
wo geto
weist
brumm
hat doch
man mi
eins tri
kerlot!“

Die
Ihn an
Mann
noch v
übrig —
doch se
— es w
abend w
ten —
verdirb
weit in
Er se
noch hin
möcht' a
wiederm
gen —
nichts.“

Jetzt
er spiel
Ihm bis
sahen i
Da f
ist Mus
Mann,
legte sie
es den
fentierte
sie brum
Das
Elend l
eben fed

Tage.

den 5. vorm.
Bringt Sonn-
tel den 12. nachm.
L. Angenehmes
den 19. vorm.
endete Witterung.
tel den 26. nachm.
L. Sonnig und

und eine große
ins Bett," sagte
Faß ein kleines
Brot legte er
hatte weder Lust
zu betrachten,
er Tag, und er
denn sie besan-
tobte und tanzte

e, die Beine ge-
munter und auf-
geissen für zwei.
dem seligen Ge-
igte sich jetzt zu
sich hinter der
u den Saß und
Er setzte sie an
licht ein falscher
gehenden blieben
wieder weiter.
und er spielte

ein höchst arm-
ig ein Kind, das
einen Moment
besien sich der
den Mann nicht
das nicht auf-

a dem brummig
held aus — du

Beschrei — den
Rärschwerden."
Frau, "ich hab'
die Milchfrau
habe nicht mehr
il Geld, das du
eine heut abend

Kind nicht eben
Wenn ich mich

nd verstummte.
em Musikanten
Augenblick ab,
ning, und blies

Augen glänzten
al jauchzte es

März

Viel und langer Schnee: viel Heu, aber
mager Korn und dicke Syren. — Viel Schnee,
den und der Fein entfernte, läßt zurück uns
reiche Ernte. — Bleibt der Winter zu fern,
nachwintert er gern. — Je drei Tage Sonn'
und ein Tag Regen, gleicht aus in Lieb-
rung und Hebe den Segen. — Mag der Rauch
nicht aus dem Schornstein wehen, dann will
der Regen aus den Wolken fallen. — Baum-
blüten, die im Herbst kommen, haben künf-
tigen Sommer die Frucht genommen. —
Stellen Blätter an den Fäden schon vor Mai
ein, gebeißt im Lanke Korn und Weizn. —
Verblühen nur die Kirschen gut, auch Roggen
im Büßeln dann was Rechtes thut.



31 Tage.

Vollmond den 6. nachm.
7 U. 19 M. Schöne Witterung.
Letztes Viertel den 14. vorm.
4 U. 36 M. Raub und windig.
Neumond den 20. nachm.
9 U. 33 M. Bringt Regen.
Erstes Viertel den 28. vorm.
10 U. 4 M. Stürmische Witterung.

laut auf, wenn der Bursche auf seinem Faß gar so
wunderlich hin- und herschwankte und dazu die Augen
verdrehte.

Er hatte es offenbar auf die Eroberung des
blaffen Gesichtchens abgesehen, das ihn denn auch
seiner Bewunderung durch wiederholtes Fallen ver-
sicherte.

Die Mutter schaute selig in ihren Schoß: „So
lachen kann's," schrie sie einmal übers andere, „horch
nur, Mann, wie's lacht.“

Der war auch erbaut über die Freundseligkeit
seines Kindes, nur hielt die Erbanung nicht so lange
an wie bei der Mutter. Er schielte wieder hinüber,
wo getanzt und ge-

speist wurde, und
brummte: „Man
hat doch auch Hunger,
man möcht' doch auch
eins trinken — Sa-
terlot!“
Die Frau hielt
ihn an der Bluse:
„Mann, daheim ist
noch vom Mittag
übrig — es hat dir
doch so geschmeckt
— es wird dir heut
abend wieder schme-
cken — glaub's —
verdirb dir den Ap-
petit nicht!“
Er schaute immer
noch hinüber: „Man
möcht' aber doch gern
wiedermal eins tan-
zen — das kostet
nichts.“
Jetzt spielte der Heiner plötzlich einen Walzer, und
er spielte ihn so lebendig, daß die Kinder, welche
ihm bisher andächtig zugehört, sich bei den Händen
faßten und lustig im Kreise tanzten.
Da schnellte die Frau von ihrem Sitz auf. „Musik
ist Musik," sagte sie, „wir können auch hier tanzen.
Mann, da giebt's auch keine Stöße.“ — Damit
legte sie das Kind auf ihr Tuch ins Gras, so daß
es den Musikanten bequem sehen konnte, und prä-
sentierte sich dem Mann als Tänzerin. Er umfaßte
sie brummend, und sie walzten.
Das müde Weib! Schlaflose Nächte, Hunger und
Clend lagen ihr in den Gliedern, und sie flog nicht
eben federleicht über den Rasen hin. Aber ein Ver-



Und sie tanzten fort, bis der silberne Mond die liebe Sonne ablöste.

gnügen war es doch, obwohl es den Eindruck machte,
als arbeiteten die beiden im Taglohn.

Sie hielt sich hinten krampfhaft an der Bluse
des Mannes fest und zog ihn so den ganzen Mittel
nach rückwärts, daß es ihm den Hals zuschnürte
und er ganz blaurot wurde aus Mangel an Luft.
Fast eine Viertelstunde traten sie sich so gegenseitig
unaufhörlich auf die Hüfte, schnappten nach Luft
und drehten sich dabei langsam und schwerfällig im
Kreise. Sie hielt aus, so lange ihm das saure Ver-
gnügen gefiel, aber sie war so erschöpft, daß sie mit
geschlossenen Augen dahin taumelte und nur noch
zuweilen aufhorchte, ob das Kind schrie.

Das Kind aber
war ganz still, hielt
eine große Wurst
in den Händchen und
schmullte daran.
Mitten auf seinem
Magen lag ein Laib-
chen Brot, und über
den Berg hinweg
starzte es immerfort
den Heiner an, der
lustig darauf los
musizierte und end-
lose Vorstellungen
in Fräßen gab. Brot
und Wurst neben
ihm waren ver-
schwunden. Manch-
mal legte er sich auf
den Rücken, blies
immer weiter und
schlug dazu mit den
Beinen in der Luft
den Takt. Dann
jauchzte das Kind vor Lust und die größern Kinder
jauchzten auch, und der Heiner jauchzte ebenfalls aus
Genugthuung über sich selbst.
Der Raube schmarrte noch immer; die Abendsonne
vergoldete jetzt die Wiese und alles, was sich darauf
befand, auch das müde schnaufende Paar, das endlich in
seinem Tanze innehielt und zu dem Kind zurückkehrte.
Groß war die Freude über die Bescherung, die
sie da fanden. Sie fragten gar nicht lang nach dem
Urheber des Geschenkes, aus Angst, er möchte kommen
und Brot und Wurst wieder holen, sondern ließen
sich's schmecken, saßen friedlich beisammen und schä-
terten mit dem Kind, das ganz rosig aussah im
Glanze der scheidenden Sonne.

April

Halten Pitt' und Weid' ihr Hüpfelaub
lange, ist zeit'ger Winter und gut Frühjahr
im Gange. — Viel Buchhüße und Eide n,
dann wird auch der Winter nicht schmelzen. —
An schönen Herbst und oelnden Winter
glaubt, werden die Bäume schon im September
entlaubt; doch bleibt das Laub bis zum Res-
vember hinein, wird strenger Winter kein
kurzer sein. — Wenn am S. Hebborn vor
Mai schon Blüte hängt, schon Reife der
Reggen vor Jafobi empfängt. — Um Heu
und Korn wird schlimmer es stehn, je später
wir Pflügen am Schlehern sehn. — Viel
Hopfen, viel Korn, viel Speiß und Trant
und Gott dem Herrn verdoppeltent Dant!



30 Tage.

Vollmond den 5. vorm.
9 U. 56 M. Bringt rauhe
Tage.
Letztes Viertel den 12. vorm.
11 U. 25 M. Sonnenschein.
Neumond den 19. vorm.
8 U. 37 M. Schönes Wetter.
Erstes Viertel den 27. vorm.
5 U. 23 M. Trüber Himmel.

Manchmal warf die Frau einen halb fragenden,
halb dankbaren Blick auf den Heiner, der, von gol-
denen Flammen umgeben, wie ein Heiliger auf
seinem Postamente saß. Aber leider gebärdete er sich
so unheilig wie möglich, indem er der Frau jedes-
mal die Zunge herausstreckte, so oft er ihrem Blick
begegnete.

Nachdem das Ehepaar gefättigt war, ging's mit
erneutem Eifer ans Tanzen, und sie tanzten fort,
bis der silberne Mond die liebe Sonne ghlöste und
mit ihm der Nachttau über die Wiese sank. Da
nahm die Frau das Kind auf und zerzte den Mann
am Kittel, der unentschlossen dastand und wieder
bedeutame Blicke nach der jenseitigen Stelle warf,
wo das Volk noch lustig tanzte und trant.

Der Heiner aber sprang von seinem Sitz herunter,
weckte den schlaftrunkenen Kameraden und wanderte
mit dem, immer weiter blasend, die Wiese entlang
der Landstraße zu. Ihm folgte das Ehepaar mit
Kind, das nach ihm schrie und jammerte, so daß sie
nicht schnell genug gehen konnten. Die andern Kin-
der, welche sich ohne Aufsicht auf der Festwiese ver-
güßigt hatten, schlossen sich dem Zuge an.

So zog der kleine Mattenfänger in die Thore der
Stadt. Nie hatte er sein Spitzbubengesicht freier auf
den Schultern getragen.

Hinter ihm wurde der Zug immer kleiner; auch
das Ehepaar verlor sich in eine Seitengasse, und
der Heiner sah und hörte nicht, wie die Frau sich
umwandte und ihm nachschaute mit den Worten:
„Gott segne dich, du Schlingel!“

Er hatte das wunderliche Paar samt dem Kinde
schon vergessen und trieb den Kameraden, der alles
verschlafen hatte, mit unsanften Püffen vor sich her.
Dabeim angekommen, warf sich der Nande ange-
kleidet auf das gemeinfame Lager. Heiner sah ihm
ruhig zu, bis er fest schlief. Dann zog er den
Kameraden sachte herab auf den Boden, legte ihm ei-
nen Rod unter den Kopf und stürzte sich kopfüber, mit
einem geraden teuflichen Zähneblecken in das Bett.

Hier streckte er Arm' und Beine so weit vonein-
ander, als es ging.

„War das ein Tag — und nun das Bett ganz
allein — juchhe!“ schrie er, schlug einen Purzelbaum,
und eh' er wieder recht lag, schlief er schon wie ein
Murmeltier.

Rätsel.

Soll ich dich auf das Ganze führen,
Muß die letzte erste sein.

DEWISS : Baumjunge

Jagdgeschichten.

Von Wilhelm Fischer.

Man kann viel erzählen, wenn die Tage lang
sind, und noch mehr bezweifeln in einem einzigen
Augenblick. Das mag nun ein jeder mit den fol-
genden drei Stücklein halten, wie er will. Zu-
sammen aber kamen sie so.

Wir saßen nach des Tages Last und Hitze fried-
lich bei einem tühlen Trant, der Sanitätsrat V.,
der Seminarlehrer S. und meine Wenigkeit, und
nahmen zur Unterhaltung und Belehrung Alles und
Neues aus dem Schatze unseres Herzens hervor,
statt uns über die Wahlen zu zanken, oder das
Tabakmonopol, und das war wohlgethan. Da er-
zählte der Sanitätsrat eine Schmirre, die sich aus-
nahmsweise einmal nicht durch den Reiz der Neu-
heit auszeichnete — schad't nichts! eine gute Ge-
schichte kann man mehrmals hören. Ein Bäuerlein
nämlich stand im Geruche, unbefugterweise dem
edlen Weidwerk nachzugehen, mit der Büchse und
mit Schlingen, wie sich's gerade traf. Aber bei
aller Wachsamkeit war's dem Förster noch nie ge-
lungen, den Frevler auf frischer That zu ertappen,
und das ärgerte ihn und spornete ihn zu doppeltem
Eifer an. Eines schönen Morgens strich er schon
in aller Frühe um das einsame Gehöft herum, und
richtig! im Garten zappelt ein armer Lampe in der
Schlinge. Der Förster versteckt sich und braucht
nicht lange zu warten. Die Hinterthür des Hauses
geht auf, der Bauer tritt hervor, schnüffelt nach
dem Binde, schaut vorsichtig nach rechts und links
und will dann fröhlich in den Garten geradeswegs
auf seine Beute zu. „Halt!“ donnerte, eben als er
sich niederbückt, hervorbringend der Förster, „hab'
ich dich endlich, alter Wildddieb?“ Der Bauer zuckt
zusammen, wie das bei einem so unverhofften Mor-
gengruße begreiflich ist, faßt sich aber alsbald wieder:
„Ei schönen guten Morgen, Herr Förster! Schon
so früh auf den Beinen? Aber Sie thun mir armen
Mann unrecht, freilich, der Schein ist gegen mich.
Ich will's Ihnen erklären. Da hab' ich so schönen
garten Kohl — soll ich ihn mir vor der Nase weg-
fressen lassen? Nein, ich mach's so!“ Er befreite
den zitternden Lampe, hielt ihn an den Pöffeln
dicht über den Kohl und sprach eindringlich: „Psui,
Has! Das ist für mich gepflanzt, nicht für dich.
Bleib im Wald und auf der Heide, wohin du ge-
hörst. Aber einen Denkfettel mußt du mitnehmen!“
Dabei gab er ihm rechts und links eine derbe Maul-
schelle und ließ ihn laufen. „Der kommt nicht

Vassen
wirft du
Wenn d
war, au
er nach
Sommer
wäreich
Ketter:
verbißt
weiter,
und nie
wecken
ter prop
sch wen
er entet

wieder
gefäll
gewö
„N
„und
beibri
zähle
den C
schön
mach
wir i
Sem
den
kleine
welch
los h
Aber
folgt
sere,
bemo
tern
rache
Zäh
W
(Sele
über
sein
vern
unte
zähl
„W
hat
wach
und
Hait
tats

Ma
derte
tim
rat
gene
Da
an
wad
Kal
emp
mit
schr
Sch
mac

Tage.

den 5. vorm.
N. Bringt rauhe
iertel den 12. vorm.
N. Sonnenschein.
den 19. vorm.
Schönes Wetter.
iertel den 27. vorm.
Trüber Himmel.

Mai

Lassen die Frösche sich hören mit Anarren -
wirft du nicht lange auf Regen barren -
Wenn der Frostschlach im Lenz tief im Wasser
war, auf trockenem Sommer deutet das; liegt
er hoch nur ober am Ufer gar, dann wird der
Sommer besonders naß. - Wenn Johannis-
würmchen schön leuchten und glänzen, kommt
Wetter zur Lust und im Freien zu Längen;
verdickt sich das Tierchen bei Johanni und
weiter, wird's Wetter einweilen nicht warm
und nicht heiter. - Wenn Spinnen fleißig
weben im Freien, läßt sich dauernd schön Wet-
ter prophezeien; weben sie nicht, wird's Wetter
schlecht, geschieht's bei Regen, wird das
er eiten.



31 Tage.

Vollmond den 4. nachm.
9 U. 41 M. Bedeckt und kühl.
Letztes Viertel den 11. nachm.
4 U. 53 M. Angenehme Tage.
Neumond den 18. nachm.
8 U. 50 M. Veränderliches
Wetter.
Erstes Viertel den 26. nachm.
11 U. 6 M. Bringt Regen.

wieder, Herr Förster!" rief der schlaue Bauer wohl-
gefällig, „und so hab' ich's schon verschiedenen ab-
gewöhnt.“

„Nicht übel!“ sagte der Seminarlehrer lächelnd,
„und wie man auch nicht gezähmten Tieren Mores
beibringt, davon kann ich ebenfalls ein Beispiel er-
zählen. Als ich noch in D. stand, badeten wir mit
den Seminaristen und Präparanden oft in dem
schönen, klaren und tiefen See. Das Schwimmen
macht hungrig, und nach der Anstrengung verzehrten
wir manchmal, auf der Schwimmbahn liegend, eine
Semmel oder ein Butterbrot, und fütterten mit
den Krümeln die
kleinen Fischlein,
welche sich arg-
los herzdängten.
Aber den kleinen
folgten bald grö-
ßere, Hechte mit
bemoosten Hän-
tern und Hai-
rachen voll spitzer
Zähne.“

Man muß keine
Gelegenheit vor-
übergehen lassen,
sein Wissen zu
vermehrten. Ich
unterbrach den Er-
zähler und fragte:
„Wie viel Zähne
hat ein aus-
gewachsener Hecht,
und wie viel ein
Haifisch, Sani-
tätsrat?“

„Das ganze
Maul voll!“ erwi-
derte er schlagfertig, und S. fuhr fort: „Dieser Ange-
klämten genügten die Brosamen nicht, unser ganzer Bor-
rat hätte ihre Unerfättlichkeit nicht gestillt, und übrig-
gens fiel es uns auch nicht ein, ihn hineinzuwerfen.
Darüber grollend wurden sie frech und gingen endlich
an die Menschen. Nicht gleich an uns zähe Er-
wachsene; nein, sie suchten wählerisch das zarteste
Kalbfleisch aus und bissen einem armen Jungen
empfindlich in den Schenkel — ich hab' die Wunde
mit meinen eigenen Augen gesehen und den er-
schrockenen Knaben mörderisch schreien hören. Der
Schwimmlehrer war empört, doch was sollte er
machen? Angeln und fieden und dann wiederbeißen

durfte er die Bestien nicht — die Fischerei war
verpachtet. Und das vergossene Menschenblut schrie
doch zum Himmel, straflos bleiben sollten die grau-
samen Angeheuer der Tiefe nicht, sonst hätten sie
uns mit der Zeit alle samt und sonders angenagt.
Da verfiel er auf folgendes. Er verschaffte sich ein
Netz und brachte mit demselben glücklich die beiden
Ubelthäter aufs Trockne — Kerle, über einen
Meter lang, mit tüchtigen Augen. Rasch schlang
er ihnen eine starke Schnur unter den Riemen her,
hing sie auf und peitschte sie mit einer dünnen
Weidenrute gehörig durch — der Junge half ihm
dabei mit Per-
gungigen —“

„Was er ihnen
nicht derweil die
Kriegsartitel
vor?“

„Unnötig — die
schlaunen Burichen
wußten recht gut,
wofür sie gehalten
wurden. Nachdem
man ihnen regel-
recht fünf- und
zwanzig aufge-
zählt, wurden sie
säuberlich ihrem
eigentlichen Ele-
ment wieder über-
geben, wo sie
schleunigt das
Weite suchten.“

„Und kamen sie
nicht wieder?“
fragte ich.

„Niemals!“
verleiste S. mit



Er peitschte sie mit einer Weidenrute gehörig durch.

Nachdruck.

„Bedenken Sie doch, es waren keine unerfahrenen
jungen Leute, sondern alte überlegende Kerle, die an
einer solchen Erfahrung genug hatten. Im Gegen-
teil, sie müssen sogar die andern gewarnt haben,
denn seit der Zeit ist kein Mensch mehr gebissen
worden.“

„Merkwürdig!“ rief ich; „erstaunlich!“ sagte der
Sanitätsrat; „aber wahr!“ bekräftigte S., „Sie
können sich auf mich berufen, sie können getrost
sagen, daß ich diese Geschichte erzählt habe.“
— und daran hat er ohne Zweifel recht, das läßt
sich nicht bestreiten.

en.
scher.
in die Tage lang
in einem einzigen
jeder mit den fol-
wie er will. Zu-
st und Hige Fried-
er Sanitätsrat L.
ne Wenigkeit, und
lebrung Altes und
s Herzens hervor,
zanken, oder das
hlgethan. Da er-
urre, die sich aus-
den Reiz der Neu-
ts! eine gute Ge-
en. Ein Bäuerlein
abefugterweise dem
der Büchse und
er traf. Aber bei
örster noch nie ge-
That zu ertappen,
e ihn zu doppeltem
ens strich er schon
Gehöft herum, und
einer Lampe in der
sich und braucht
terthür des Hauses
or, schnüffelt nach
ch rechts und links
harten geradeswegs
nnerte, eben als er
der Förster, „hab'
Der Bauer zudt
unverhofften Mor-
aber alsbald wieder:
er Förster! Schon
sie thun mir armen
sein ist gegen mich.
hab' ich so schönen
vor der Nase weg-
so!“ Er befreite
m an den Pöffeln
indringlich: „Hui,
nzt, nicht für dich.
eide, wohin du ge-
st du mitnehmen!“
es eine derbe Maul-
Der kommt nicht

Juni

Eine Eifer allein ist schlechten Wetters Zeichen, doch klagt das Osterpaar, wird schlechtes Wetter weiden. — Singt die Grammüde, eh' treiben die Nebel, will Gott ein gutes Jahr uns geben. — Steigt die Lerche hoch, singt lange hoch oben, halt bald ihr das lieblichste Wetter zu leben. — Der Mittag des Freitags prägt ost und ein, wie künftigen Sonntag das Wetter wird sein. — Im Juni wird des Nordwinds Herrn noch nichts verderben an dem Korn. — Stellt der Juni mild sich ein, wird mild auch der Dezember sein. — Juni trocken mehr als nah, bringt gut Nash dem Winterlah. — Hat Medardus am Regen Behagen, will er ihn auch in die Ernte jagen.



30 Tage.

Vollmond den 3. vorm.
7 U. 6 M. heitert auf.
Vestes Viertel den 9. nachm.
10 U. 20 M. Bringt Gewitter.
Neumond den 17. vorm.
10 U. 29 M. Unbeständig.
Sichtbare Sonnenfinsternis.
Erstes Viertel den 25. nachm.
2 U. 25 M. Windige Luft.

„Nun will ich auch mein Scherlein zur Unterhaltung beitragen,“ sagte ich, „und Euch eine Jagdgeschichte erzählen, die mir immer viel Vergnügen gemacht hat. Sie ist etwas lügenhaft anzuhören, dafür aber auch nicht hierzulande, sondern fern drüben im glorreichen Amerika passiert. Ich hab' sie aus einem schönen Buche, für „unser Knaben“ bestimmt und von einem Lehrer zusammengestellt, der nicht mit Unrecht den Namen „Wunderlich“ trägt. So schön und ausführlich freilich, wie sie dort steht, kann ich hier nicht aus der Erinnerung erzählen, will mich dafür aber bemühen, die Haupt-sachen recht deutlich hervorzuheben.“

Also, die handelnden Personen sind: ein Jäger, Lambert genannt, ein Hund, eine Büchse, ein Messer und eine Anzahl Alligatoren, die wir im Verlaufe der Geschichte zählen wollen.

Der Jäger ging an einem Tage im August in den Sumpf, um Enten zu schießen. Nach einer beschwerlichen Wanderung über weichen Boden kam er an das Ufer des Sees. Vögel gab's dort genug, er konnte sie mit den Händen greifen. Aber auch im Wasser regte sich's. Ein mächtiger Alligator kroch langsam hervor, sah den Jäger aufmerksam an, kam näher und näher; der Hund winzelte, Lambert schoß dem Ungetüm ins rechte Auge, es verlor — Numero eins!

Aber im Wasser entstand ein furchtbarer Rumor, wohl ein Duzend Alligatoren ruderten herbei, um den unglücklichen Kameraden zu verschlingen. Aber ob derselbe nicht für alle hinreichte? ob er einigen zu zäh war? genug, drei ersehen sich ein anderes Bild, den armen Jäger, und trabbelten ans Ufer. Der größte, gewiß achtzehn Fuß lang, kam ohne alles Bedenken auf ihn zu. Was sollte Lambert machen? Er schoß auf diesen, und zwar ins linke Auge, der Kerl hatte genug, fuhr zurück, und die beiden Begleiter folgten ihm hurtig nach. Numero zwei! respektive drei und vier!

Trotz seines Sieges faßte der kluge Jäger den Entschluß, sich vor den zahllosen Feinden zurück-zuziehen, und zwar auf demselben Wege, den er gekommen war. Aber er verfehlte denselben, kam wieder an den See, und endlich, als er diesen Arm umgehen wollte, an einen Streifen flachen, schlammigen Wassers, nicht über fünf Fuß breit. Er sprang hinüber; erreichte das Gras, fühlte aber mit Schrecken, wie weich der Boden sei, und sank augenblicklich bis an die Knie ein. Er veruchte einen Fuß hervorzuziehen, doch desto tiefer sank der andere ein. Bald steckte er bis in die Mitte der Schenkel im Morast. Er legte sein Gewehr quer über den Rasen und suchte sich so emporzuarbeiten — vergeblich! Einen Jopf wie der selige

Herr von Münchhausen trug er leider nicht, sonst wär' die Sache ganz einfach gewesen. Je mehr er sich abquälte, herauszukommen, desto tiefer verankert er, und sah endlich bis an die Achselgruben drin. Ich hab' den ehrlichen Lambert nicht gekannt, auch kein Bild von ihm gesehen, weiß also nicht, ob etwa sein Haupt sich zu seinem Rumpfe verhielt wie der dicke Glaskopf einer großen Stecknadel zu der Nadel selbst. Dem bedeutenden Gehirn, der gewaltigen Erfindungs-gabe nach, die in seinem Oberstübchen Platz fand, hätte dasselbe allerdings recht groß sein und ihn vor dem völligen Versinken schützen müssen. Einweilen thaten dies seine Arme, doch nur, wenn er die Füße still und sich grade hielt. Zu dieser Not verfiel er auf den Gedanken, aus seinem Hund eine Lokomotive zu machen. Er pfiß ihm, das treue Tier kam heran, faßte einen Ruckschoß und zerrte aus Leibeskräften, sank aber dabei selbst mit den Pfoten ein und ließ deshalb bald nach. Ach eine fette Ente hätte er mit dem größten Vergnügen appor-tiert, aber 180 Pfund Bollgewicht nicht!

Lamberts Lage war gewiß nicht beneidenswert — sie sollte sich noch verschlimmern. Er sah einen



Der Alligator, so unsant gethelt, klappt den Rachen zu.

Dam
lehr's
Dem Se
he nide
das bet
Weid' m
Rafen a
Schwän
Sonn' i
und nich
in Wem
strenge
Rebel i
haltend
unter B
eamm B

Sant
argwü
seine
eines
Steig
„adzt
Das
seinen
wohl,
dicken,
starker
wärtig
frei, u
fähige
hinein
ins B
zu ver
Da
großer
war d
Rach
am U
Umgeb
Schne
ging z
nicht i
Lambe
Bestie
sich al
eines
auf de
brach,
und se
Zus
sagt b
Alliga
bereit,
Jäger
hatte
wohl e
darnac
Racher
das o
Kinnl
reicht
klappt
bis d
vorder
Mit d
bevegt
kramp

Tage.

den 3. vorm.
heitert auf.
iertel den 9. nachm.
Bringt Gewitter.
den 17. vorm.
M. Unbeständig.
Sonnenfinsternis.
iertel den 25. nachm.
N. Windige Luft.

kluge Jäger den
Feinden zurück-
Bege, den er ge-
den selben, kam
als er diesen Arm
flachen, schlau-
Fuß breit. Er
bras, fühlte aber
den sei, und sank
in. Er veruchte
sto tiefer sank der
in die Mitte der
sein Gewehr quer
so emporzuar-
wie der selige
er von Münd-
usen trug er leider
cht, sonst wär' die
ache ganz einfach
wesen. Je mehr
sich abquälte, her-
zukommen, desto
fer versank er, und
endlich bis an die
Hielgruben drin.
h hab' den ehr-
Lambert nicht
kamt, auch kein
ild von ihm ge-
en, weiß also nicht,
etwa sein Haupt
sich zu seinem
ampfe verhielt wie
dick Glaskopf
er großen Stiel-
del zu der Nadel
der gewaltigen
tem Oberstübchen
s recht groß sein
u schützen müssen.
doch nur, wenn
hielt. In dieser
aus seinem Hund
püß ihm, das
u Rodschoß und
dabei selbst mit
bald nach. Ach
östen Vergnügen
nicht!
beneidenswert —
Er sah einen

Juli

Dampft das Strohbad nach Gewitterregen,
lehrt's Gewitter wieder auf andern Wegen. —
Dem Sommer sind Donnerwetter nicht Scham,
sie nügen der Luft und dem Lande. — Weilt,
dass heran Gewitter zieh', schnappt auf der
Weit' nach Luft das Vieh; auch wenn's die
Rasen aufwärts streckt und in die Höhe die
Schwänze reckt. — Gleibt Ring oder Hof sich
Sonn' oder Mond, halb Regen und Wind
und nicht versäunt. — Sommers Heben auch
in Menge ist Verbote von großer Winter-
strenge. — Sind abends über Wies und Flus
Rebel zu schauen, wird die Luft schön an-
haltend Wetter brauen. — Staubreger wird
guter Vete sein, schön trocken Wetter tritt
dann ein.



Schatten auf seiner rechten Hand, er wandte sich
argwöhnisch nach dieser Seite, und was mußten
seine Augen erblicken? Den Kopf und den Unterleib
eines ungeheuren Alligators! Bemerkte die schöne
Steigerung: der erste war „mächtig“, der zweite
„achtzehn Fuß lang“, dieser dritte „ungeheuer!“
Das Ungetüm kam rasch heran, und Lambert, mit
seinem bewunderungswürdigen Scharfsinn, „wußte
wohl, daß es ihn anzugreifen gedachte.“ In der
diden, stillen, heißen Luft witterte er schon den
starken, stechenden, moldusartigen Geruch des wider-
wärtigen Geschöpf's. Doch er hat ja noch die Arme
frei, und ein zwar beschmutztes, aber noch leistungs-
fähiges Gewehr. Also pass! mitten in den Rachen
hinein — der Alligator macht Rebut und plantscht
ins Wasser zurück, um die blaue Bohne in Ruhe
zu verdauen — Numero fünf!

Da winkt der Hund, und wieder erscheint ein
großer häßlicher Kopf über dem Ufer. Natürlich
war dieser Alligator noch größer als der vorige.
Rasch entschlossen faßt Lambert das Gewehr oben
am Lauf, benützt es als Keule und versetzt dem
Ungeheuer einen solchen Schlag auf die gräßliche
Schwanz, daß der Schaft zerbrach. Der Alligator
ging zurück und zwar nach einer Seite hin, wo er
nicht einfiel. Dort also, nur ein paar Ellen von
Lambert entfernt, mußte der Boden fester sein. Die
Bestie wollte einen neuen Angriff wagen, besann
sich aber, vom treuen Hund umkreist und angebellt,
eines besseren. Sie ließ den Schwanz blütschnell
auf das arme Tier niederfallen, das zusammen-
brach, drehte sich dann um, saßte es mit den Zähnen
und schleppte es in den See. Numero sechs!

Inzwischen war Lambert noch tiefer eingekunten,
fast bis ans Schlüsselbein. Da kam ein neuer
Alligator heran, der Goliath unter seinen Brüdern,
bereit, ihre Niederlage zu rächen und dem zähen
Jäger schlenunigt den Kopf abzubeißen. Und Lambert
hatte weder Hund noch Schuß noch Keule mehr,
wohl aber sein gutes Messer im Gürtel. Er tastet
darnach, er faßt es, und gerade als das Tier den
Rachen aufreißt, stößt er ihm das Messer weit in
das offene Maul hinein und zwar in die untere
Kinnlade bei der Zungenwurzel, indem er es senk-
recht hält. Der Alligator, so unsanft getigelt,
klopft den Rachen zu, aber natürlich nur so weit,
bis die obere Kinnlade den Griff erreicht — die
vordern Zähne standen noch sechs Zoll auseinander.
Mit Recht empört über diesen unerbittlichen Empfang
bewegt sich der Alligator rückwärts, Lambert hält
trampfhaft fest — Hurra! das Tier hebt ihn vier

31 Tage.

Vollmond den 2. nachm.
2 U. 55 M. Gewitterhaft.
Lettes Viertel den 9. vorm.
5 U. 15 M. Sonnenschein.
Neumond den 17. vorm.
1 U. 21 M. Beständiges
Wetter.
Erstes Viertel den 25. vorm.
3 U. 16 M. Bringt Gewitter.
Vollmond den 31. nachm.
9 U. 56 M. Bewirkt Regen.

Zoll aus dem Schlamm empor — es öffnet den
Rachen wieder, wahrscheinlich um nach der Anstren-
gung einmal Atem zu schöpfen, rasch schiebt er
Arm und Messer noch etwas tiefer in den Schlund;
im Schmerz zieht und zert der Alligator gewaltig
rückwärts, abschütteln kann er den Kühnen nicht,
endlich gelangt er auch mit den Vorderpfoten auf
festen Grund und entfaltet jetzt seine ganze Kraft,
Lambert ist glücklich aus dem Sumpf, der Alligator
reißt sich von ihm los und verschwindet im See —
Numero sieben! — ich denke, für eine Jagdpartie
genug!

„Und das Messer?“ fragte der Sanitätsrat
lächelnd.

„Das hat der Alligator als Andenken mitge-
nommen, Lambert dagegen einen halben Zentner
Schlamm. So jagt man Enten in der neuen
Welt!“

Kätsel.

Ehe Meter und Liter und Kilogramm
Von Frankreich zu uns herüberkam,
Ward allerorten im deutschen Land
Die erste Silbe häufig genannt.
Und doch ging gänzlich verloren sie nicht,
Der Maurer, der Seemann legt darauf Gewicht.
Mit der zweiten und dritten schmücken sich gern
Die holden Damen und manche Herrn;
Es treten auf grünendem Wiesenplan
Zu ihnen fröhlich die Turner an.
Doch waren sie es auch gar blutig und hart,
Als ein Teil des Ganzen gewonnen ward.

WENN ICH SIE : umjamm

Dort, wo durchs Grün im flachen Eins
Erglänzt des Flusses Silberband,
Da wurde Zwei mit kluger Hand
Von drei gebant, wie allbekannt.
Btritt ein Feind den heimlichen Strand,
Kommt Eins-Drei gleich zu Zwei gerannt;
Zur Zwei herbei eilt jeder Stand,
Eins-Zwei macht frei vom Feind das Eins,
Und jubelnd schallt es ringsum dann:
„Es lebe hoch der Eins-Zwei-Drei!“

WENN ICH SIE : umjamm

Was meine ersten sind, das letzte lehrt;
Das Ganze man als tücht'gen Meister ehrt.

WENN ICH SIE : umjamm

August

Der Sichel verah nicht Barnabas, er seinet
 arin fürs länste Grad. — Si's in der einen
 August oder heit, dieht der Winter lange weis.
 — Im August Wind aus Nord jagt Unbe-
 häugigkeit fort. — Metan im August ist
 sehr ungesund, ungerühnig Obi bring nicht
 in den Mund. — Wenn der Kuckuck louge
 was Johann schreit, so ruft er die teure
 Zeit. — San Laurentius und Barthelomäus
 ichen, ist guter Herbst vorauszu-sehen. — Eben
 Peter zu Maria Himmelfahrt verkünnet
 Wein den besten Art. — Wenn großblumig
 wa viele Blüten erbliden, w. ll Zeit gar guten
 Herbst was schiden. — Bringt Besamante
 Sturmwind, so ist Erblite was geint.



31 Tage.

- Letstes Viertel den 7. nachm.
- 2 U. 50 M. Regen u. Wind.
- Neumond den 15. nachm.
- 4 U. 51 M. Stürmisches Wetter.
- Erstes Viertel den 23. nachm.
- 1 U. 51 M. Sonnenschein.
- Vollmond den 30. vorm.
- 5 U. 7 M. Schöne Witterung.

Die Versuchung. *)

Märchen d. s. Steintopferhamns.

Es war ein abentheuerliches Verbrechen, das da draußen, eine Stunde Weges vom Orte, in der einsamen Mühle geschah. Der alte Müller, der darauf sah, war vor Jahren verwitwet und hatte eine junge Magd in Dienst genommen, die ihm sehr gefiel; als er nun merkte, sie werde in gutem ihm nicht zu Willen sein, so brauchte er Gewalt. Es hätte ihm übel bekommen können, wäre die Dirne damals in die Gerichte gegangen, aber was getraut sich so ein armes Geschöpf? Sie demüthigte sich vor dem Alten, beschwor ihn um Jesu willen, sie nicht in der Schande zu lassen; das war es, was er haben wollte, er machte sie zu seiner Müllerin, die Leute fanden das für ganz ausnehmend brav gehandelt und lobten und rühmten ihn, — aber es bekam ihm übler!

Wie sich ein Ding anläßt, so wächst sich's auch aus, was mit Schande, Angst und Heimtücke begann, konnte nicht mit Ehr', Fried' und Offenheit enden. Es kam da ein junger Knecht auf die Mühle, und den mochte die Müllerin leiden. Um ihre Jugend war sie betrogen worden, aber das junge Blut behielt sein Recht. Wohl wußten beide, es war nicht recht, was sie da im geheimen tranken, sie wußten es, gleich wie es anhoß, die Müllerin wußte es, als sie dem Burichen zulächelte, und der Buriche wußte es, als er verlegen das Väcklein zurückgab, aber das sah sich doch ganz unschuldig an und man konnte sich ja hüten, aber so blieb es bei jedem Schritte, mit dem sie sich mehr und mehr näher rüctten, und zuletzt erschien den beiden selbst das Argste unverfänglich. Ihre Liebe war freilich nicht wie die anderer Leute, sie durften nicht stolz aufeinander sein, sie mußten darauf achten, daß man nicht merke, wie gut sie einander seien, und daran war nur der Alte schuld, sie hofften, er werde doch bald versterben. Einmal wallfahrete die Müllerin, ein andermal der Knecht nach einem nahen Gnadenorte und baten die Muttergottes, sie möchte sie erlösen, sie beteten — um den Tod eines Menschen!

Aber die Wallfahrer hatten kein Glück, der Alte blieb rüstig und gesund, als sollte er ewig leben.

Das war hart für sie; wie lange sollten sie denn noch warten und harren, um es zu gleichem Ende

wie andere Liebesleute führen zu können? Immer unleidlicher ward ihnen der Zwang und das Geheimthun und so fielen sie denn in einer Nacht gemeinschaftlich über den Alten her und ließen nicht ab von ihm, bis er tot war, dann setzten sie die Mühle in Gang — das klapperte plötzlich weithin durch die Stille der Nacht, als wollte es das ruhende Thal aus dem Schlafe schrecken, aber ihnen taugte das Getöse, es ließ sie nicht klar werden über das Geschehene und rüht an den kommenden Morgen denken. Den Leichnam warfen sie in das freilegende Rad.

Die Sonne, die sie weckte, war eine andere als die alte; was war das für ein abentheuerliches Licht, das in alle Winkel spähte, durch jeden Bretterpalt fiel?! Dort stahl es sich durch die verhangenen Fenster in die leere Kammer und ein wirbelnder Streif tanzte über die Böster des Bettes, fand aber nicht wie sonst einen Schläfer zu wecken. Wie glühterte das Wasser am Mühlrade und — o, wer sich hinzuschauen getraut hätte! — wie es den toten Mann mit jeder Umdrehung hervor an das Licht schleifte! Aber da galt kein Säumen, lebendig wird es schon rings im Thale, die Leute werden kommen, daß sie auch kommen müssen, daß doch die Welt diese Nacht über ausgestorben wäre! Was sagen? Was thun?

Die Mühle wurde gestellt, die Müllerin stürzte mit Sommergeißel, verwirrt und entsezt in das Thal nach der nächsten Hütte, um den Leuten zuzuschreien, daß heute nacht ihr Mann verunglückt sei. Aber die Sonne, die böse Sonne mit ihrem aufdringlichen Lichte ging nicht unter, ohne alles an den Tag gebracht zu haben.

Der Mond fand die Mühle leer, dafür sah er dort, fern in der Kreisstadt, als er die Schatten der Gitterstäbe in die Gefängniszellen warf, ein junges Weib mit verweinten Augen und einen Burichen mit stieren, glanzlosen Blicken schlaflos vor sich hinstarren.

Das war eine Aufregung im Orte, als man die beiden festnahm, das wogte ab und zu nach der Unglücksstätte und nach dem Gemeindefotter, wo die Thäter und die Vandäuger, die sie zu bewachen hatten, auf eine Fahrgeliegenheit warteten, und als schon lange der unbeholfene Leiterwagen über die ausgefahrene Straße dahingepoltert war, standen die Leute noch überlaut redend vor ihren Thüren. Das Gemeindevirtshaus war überfüllt von erregten Gästen, die sich durch den Trunk noch mehr ins Feuer brachten; was wollte da jeder schon lange gesehen und gehört haben, das ihm bedenklich vorkam? Da war

*) Das: „Kauziger Bspruch und erste Red.“ Salenbergschichten von Lucia Angenruber. Verlag von Moritz Schauenburg in Zabr.

Tage.

September

30 Tage.

September-Gewitter sind Vorläufer von hartem Wind. — St. Michaels-Wein wird Herren-Wein sein, St. Gallus-Wein in Bauer-Wein. — Ein Jagdgel nach Michaelis noch hier, haben bis Weihnachten sind Wetter wir. — In vielen Herbstmächeln seht ein Zeichen von viel Winterschnee. — Späte Rosen im Garten, schöner Herbst und der Winter läßt warten. — Ist die Hechtleber der Galle zu breit, vorn früh, nimmt harter Winter lange Zeit in Besch. — Was Jakobus weiße Bettchen in die Höhe, sind's Winterklüten zu vier sein Schanz. — Jakobus in jenenheller Gestalt macht uns die Weihnacht kalt.



Letstes Viertel den 6. vorm. 4 U. 1 M. Trüber Himmel.
 Neumond den 14. vorm. 8 U. 25 M. Regnerisches Wetter.
 Erstes Viertel den 21. nachm. 10 U. 37 M. Heitert auf.
 Vollmond den 28. nachm. 1 U. 31 M. Beständig.

... können? Immer
 ... und das Ge-
 ... in einer Nacht ge-
 ... er und ließen nicht
 ... dann setzten sie die
 ... te plötzlich weithin
 ... als wollte es das
 ... chreden, aber ihnen
 ... nicht klar werden
 ... an den kommenden
 ... warfen sie in das
 ... ar eine andere als
 ... abscheuliches Licht,
 ... jeden Bretterpalt
 ... ch die verhangenen
 ... und ein wirbelnder
 ... s Bettes, fand aber
 ... veken. Wie glühterte
 ... o, wer sich hinzu-
 ... den toten Mann
 ... das Licht schleifte!
 ... ndig wird es schon
 ... n kommen, daß sie
 ... die Welt diese Nacht
 ... lagen? Was thun?
 ... ie Müllerin stürzte
 ... und entsetzt in das
 ... um den Leuten zu-
 ... am verunglückt sei.
 ... nie mit ihrem auf-
 ... ter, ohne alles an
 ... leer, dafür sah er
 ... ls er die Schatten
 ... szellen warf, ein
 ... Augen und einen
 ... Blicken schlaflos vor
 ... Orte, als man die
 ... und zu nach der
 ... neindeklotter, wo die
 ... e sie zu bewachen
 ... warteten, und als
 ... iterwagen über die
 ... ert war, standen die
 ... erten Thüren. Das
 ... vonerregten Gästen,
 ... ehr ins Feuer brach-
 ... lange gesehen und
 ... vorkam? Da war

feiner, der es nicht schon früher gemerkt hätte, wie in der Mühle nicht alles richtig gewesen, und schier alle hätten es vorhersehen mögen, daß das kein gutes Ende nehmen könne. Da war keine üble Nachrede, die nicht ihre zustimmenden Hörer gefunden hätte.

Und es war allwege nicht denkbar, daß an dem Weibsbild und dem Burtschen jemals ein gutes Haar gewesen wäre, die mußten von Kind auf verderbt und verworfen gewesen sein, waren gar niemals wie andere Leute gewesen, denn rechtschaffenen Leuten — jeder schmeichelte sich, zu denken zu zählen — könne so eine gräßliche That gar niemals befallen.

In einem Winkel der Stube trank auch der Steinklopferhanns sein Gläschen und rauchte seine Pfeife, jetzt war sie ihm aber ausgegangen, er klopfte die Asche in derselben an der Tischkante aus und sagte: „Es seid's recht christlich — recht christlich!“

„Wer'd'n wir's doch nicht gegen so Mordgesellen sein sollen?“

„Warum nit,“ sagte Hanns, „wer sich für christlich auszieht, soll allezeit dabei bleiben, und wann ich mich recht befinn', so steht doch geschrieben: Nichtet nicht, daß ihr nicht gericht' werd'!“

„Es wird auch kein ehrlcher Christmensich ein'n andern was nachtrag'n, aber so ein Mordgesindel zählt doch nit dez'n!“

„War wohl auch a Zeit,“ meinte der Steinklopfer, „wo sie kein Brödel anders waren als eins von uns da!“

„Na, hör auf, Hanns, das is kein Reden, so ein Stück brächt' wohl keiner, wie wir da sein, übers Herz, dazu muß man schon ganz gottverlassen auf die Welt kommen, dazu muß eins schon bestimmt sein.“

„Dann is auch dazu bestimmt, wer heut sich ein' Nauch trinkt! Ihr betet doch alltag paarmaal 's Vaterunser und bei der Rosenkranzandacht schon gar, weiß nit, wie oft, aber wohl weil's unserm Herrgott'n vermeint is, leiert's ös herunter, daß 's kein Teufel versteht, ös selber aber auch nit; sonst mücht' euch doch bei einer Bitt' einleuchten, selb' war's g'scheiteste Beten, was 's jemalen af derer Welt geb'n hat, d's Bitt', was ich mein', heißt: Führe uns nicht in Versuchung! Es is schon so, daß sich einer recht brav halt't, wann ihn kein' Verlockung betriefft, und geht mancher als ehrlcher Mann sein' Weg, weil ihm die Versuchung nie begegnet. Kommt's aber einem über die Quert, so giebt's ein hart' Stück Arbeit, da soll sich keiner aufwerfen und vermeinen, er wüß't, was da aus

ihm wurd'; often kommt's ruckweil' und führ'n Trüttl für Trüttl, er denkt sich's dabei selber nit aus, wohin. Often kommt's mit ein'mmal und er thut, was er augenblicks drauf nöt für möglich halt't, es wär sein Thun, und hat wohl auch vor kurzer Weil' g'sagt: So a Stück brächt' wohl keiner, wie wir da sein, übers Herz! — 's Menschen Einwendige muß mer kennen, heißt, mer muß sich sagen, mer kenn't's eigentlich net, dann is mer kein ganz b'scheiden ruhig und find't a Mitleid auch nit d's, wo man nit meint, sie verdienen's, die 's aber z'notwendigst brauchen, soll's mal mit d's bessern Zeiten anheb'n, wo man von Kind auf schon der Leidenschaftlichkeit ausbengen und 's G'scheitsein lernt und statt: sei fromm, sagt: sei brav!“

„Hört's 'n Steinklopfer! der hat wieder a neu' Evangelii in' Kopf.“

„Is eh' a rechter Heiland, nimmt Eh'brecher und Mörder in Schutz!“

„In Schutz nehmt' ich's nit,“ sprach Hanns, „daß ich etwa jaget, es wär' recht, aber ich jag', ein'smal war'n's net andere Menschen wie wir und wann's uns d's gleichen Weg führet wie sie, mücht' wohl keiner sagen können, ob er heut nit da stünd' wo die zwei!“

„Ah, selb' kann man wohl sag'n, was man nie wurd' in'stand sein,“ riefen etliche junge Burtsche.

„Na,“ lachte verstimmt der Steinklopfer, „mir sieht mer's wohl auch net an, noch hätt' ich's selber glaubt, aber doch hätt' ich bald ein' umbracht.“

„Geh zu — was d' jagst!“

„Na wohl war's a so.“

„Verzähl — verzähl!“ Alles rückte zu.

„Na, lost's* zu. Verzähl' ich's halt.“

Die Versuchung.

Bald is 's gar nimmer wahr, so lang ist's her, aber ich besinn' mich noch, es war ein schöner Herbsttag g'wesen, mir hat er aber nit zu Sinn woll'n, denn damalt is 's mir g'rad grimmig schlecht gegangen, was braucht mir auch d' Sinn' so freundlich in' leeren Sack und in' hungerigen Magen z' scheinen, hab' ich mir denkt, was hab' ich davon? Is a boshaftig's Ding! Die Rauch' hab'n mich geärgert, die aus die Schornstein g'rad auf g'stiegen sein, 's Obst af d's Bäum' — mein war's net — und af der G'meinwiefen hätt' ich mögen 's ganze Gras ausreuten, na, ich war ja kein' Kuh, daß ich's hätt' mögen fressen. Teufel h'mein.

* D's = die, denen.
 **) Zuloße = zuhören.

Oktober

31 Tage.

Barmer Oktober bringt fürwahr was sehr kalten Februar. — Frost und Schnee im Oktober sind selten, der Januar sei gelind. — Oktober-Gewitter sagen bedächtig, der fünftige Winter sei winterwendig. — Wenn zu uns Simon und Judas wandeln, wollen sie mit dem Winter handeln. — Oktober-Dewer ist fürwahr noch besser als im Februar, der bringt nur wohl der Pflanze Schatz. — Fällt der erste Schnee in den Schatz, vor heuere Winter künde er Schatz. — Hat der Oktober viel Regen gebracht, hat er die Getreide bedacht.



Letztes Viertel den 5. nachm.
8 U. 55 M. Bedeckter Himmel.
Neumond den 13. nachm.
11 U. 37 M. Unfreundlich.
Erstes Viertel den 21. vorm.
6 U. 8 M. Aufsteigend.
Vollmond den 28. vorm.
0 U. 14 M. Veränderliches Wetter.

Ich war froh, wie die Sonn' ein' Anstalt macht zum Untergehn, und bin noch fort ins Gebirg, bin durch Schluchten ang'stieg'n, daß ich vor ihre letzten Lichter sicher bin, bis 's Monad*) raufkimm, was nit so aufdringlich is mit sein Licht.

Wie ich später so forttrapp', denn 's sakrische Mondschein is hinter dö Wolken blic'h'n, riegelt sich was in der Finstern, kommt hervor aus'm Schatten und steht a schwächig's Bürichel vor mir, so wie man's sieht auf der Wanderschaft.

Er fragt nach'm Ort, was überm Berg unten liegt. G'scheiters wußt' ich mir g'rad nit zu thun, dent' ich mir, führst ihn bis hin, vielleicht zahlt er dir dafür doch a Glas' Wein.

Sag' ich also zu ihm, wann's ihm recht wär, könnten wir ein' Weg gehn, ich selbst möcht' nach Tappenthal.

Er steht, schaut mich eine Weil' an, auf einmal sagt er, es wär ihm lieber, ich gäbet ihm die Weisung, daß er sich allein hinfinden könn'.

Ahan, dent' ich, selb' is a notiger Kerl, der fürcht' sich z'weg'n einer klein' Derkenntlichkeit, und sag' deswegen zu ihm: Ich steh' af mir nöt an, ich führ' Eng schon unrsont.

Da sagt das Bürichel ganz wegwerflich: Ich hab' Eng gebeten, mir'n Weg z'beschreiben, wollt's net, so such' ich mir'n halt selber.

Auf dös sag' ich nöt freundlich: Na, na, wo ich z'wider bin, dring' ich mich nöt auf! — Weiß' ihm die Steig', sag, von da geh't's a so und von dort a so nach Tappenthal zu, halt, daß er nit irr' geht, dreh' mich dann um und b'hüt Gott!

No giebt er mir dö Hand, bedankt sich recht schön und meint, ich soll's ihm nöt in übel aufnehmen, aber er wär' noch in tausend' Angst und Schreden.

U mein, und wie er das sagt, schau' ich ihm ins G'sicht, er war käl'weiß.

Je, je, lieber Herr, sag' ich, was is Eng denn zug'stoßen?

No erzählt er mir, es hätt' sich ihm heut auf'm Weg a wilder Kerl ang'schlossen, der wär' schon 'm Anschau'n nach zum Fürchten und nit von der Seit' z'bringen g'west, wie's aber in finstern Wald lamma, fällt der Kerl über ihn her und wann nöt a alte Holzklauerin dahertapp't und zum Schreien und Zettern anhebt, wer weiß, was g'schehn wär! Nöt gar weit von da und vor a klein' Halb'ntund, hätt' sich dös zuträg'n. Selb' hätt'n ganz schon

und verzagt g'macht, er wußt' sich kaum aus in sein Sinn, gern möcht' er allein geh'n, doch noch lieber mit ein' ehrlichen Menschen.

No, sag' ich, da seid's schon recht, ich bin, so weit ich warm bin, a ehrlicher Kerl, von was nit mein war, hon ich all mein Lebtag nit, was schwarz unterm Nagel is, weggnomma!

Jo, lacht er, freilich, um was schwarz unterm Nagel is, zahlt sich's net aus, in der Weiß' steckt die ganze Welt voll lauter ehrliche Lent', aber wann's mehr gilt, da probiert sich dö Ehrlichkeit.

Kreuzsakra, sag' ich, nöt um'n Kaiser sein G'schloß that ich a Schlechtigkeit.

Glaub's wohl, meint er, a G'schloß kann mer halt wieder net leicht in Sack schieb'n, was z'a'ring is, oder was einer nit anheb'n mag,*) laßt a jeder lieg'n, um z'wenig und z'viel belobt sich a jed's der Enthaltbarkeit von fremdem Gut, aber, mein lieber Hanns, ich wußt' wahrhaftig net, woher er mein' Nam' g'wußt hat, aber g'nennt hat er 'n, mein lieber Hanns, es is ganz a andere Sach', wann's um a schwermächig Stück Geld hergang und dös kommt eins nehma und war sicher vor Klagen und Fragen und wußt' kein' lebendige Seel' d'rinn.

Na, na, sag' ich, ehrlich wäret am längsten und wann's wollt's, ich soll weiter noch mit Eng geh'n, so thut's ein' andern Ditschurs anheb'n, sonst müßt' ich frei glaub'n, ös halt's mich net für besser wie den Schubjad, der Eng vorhin hat austraub'n woll'n.

Ah, sagt das Bürichel und lacht dabei so spöttig, daß ich ihm hätt' eins verlesen mög'n. Ab beileib', Hanns, ich weiß schon, du bist a ganz a anderer Mann. Ubrigens 's is a Glück für mich, daß der Rauber von vorhin sich wohl auch denkt hat, es zahlt sich net aus, hätt' er g'wüßt, was ich weiß, ich mein', er wär' dabei blic'h'n und hätt' mich und dö alte Holzklauerin spediert.

No, was is 's denn nachher, was ös wüßt's? brumm' ich, daß ich nur was red', obgleich ich von dem dummen Ditschurs gern loskommen wär', aber ich mag net so z'neben ein hertorkeln und mein' Gedanken nachhänga.

No, sagt er, was ich bei mir führ', wär' schon ein' Mord und ein' Ditschlag wert g'weisen. Was meinst'?

*) Mögen, im Sinne von vermag, daher die komischen Mißverständnisse, wenn einem Hochdeutschen gegenüber ein Bauer erklärt: I mag nit, was aber heißt: Ich vermag es nicht.

*) 's Monad = der Mond.

Her-
ber, ter
Her-
gweigen.
Dant am
Martin u
Katharin
lange tra
ber und f
dar. — A
sch Korn
zu kurz
am Tage
ne Gieb
er damit

Was
Totischl
g'lennt
Na,
doch a
Drei
sagt, is
viel G
kein A
weiter,
Drei
kleine
und we
Bei

der W
steigen
wir a
wen'g
taufend
wo dich
anschau
sein, fe
bringen
mehr u
jeden
muß m
stet me
is wer
schaffen,
Ein Ge
ich da
Reden
verungli
Hölle

Da l
wüßt'
selber g'
da is's
die Geri
und far
derfenn
Geld far
Du el
alles g'
leb'n, te
kein'
Wahl!

Da he
hat mich
weiß's,
kommen.

November

30 Tage.



Aller-Heiligen bringt Sommer für alle Weiber, der ist des Sommers letzter Vertreter. — Aller-Heiligen trägt eigen den Winter zu allen Zweigen. — Sankt Martin setzt sich schon mit Pant am warmen Dien auf die Bank. — Sankt Martin weiß nichts mehr von Weis. — Sankt Katharina verfreit sich Schuss, so wadet man lange krauchen im Schmutz. — Kalter Dezember und fruchtreich Jahr sind vereinigt immerdar. — Kalter Dezember mit Schnee giebt reichlich Korn auf der Höh'. — Frau Lucia findet zu kurz den Tag, drum wird er verlängert acht Tage darnach. — Der heilige Christ will die Giebrüde haben, steht sie, wird selbst er damit sich begaben.

Letztes Viertel den 4. nachm.
4 U. 45 M. Bringt Regen.
Neumond den 12. nachm.
2 U. 9 M. Unfreundliche
Witterung.
Erstes Viertel den 19. nachm.
1 U. 16 M. Aufheiternd.
Vollmond den 26. nachm.
1 U. 54 M. Hell und kalt.
Unsichtbare Mondfinsternis.

Tage.
iertel den 5. nachm.
Bedeckter Himmel.
den 13. nachm.
M. Unfreundlich.
iertel den 21. vorm.
Aufheiternd.
den 28. vorm.
M. Veränderliches

sich kaum aus in
n geh'n, doch noch
n.
recht, ich bin, so
terl, von was nit
ig nit, was schwarz
s schwarz untern
n der Weis' steck
rtliche Peit', aber
ich dö Ehelichkeit.
kaiser sein G'ichloß
G'ichloß kann mer
ieb'n, was z'a'ring
'n mag,*) laßt a
viel belobt sich a
endem Gut, aber,
rbastig net, woher
g'neunt hat er n,
s a andere Sach',
süd Geld bergang
id war sicher vor
ein' lebendige Seel'
thet am längsten
er noch mit Eng
Dischters anheb'n,
halt's mich net
Eng vorhin hat
cht dabei so spöt
legen mög'n. Ab
du bist a ganz a
a Glück für mich,
wohl auch denkt
e g'wüßt, was ich
b'n und hätt' mich
t.
was ös wüßt's?
d', obgleich ich von
ommen wär', aber
ortkeln und mein'
r', wär' schon ein'
eien. Was meinst?
ng, daher die komi-
Hochdeutschen gegen-
it, was aber heißt:

Was weiß denn ich, um was sich ein Mord und
Totschlag auszahlet, schrei' ich, glaubt's, ich bin a
g'leuteter Rauber?

Na, sagt er, Hanns, a dreißigtausend Gulden sein
doch a Geld!

Dreißigtausend Gulden! Liebe Peut', wie er dö
sagt, is mer völlig schwindlich word'n, denkt's, so
viel Geld und ich nüt ein Groschen im Sack, auch
kein Aussicht für morg'n oder übermorg'n und noch
weiter, daß ich zu a bissel was komm'

Dreißigtausend Gulden, sagt er, und alles in
kleine Banknoten, was sich leicht verzetteln lassen
und wo kein Frag' is, wie komm'it dazu?

Bei der Red' kommen wir über'n hohem Kamm,
der Weg is kaum für zwei, turmhoch, steil auf
steigen da die Felsen übers Thal an; dort bleib'n
wir a Weil' stehen, denn das Büschel schnappt a
wen'g nach Luft, dann hebt er wieder an: Dreißig-
tausend Gulden, Hanns, kein groß's Papier dabei,
wo dich der Kramer oder der Wirt d'rinn groß
guckaut; langsam, wann Jahr' d'rüber hingangen
sein, kann mer's nach und nach zum Vorschein
bringen, mer gewinnt in kleine Händel, es wird
mehr und mehr, dö Peut' können ein'n doch nit
jeden Posten nachrechnen, auf einmal, alle Welt
muß meinen, es is mit rechten Dingen zu'gangen,
stht mer af ein Bauerngut, fusioniert sein G'und,
is wer und stellt was vor, hat Gründ' und Liegen-
schaften, Geld im Kasten; all dö, was kost's?
Ein Griff nach meiner Taschen und ein Ruck, daß
ich da h'unterstlieg' — und morgen is weiter kein
Reden d'rüber, als daß a armer Handwerksbursch
verunglückt is.

Höllteufel verfluchet! schrei' ich auf.

Da lacht er und sagt: Und wann d' noch weiter
wüßt'n, Hanns, das Geld alles hon ich noch dazu
selber g'stohl'n; ich bin in einer großen Handlung g'west,
da is's mir g'lungen. Wär' doch a Narr, der in
die Gericht' rennet, kann er mich doch selber h'trafen
und fand mer mich morg'n da unt' lieg'n und
d'erkennet mich auch, mer denket, ich hätt' all dö
Geld sauber durch'bracht.

Du eleniger Dieb, schrei' ich, du hast Lohn und
alles g'habt, ich hab' mir, gar mir, als 's nadete
Leb'n, teil' dein g'stohlen's Gut mit mir, oder —
Kein' Red', sagt er, alles oder mir is mein'
Wahl!

Da hab' ich mich nimmer ausg'wüßt, der Teufel
hat mich bei jedem Haar g'habt, — kein Seel'
weiß's, was du thust, — es kann gar nit auf-
kommen, — Liegenschaften, — Geld im Kasten —

bist wer, auf Lebzeiten geborgen! — Das geht
mer durch'n Kopf wie a Spinnrad schnell. Als-
dann nix, schrei' ich und stürz' mich af ihn, reiß'
ihm die Taschen weg und gib ihm gleichzeitig ein
Kenner.

Da lacht er wie der leidige Teufel auf, und nüt
wie a anderer Mensch kopfüber abisaust, lang-
sam, ganz langsam wie a Federu fällt er hinunter
und dabei lacht er fort und fort und schreit: Hanns,
du ehrlicher Mann, du! Und unten fällt er schwer
auf und nochmal hör' ich von unt' ganz tief, wie
aus der Höll' aufer, sein' Lacher: Hanns, du ehr-
licher Mann, du!

Ich schrei' aber auf: Jesses und Joseph! und
fall' — ans'm Bett.

„No is 's halt wieder a Traum g'west,“ sagten
die Zuhörer.

Hanns zwinkerte mit den Augen. „Als a Wacher
bracht' ich ja kein Hendl um,“) freilich war's a
Traum, aber Leuteln, es is mir lieb g'west, daß 's
mir Wirklich's war, und ich mein', es darf jedem
lieb sein, er hätt' an meiner Stell' auch nur träumt.“

„No und was beweist dö, af dö, heutige?“
fragte ein junger Bursche.

„Die Müllerin und der Knecht,“ sagte der Stein-
klopfer, „dös sein verlorene Peut', laßt's dö Richter
mit dö fertig werd'n, sein wir froh, daß wir froh
sein löbna, aber überheb'n mer uns net; freu'n
mer uns, daß wir g'sund sein, sorg'n wir allfort
für die G'sundheit von Leib' und Seel', aber ver-
gessen wir nüt, daß doch unser jeden ein Ubel
anfall'n kann, und sollt' uns vor ein Siechtum auch
grauen, so dürf'n mer doch mit dö Kranken a
Barmherzigkeit hab'n.“

Rätsel.

Wie traurig spricht man oft die erste aus!
Die letzten aber reicht man mit Vergnügen;
Führt die Geliebte du einst in dein Haus,
Strahlt wohl das Ganze in den holden Zügen.

DRUCK : umgijmz

Wenn ich's bin, so hab' ich's auch,
Das ist so der Welten Brauch;
Oft ist's groß, oft auch nur klein,
Doch zu ändern wird's nicht sein.

DRUCK : umgijmz

*) Als ein Wacher, d. i. wachend brächte ich ja kein
Huhn um.

Dezember

Je dunkler es über Dezember-Schnee war,
je mehr leuchtet Segen im künftigen Jahr.
Dünger reime.

Der spätkst seinen Aker hängt, der weis-
schen, was die Ernte bringt. — Danks könnte
seine Felder schlecht, war Ackermann, jetzt ist
er knecht. — Wer gute Ernte machen will,
der dünge, pflanz und grabe viel. — Hebe
läßt die Laube in den Bach, ein Lammkef
nur thut es ihm nach. — Dünger ist die Seele
vom Akerbau, sie hebben zusammen wie Mann
und Frau. — Gutes Lieb, gute Ehren, reich-
lich Futter giebt fetten Milch, reiche Eimern,
viel Milch, Käse und Butter.



31 Tage.

Letztes Viertel den 4. nachm.
1 U. 58 M. Wird windig.
Neumond den 12. vorm.
3 U. 43 M. Schneefall. Un-
sichtbare Sonnenfinsternis.
Erstes Viertel den 18. nachm.
9 U. 8 M. Trübe Witterung.
Vollmond den 26. vorm.
6 U. 29 M. Bringt Schnee.



Unserer lieben Frau von Küdesheim.

(Aus „Hortus deliciarum“ von
F. Eichrodt.)

Viel klares Wasser fließt im
Rhein,
Das laß' ich ruhig fließen,
Und trinke den perlensun-
kelnden Wein,
Der droben wächst an dem
brennenden Stein,
Burg Ehrenfels geheißt.

Wie glühn in dem Sonnenstrahl
Die wonnigen Gelände!
Die Rebe duldet Wüstenqual,
Schlingt mühsam sich von Pfahl zu Pfahl
Hinauf die steilen Wände.

Sie ist die höchste Edelfrau
In allen deutschen Reichen,
Ihr Stammbaum sagt es
ganz genau:
Schon Karl der Große gab
den Gau
Ihr ganz und gar zu
eigen.

Und welch ein ritterlich Ge-
schlecht
Ist ihrem Blut entspross-
sen . . .
Beim Festturnier, wie im
Gefecht,
Der Küdesheimer kämpft
nicht schlecht
Mit blitzenden Geschossen.

Vom Ehrenfels, vom Hinterhaus,
Vom Rottland und vom Berge
Zieht er in hellen Haufen aus
Und Sieger bleibt er in jedem
Strauß
Gen Riesen oder Zwerge.

Doch ob auch andre mit Lied
und Reim
Den mutigen Ritter be-
grüßen . . .
Unser lieben Frau von Küdes-
heim,
Deren Lippen triefen von
Honigseim,
Leg' meinen Dank ich zu Füßen.
Friedrich Hornsta.

Kätsel.

Meine erste frist,
Meine zweite küßt,
Das Ganze — nun wißt —
Gut, auch böse ist.

TRINWENB : Bunjgung

Die erste, merke es dir fein,
Sich gern mit Größern ver-
bindet,
Die letzte kann oft tödlich sein,
Doch auch sich ungefährlich
findet.
Das Ganze ist dem Handel
eigen,
Nur muß es sich bescheiden
zeigen.

WESSENW : Bunjgung

digen Höl-
lose Ruhe
schloffen:
in traum-
bekommer
Blödsin-
dent tiefen
schen Vol-
deutlicher
kräftigen
Fehler, a
Waise ge-
erfüllt fl
hinans:

Auf di
welche un
Pogen m
Bauernhu
einer erd
großen di
verdrängt
reit den f
lichen Am
trat dann
und harr
Pachtung
gespannt,
Wild, au
Nur ei
ein junge
aber frise
Ausgang
tung eine
füllten ge
süßen H
Strauß
gehotetes
sanden f
Schube
Bege in

Tage.

viertel den 4. nachm.
M. Wird windig,
den 12. vorm.
l. Schneefall. Un-
wonnentinsternis.
viertel den 18. nachm.
Trübe Witterung,
den 26. vorm.
N. Bringt Schnee

s, vom Hinterhans,
und vom Berge
hellen Haufen aus
bleibt er in jedem
Strauß
oder Zwerge.

andre mit Lied
und Reim
en Ritter be-
grüßen . . .
en Frau von Rudes-
heim,
gen triefen von
Honigsieim,
n Dank ich zu Füßen.
friedrich Hornfed.

Rätsel.
früht,
e küßt,
— nun wist —
öse ist.

RÄTHSEL : *Wunder*

terte es dir fein,
mit Größerm ver-
bindest,
um oft tödlich sein,
sich ungefährlich
findet.
ist dem Haidel
eigen,
s sich bescheiden
zeigen.

RÄTHSEL : *Wunder*



**Die
Beerengundel.**

Hessische Dorfgeschichte von
E. Menzel.

I.

reiche Nebelschleier senkten
sich bereits dichter und
immer dichter auf das
Dörflein in dem stillen
Thale hernieder, während
ein breiter, purpurfar-
biger Streifen am west-
lichen Himmel die wal-

digen Höhen ringsum noch in eine feurige Glut tauchte. Pant-
lose Ruhe herrschte nach dem drückend heißen Tage in
schlafenden Natur. Kein Kästchen regte sich, der Wald lag
in traumhaftem Schweigen und die Vögelin hockten
bekommen auf ihren Nestern.

Pöblich unterbrach die geheimnisvolle Stille die aus
dem tiefen Tannendickicht schallende Melodie eines hessi-
schen Volksliedes, dessen einzelne Worte man immer
deutlicher vernehmen konnte. Es wurde von einer hellen
kräftigen Mädchenstimme, wenn auch nicht ganz ohne
Fehler, aber in echt volkstümlicher und gefühlvoller
Weise gesungen. Besonders von innerer Bewegung
erfüllt klang der letzte Vers in das friedliche Thal
hinaus:

„Lamb und Gras, das muß verwelken,
Über trene Liebe nicht,
Kommt mir zwar aus meinen Augen,
Doch aus meinem Herzen nicht.“

Auf die von Obstbäumen eingefasste Landstraße,
welche um eine vor dem Walde liegende Wiese einen
Bogen machte, trat in diesem Augenblick ein stattlicher
Bauernburche mit blauleinernem Kittel, hohen, von
einer erdigen Kruste bedeckten Stiefeln und einem
großen dunkeln Strohhut. Beim Vernehmen des Liedes
verdrängte plötzlich ein Schimmer höchster Glückselig-
keit den fast traurigen Ernst aus seinem schönen, bräun-
lichen Antlitz. Andächtig hörte er bis zum Schlusse zu,
trat dann hinter den Stamm eines dicken Apfelbaumes
und harrete, das Auge unverwandt auf eine schmale
Nichtung zwischen den Tannen über der Wiese gerichtet,
gepaunt, wie der Jäger beim Anstande auf ein edles
Wild, auf das Erscheinen der Sängerin.

Nur eine kleine Weile hatte er so dagestanden, als
ein junges, schlankes Bauernmädchen, ärmlich gekleidet,
aber frisch und blühend wie ein heitrer Feuzmorgen, am
Ausgang des schmalen Waldpfades erschien. Die Dirne
trug einen mit einer Anzahl kleiner Heutkörbchen ge-
füllten größeren Korb auf dem Kopfe, den sie mit der
linken Hand stützte, während sie in der rechten einen
Strauß Waldblumen und ein zum Bündel zusammen-
geknötetes rotgeblümtes Tuch hielt. In demselben be-
fanden sich die auf dem einsamen Gange abgelegten
Schuhe und Strümpfe und das erst kaum für die
Wege in die Stadt neu angeschaffte Leibchen mit blan-

ken Knöpfen. Das junge Mädchen hieß eigent-
lich Kunigunde Lehnhäuser, es wurde aber in
der ganzen Gegend die Beerengundel genannt,
weil es in den entsprechenden Jahreszeiten viele
Familien des etwa zwei Stunden entfernten
Städtchens Werna mit den in den Höhen-
wäldern um Tiefenborn reichlich wachsenden
und als besonders aromatisch bekannten Früchten
versorgte. Gundel nahm jetzt den Korb von
ihrem Kopfe, knotete das Bündel auf und legte
den Strauß und seinen Inhalt auf die Wur-
zeln einer uralten Lanne, die eine Schwellung
des Bodens wie die Finger einer bräunlichen
Niesenhand umflammerten. Dann ging sie ein
paarmal im hohen Waldgras auf und ab, um
sich die kleinen zierlichen Füße vom Staube zu
säubern, und löste dabei das unter dem Kinn
gebundene weiße Kopftüchlein, aus dem goldig-
schimmernde, halb gelöste Zöpfe bis zur Mitte
des gestickten, doch saubern Rockes herabgingen.
Als Gundel dieselben wieder geflochten, Schuhe
und Strümpfe angezogen und die von dem losen
Unterjäckchen bisher nicht beengten, jugendlich
runden Formen mit dem ärmellosen, knapp
anliegenden Leibchen umschlossen hatte, hob sie
den Korb wieder auf den Kopf, legte den Strauß
oben auf und machte sich schnell auf den Heimweg. Bei
ihrem Gang über die Wiese lächelte Gundel mehrmals so
stillvergnügt, daß ihre schönen Kornblumenaugen in
heller Freude aufleuchteten und zwischen den vollen roten
Lippen die weißen Zähne hervorblickten. Gundel war
heute über alle Maßen froh. Sie besaß ein Gemüt, das
die Anlage hatte, glücklich zu sein, auch wenn alles lange
nicht so war, wie sie es schon allein um des geliebten
leidenden Bruders willen gewünscht haben würde. Im
tiefsten Leide, an dem ihr junges Leben doch schon so
reich war, fand sie immer einen tröstenden Ausweg.
Es war, als befände sich in Gundels Seele eine unver-
siegbare Lichtquelle, die keinen Schatten allzulange ein
verdüstertes Regiment ausüben ließ.

Gundel stellte sich zuerst vor, wie sich Christoph über
den guten Verdienst und die vielen im Korbe liegenden
Hefste und Zeitungsblätter freuen würde, die ihr die
Kömmwirtin in Werna heute für den Bruder geschenkt
hatte. Dann dachte sie an ihre schon lange verstorbene
Eltern, an die selige Großmutter und an deren Schwester
Marielies, die beide so treulich geholfen hatten, sie und
ihren ältern Bruder Christoph zu ernähren. Ach was für
ein Glück wäre das gewesen, wenn Gundel ihnen alles
Gute hätte vergelten, wenn die beiden Frauen es noch
hätten erleben können, daß Christoph nach ihrem Tode
nicht der Gemeinde zur Last fiel, sondern schon seit seiner
Schwester Konfirmation — jetzt beinahe vier Jahre —
redlich von derselben ernährt wurde.

Dann kam die junge Dirne in ihren Rückblicken auch
an jene Zeit, in welcher sie auf dem Gehöfte des reichen
Freibauern für eine kranke Magd ausshelfen mußte.
Sie hatte in den wenigen Wochen viel gelernt und
manches Gute von der nun schon seit ein paar Mo-
naten verstorbenen Bäuerin erfahren. Selbst der wegen
seiner heimlichen Wuchergeschäfte in der ganzen Gegend
verhasste Freibauer, dessen Antlitz noch kein Mensch
anders als mit finsternem Ausdruck gesehen hatte, war
gut und freundlich gegen sie. Freilich nur bis zu dem
Augenblick, wo ihr sein Einziger, der Konrad, im Garten
hinter dem Hofe Worte sagte, die zwar so lieblich klangen
wie der Verheirathschlag überm Ackerfeld, die sie aber besser
doch nicht so ruhig hätte anhören sollen. Wäre sie fester

und ihres niedrigen Standes allzeit eingedenk gewesen, dann hätte Konrad sie nicht umarmen und der alte Freibauer keine solch hohnvollen Spottreden ausstoßen können.

Purpurglut schoß über Gundels Antlitz, als sie an diesen Vorfall dachte. Für einen andern hätte sie um keinen Preis der Welt solch ein drückendes Bewußtsein mit sich herumzuschleppen mögen, aber der Konrad vom Freihofe war doch sonst ein gar zu guter und treuerziger Mensch, als daß sie ihm nicht von Herzen gerne etwas ganz Besonderes zu Gefallen gethan hätte. Daß er damals keinen Spott mit ihr getrieben, das sah Gundel bei jeder Begegnung an dem offenen Blick seiner seit dem Tode der Mutter gar so traurig blickenden braunen Augen. — Allein so weit wie vor zwei Jahren im Garten durfte es niemals wieder kommen, wenn sie ihre schweesterlichen Pflichten ferner frohgemut erfüllen und an dem Glauben festhalten wollte, daß das Leben auch ohne die Verwirklichung der sehnlichsten Wünsche immer noch ein gar köstlich und herzerfreuend Ding sei.

Gundel war beinahe bis zu der Stelle gekommen, wo der sich über die Wiese fortsetzende Pfad in die Landstraße mündete, als sie, durch ein leises Geräusch aufmerksam gemacht, zur Seite blickte und den Konrad hinter dem Apfelbaum hervortreten sah. Obgleich ihn sein ganzes Herz zu ihr hindrängte, hatte er dennoch ihre Ankunft hier ruhig abgewartet, um sich zu fassen und sich noch eine Weile ungestört an ihrem lieblichen Anblick erfreuen zu können.

Im ersten Augenblick war Gundel über das Erscheinen des im stillen heißgeliebten Burschen so heftig erschrocken, daß sie wie gebannt stehen blieb. Als sie aber dann schnell mit einem freundlichen „Guten Abend, Konrad“ an ihm vorübergehen wollte, faßte er sie bei der Hand und sagte: „Ei, Gundel, denkst du denn wirklich, daß ich dich heut wieder so leicht entschlipfen ließe, wie selbiges Mal in unserem Krautgarten?“

Das Mädchen versuchte ein ernstes Gesicht zu machen, was ihm aber durchaus nicht gelingen wollte, und entgegnete vertrauensvoll: „Ich hoff' es fest, Konrad, du giebst mich nit wieder bösem Gespött preis und bedenkst, daß mein einzig' Gut mein unbescholtener Name ist.“

„Dein einzig' Gut?“ wiederholte der sonst stille und in sich gefehrte Bursche außer sich vor Freude. „Ach geh doch, Gundel, hast ja auch außerdem alles, was das Herz nur begehrt: Schönheit und Frohsinn, ein gut Gemüt und einen treuen Schatz dazu!“

In Gundels rosig angehauchte Wangen stieg eine tiefe Blut. Sie wußte nicht, was sie erwidern sollte, aber sie fühlte, daß sie sich losreißen müsse, um nicht wie damals wieder schwach zu werden. „Ich muß nach Hans, Konrad,“ sagte sie deshalb verlegen, „dem Christoph war heut früh nit ganz gut, er wird auf mich warten.“

In dem Augenblick jedoch, wo sie ihre Hand aus der feinjungen lösen und sich umwenden wollte, ohne dabei seinen treuen braunen Augen zu begegnen, hob er flugs den Kopf von ihrem Kopfe, stellte ihn ins Gras und schlang seinen Arm um ihren Nacken. „Gundel,“ rief er bewegt, „ach wenn du dir nur fürstellen könnt'st, wie ich mich nach dieser Stund' mit heimlicher Qual gesehnt hab'! Seit meine selige Mutter nit mehr da und es in unserem Hof gar öd und traurig worden ist, weiß ich erst, daß ich all mein Lebtag nit von dir lassen kann, daß du bald mein werden mußt.“

Der heilige Ernst seiner Worte erschütterte Gundel, und in ihrer Seele begannen unbeschreibliche Wonnen

und traurige Hoffnungslosigkeit miteinander zu streiten. Obgleich jedoch die letztere immer mehr die Oberhand gewann, sagte die Dirne mit einem Blick, der das Schmerzlich ihrer Worte wieder gut zu machen strebte: „Was nun einmal nit sein kann, soll man von unserm Herrgott nit ertragen wollen. Es ist ja schon ein groß' Glück, wenn man in der Jugend so aut^{*)} Köstliches im Herzen spüren kommt.“

Nach diesem naiven Liebesgeständnis schloß der überglückliche Bursche das sich heftig sträubende Mädchen nur noch fester an sich. „Gundel,“ hob er dann wieder an, „der elende Mammon und meines Vaters Hirt sollen uns beide nimmer scheiden. Du hast vor eine Weil' gesungen, daß Laub und Gras verwelken sie, aber treue Liebe nicht. Das ist wahr, ich lasse dich und Gut im Stich und geh' mit dir nach Amerika!“

Gundel erbehte und wich einen Schritt zurück. Zum erstenmale trat in ihr rundes ammutiges Antlitz der Ausdruck fester Entschlossenheit. Dann entgegnete sie: „Wohl hab' ich 's Lied gesungen, weil's mich von indig dazu trieben hat, doch auf gestohlenem Grund könnt ich nimmer mein Glück aufbauen. Ein Mannsbild ist in deinen Jahren mag anders darüber denken wie ein junge Dirne, aber ich mein', man müßt' seine Eltern ehren, selbst wenn man schon einen grauen Kopf und Schweres dadurch zu überwinden hätt'. Das mach' 's Herz leicht und froh in aller Trübsal und giebt Mut vor Gott und den Menschen.“

Während sie sprach und ihn mit ihren ehrlichen Augen dabei anblickte, hatte der Bursche längst ihre Augen von den Dornen zerrissenen Hände wieder mit der seinen umschlossen. „Ach Gundel,“ erwiderte er ernstlich: „du schneid'st mir ins Leben mit deiner ersten Red' und wirfst alle meine Pläne über den Haufen! Aber sei böß kann ich dir dernthalb' doch nit sein. Ich muß so sagen, daß du in deim treuzbraven Sinn das Recht erwählst und mir vor meiner nächsten Pflicht wieder Respekt beigebracht hast.“

„Gottlob!“ fuhr Gundel wie erleichtert fort und ihre Züge lehnte der alte beitere Ausdruck zurück. „Doch mußt du zugeben, Konrad, daß auch ich heilige Pflichten hab'. Ich könnt' ja den Christoph nit verlassen, wenn ich auch wüßt', daß ich drüben überm Meer gleich einen Mann vor den Altar treten könnt'.“

In Konrads braunen Augen begann es feucht zu schimmern. „Ja,“ sagte er, „du bist eine treue Schwester wie's weit und breit keine zweite giebt. Der Christoph kann trotz all sei'm Glend glücklich und froh sein. Aber setze er nach einer Pause zögernd noch hinzu, „aber Gundel, was giebt's denn aus uns zwei?“

„Das wird unser Herrgott schon wissen. Wenn wir wirklich für'nander bestimmt sind, was ich mir noch gar nit fürstellen kann, dann werden, wie's im alten Sprüchlein heißt, die Stein' am Weg oder Wetter und Sturm schon helfen, uns zusammenzubringen.“

„Glaubst du das wirklich, einzige Dirn?“

„Ja,“ fuhr Gundel mit fröhlicher Zuversicht fort: „ja, ich glaub's und spür' allbiweil schon, daß mein Glaube nit zu Schanden werden wird. Darum bitt' ich dich auch, Konrad, thu deinem Vater nit zum Trüb' geh mir nit nach auf meinen einsamen Waldgäns' und —“

„Weißt du auch, was du von mir verlangst, Gundel, unterbrach er sie leidenschaftlich. „Weißt du, was heißt, mitanschaun zu müssen, daß sich das Liebste auf der Welt, dem man das Leben so schön als möglich

machen mö
Dörnern i
„Ich wei
beit das Le
was die D
lang nit f
die einer a
anhängen.“
„Du soll
lein bauen
mir auch, i
„Das ka
trenberzig.
einen Burs
rad, dann
immer für,
noch lang
ausschau i
kommt so i
dagegen ka
besten Wil
kommen.“
„Na, da
nach den a
als du wi
eher, selbst
außer sich v
wollte sie fi
aber wehrt
innerte ihn.
„mittlerwe
dunkel gewe
zwei noch i
heilig Band
hörige Leute
so zärtlich
zu sein.
Dogleich
wieder eine harte
störte, fügt
noch willig
Er drückte
hast die He
wehrt anheim,
zu grünen,
einen Mann
Gundel auf
nach Hause
in der
einander
Bauer, eine
gestalt, mit
den Augen
heimlich e
an ihm
ächelte mit
Leute erblick
vor sich hin
Landstraße
Mitten o
ich Konrad
ein
malige Lind
kann, ging
es bald jede
auf einen Auge
em er mit
en, im Post

*) Heftiger Volksausdruck für „etwas“.

einander zu streiten
 nebr die Obergenwal
 em Blick, der da
 t zu machen strebt
 ll man von unseren
 ist ja schon ein ga
 gend so aut *) Köst
 nis schloß der über
 trübende Mädche
 hob er dann wieder
 ines Vaters Härte
 Du hast vor einem
 as verweilen kann
 wahr, ich lasse dich
 dir nach Amerika!
 schritt zurück. Zum
 nutiges Antlitz de
 Dann entgegnete sie
 it's mich von innen
 lenem Grund könn
 Ein Mannsbild i
 er denken wie ein
 müßt seine Eltern
 grauen Kopf un
 hätt'. Das mach
 bsal und giebt Ma
 mit ihren ehrliche
 Burche längst ihr
 de wieder mit de
 erwiderte er ern
 deiner ersten Re
 den Haufen! Abse
 ein. Ich muß fogar
 in Sinn das Recht
 sten Pflicht wieder
 ichtert fort und
 drud zurück. „Doch
 ich heilige Pflicht
 nit verlassen, wenn
 in Meer gleich mit
 egann es feucht z
 ine treue Schwester
 ebt. Der Christoph
 nd froh sein. Aber,
 noch hinzu, „aber
 zwei?“
 wessen. Wenn wir
 was ich mir noch
 en, wie's im alten
 eg oder Bettler un
 zubringen.“
 Dirn?“
 zer Zuversicht fort
 il schon, daß mein
 wird. - Darum bit
 ater nur zum Trut
 nsamen Waldgäns
 verlangt, Gundel,
 Weißt du, was es
 sich das Liebste au
 schön als möglic
 das“.

machen möcht', schwer quälen und die Händ' von den
 Dörnern im Wald zerreißen lassen muß?“
 „Ich weiß nur, daß treue Lieb' alles kann und Ar-
 beit das Leben süß macht,“ gab sie heiter zurück. „Und
 was die Dörner im Wald betrifft, so thun sie noch
 lang mit so weh, wie die bösen Zungen im Dorf,
 die einer armen Dirne gar leicht etwas Schimpfliches
 anhängen.“
 „Du sollst sehen, daß auch ich aufs alte Trostsprüch-
 ein bauen und alles für dich thun kann. Aber versprich
 mir auch, daß du nach keinem andern schauen willst!“
 „Das kann ich dir nit versprechen,“ versetzte Gundel
 freuzergig. „Wenn ich
 einen Burchen seh', Kon-
 rad, dann stell' ich mir
 immer für, daß er doch
 noch lang nit so schön
 ausschaut wie du. Das
 kommt so von selbst und
 dagegen kann ich mit dem
 besten Willen nit auf-
 kommen.“
 „Na, dann seh nur
 nach den andern so viel,
 als du willst!“ rief er
 außer sich vor Freude und
 wollte sie küssen. Gundel
 aber wehrte ihn ab, er-
 innerte ihn daran, daß es
 mittlerweile ziemlich
 dunkel geworden und für
 zwei noch nicht durch ein
 heilig Band zusammenge-
 hörige Leute nicht schädlich
 den Haufen! Abse
 gleich es Konrad
 eine harte Überwindung
 kostete, fügte er sich den-
 noch willig wie ein Kind.
 „Doch“ Er drückte ihr nur herz-
 lich die Hand, stellte es
 ihr anheim, den Christoph
 zu grüßen, und ging über
 einen Ackerpfad, während
 Gundel auf der Landstraße
 nach Hause eilte. - Ge-
 ade in dem Augenblick,
 als das junge Paar aus-
 einanderging, schritt ein
 Bauer, eine wahre Riesen-
 gestalt, mit finster blicken-
 dem Auge und einem
 heimlich geröteten Ant-
 litz an ihm vorüber. Er
 schelte mit boshafter Freude, als er die beiden jungen
 Leute erblickte, murmelte ein paar unverständliche Worte
 und schritt, ein lustiges Lied pfeifend, die
 Landstraße entlang.
 Mitten auf seinem Wege über den Acker wandte
 er sich um und sah der hohen dunklen
 Gestalt eine Weile nach. Er wußte zwar, der ebe-
 nallige Lindenbauer, jetzt vom Volke Lindenpeter ge-
 nannt, ging ins Wirtshaus am Walde, wo der Trun-
 k bald jeden Abend zu finden war. Konrad hegte auch
 einen Augenblick Zweifel darüber, daß sein Vater, nach-
 dem er mit dem Bürgermeister von Berna einig gewor-
 den, im Postwagen heimfahren würde, aber er mußte doch

plötzlich mit geheimer Angst daran denken, was es
 geben könne, wenn dieser herabgelommene Mensch seinem
 Vater einmal auf einsamer Landstraße begegnen würde.
 Der leidenschaftliche Haß, den der Lindenpeter gegen
 den leutern hegte, hatte ja seinen guten Grund. Kon-
 rad wußte es wohl, daß die Leute im Dorfe nicht im
 Unrecht waren, wenn sie einander zuraunten, der reiche
 Freibauer habe dem allerdings von Natur leichtsinnigen
 Menschen ein Kapital auf Bucherzins geliehen und
 sich nach und nach dadurch einen Acker nach dem andern
 von dem schönen Lindengute zu eigen gemacht.

Während Konrad auf dem Wege nach dem ein Stück-
 chen von Tiefenborn ent-
 fernt liegenden Freibhofe
 noch darüber grübelte, was
 er später alles thun könnte,
 um seines Vaters Sünden
 einigermaßen wieder gut
 zu machen, hatte Gundel
 das schmale zweistöckige
 Häuschen am Anfang des
 Dorfes schon erreicht.
 Dies Häuschen, das vom
 Grunde bis zur Giebel-
 spitze mit wildem Wein
 dicht bewachsen war, hatte
 Gundel und eine oben
 wohnende alte Witwe von
 der Gemeinde Tiefenborn
 seit ungefähr drei Jahren
 für einen mäßigen Zins
 gemietet.

Als die Dirne in das
 niedrige, höchst sauber ge-
 haltene Stübchen zu ebe-
 ner Erde trat, gab ihr die
 alte Bauersfrau von oben
 durch einen Wink zu ver-
 stehen, daß sie recht leise
 thun möge. Obgleich
 Gundel vor Schrecken
 ganz blaß wurde, be-
 herrichte sie sich dennoch
 und schritt, nachdem sie
 den Stuhl behutsam be-
 reite gestellt und die
 Schuhe ausgezogen hatte,
 fast unhörbar an das dicht
 neben der Thüre zu ihrem
 kleinen Schlafgemach
 stehende Bett. Christoph
 schlief fest, doch sein Atem
 ging hastig, auf seinen
 eingefallenen Wangen
 glühten Fieberrosen. Eine
 Weile betrachtete das Mädchen angstvoll den geliebten
 Bruder, dessen kleine verwachsene Gestalt jetzt dem
 edel geformten Kopf mit der schöngewölbten Stirne
 und dem blonden Kraushaar keinen Eintrag that,
 dann bat es die Hausgenossin, ihm zu folgen, und
 ging mit derselben in die hinter ihrem Stübchen
 liegende Küche. Als Gundel nach genauer Erkun-
 digung von der alten Frau erfahren hatte, daß Chri-
 stoph erst am Nachmittage heftiges Stechen in der
 Brust und starkes Fieber bekommen, wurde sie zwar ein
 wenig ruhiger, aber sie meinte doch, daß es das beste
 sei, wenn sie sich gleich wieder auf den Weg machen
 und den Doktor aus Berna rufen würde. Die alte,



„Das kann ich dir nit versprechen,“ versetzte Gundel freuzergig.

wie eine Großmutter zu ihr stehende Frau gab dies jedoch durchaus nicht zu. Sie erinnerte Gundel daran, daß es schon oft bei Christoph so gewesen und am andern Morgen von selbst wieder besser geworden sei, sie legte ihr ans Herz, ihre Kräfte nicht über Gebühr anzustrengen, und zeigte gen Himmel, wo eben schwarze drohend geballte Wolkenmassen den ganzen östlichen Horizont überzogen. Da sich bald darauf auch ein heftiger Sturm erhob, der den Staub der Landstraße gegen die Fenster jagte und dann und wann einen Ziegel von den Dächern riß, faßte Gundel endlich den Entschluß, zu Hause zu bleiben. Aber sie war nicht dazu zu bringen, sich zur Ruhe niederzulegen. Sie blieb an Bette des Bruders sitzen, beobachtete liebevoll jede seiner Bewegungen und begann, um sich die Zeit ein wenig zu vertreiben, bei dem trüben Licht ein Bündel Weidenarten zu schälen, aus denen Christoph wieder kleine Körbchen zum Verkaufe flechten wollte. Auf das kleine Tischchen aber neben seinem Bette stellte sie den mitgebrachten Waldblumenstrauß und neben denselben legte sie in sinniger Anordnung die Blätter und buchartigen Hefte. Das schönste Hefte aber mit der Darstellung eines Defreggerischen Bildes auf der ersten Seite wurde aufgeschlagen obenhin gelegt. Christoph hatte die Bilder von Defregger und die Blumen so gerne, er sollte wenigstens beim Erwachen gleich eine kleine Freude haben.

II.
Fast um dieselbe Zeit, als sich Konrad im Freihofe noch vor der Ankunft des Postwagens todmüde zur Ruhe legte und Gundel im kleinen Gemeindegärtchen schon beinahe eine Stunde am Lager des kranken Bruders gesessen hatte, schritt der Lindenpeter, den schätzbaren Hiltz hut tief in die Stirne gedrückt, eilig vom Wirtshaus am Walde nach dem schmalen Tannenpfade über der Wiese. Er achtete nicht darauf, daß der Sturm mit unheimlichem Gehul durch die Bäume brauste, er fuhr nicht zusammen, als der Blitz ganz nahe bei ihm in eine hohe Tanne einschlug und das knatternde Rollen des Donners die schaurige Musik noch übertönte. Der Gedanke, sich nach Jahren heimlichen Grolls endlich einmal an seinem Todfeinde rächen zu können, machte ihn gleichgültig gegen den wilden Aufruhr in der Natur und trieb ihn an, so hastig den düstern Pfad hinauzusteiigen, wie Gundel ihn gegen Abend trotz heftiger Sehnsucht nach ihrem Bruder nicht schneller herabgekommen war.

Nam hatte der Lindenpeter nämlich in der Wirtsstube gesessen, als er durchs offene Fenster den draußen haltenden Kutscher eines adligen Gutsbesizers einem Tagelöhner vom Freihofe erzählen hörte, der Freibauer habe sich heute nach Abschluß des Handels mit dem Bürgermeister von Werna auf dessen Kosten einen gehörigen Rausch angetrunken. In diesem habe er die Abfahrt der Post versäumt und — wie der Kutscher später beim Vorbeifahren bestimmt gesehen haben wollte — den kürzern, aber bei Nacht doch recht unheimlichen Pfad zum Heimweg eingeschlagen, der ja selbst am Tage fast nur von Beerenfasslern begangen wurde.

Während beide Bursche sich noch darüber lustig machten, wie viele Purzelbäume der alte berauschte Weizbals, der für eigenes Geld nie einen Tropfen trank, auf dem holperigen Gang wohl schlagen würde, hatte der Lindenpeter die Stube bereits verlassen und war aus der Hintertüre des Hauses durch eine kleine Tannenschonung der Wiese zugeeilt.

Als er schon beinahe eine halbe Stunde atemlos durch Wetter und Sturm geschritten und bereits auf dem Rücken der Höhe angekommen war, spürte der rath-

süchtige Mann plötzlich, daß er in der Hast sein Messer im Wirtshaus zurückgelassen hatte. Eine Sekunde blieb er verblüht stehen, dann löste er schnell den um seine Leib geschlungenen Strick, den er um die zum Verkauf gesammelten Reisiglasten zu binden pflegte und heu vor dem Gang ins Wirtshaus abzulegen vergessen hatte. Ein paar mal schwang er ihn mit wildem Hohngelächter durch die trodene schwere Luft, als ob er seine Kraft erproben wolle, dann trat er unter eine dicke Tannengruppe und lauschte mit kranpshast gespannten Zügen an immer näher kommende schwere Tritte.

Im Tammel hatte der Freibauer die monderhellste Stelle erreicht, wo eine alte, vom Sturme entwurzelte Tanne quer über den Pfad und mit ihrer Krone tief in den Dicksicht auf der andern Seite des Waldes hineingestirrt war. Weiter jedoch vermochten die Füße seinen schweren Körper nicht zu tragen.

Der Sinne nicht mächtig, aber von einer quälenden Angst gefoltert, war er nach manchem harten Fall in dem Unwetter bis hierher gekommen, jetzt brach er wider Tanne zusammen und schlug mit ausgebreiteten Armen über dieselbe hin. Gerade als sich der alte Mann mit heftiger Anstrengung wieder aufrichten wollte, sprang der Lindenpeter wie ein gereiztes wildes Tier auf ihn zu und drückte ihn hart zu Boden.

„Hab' ich dich endlich einmal unter vier Augen, elender Schuft!“ rief er mit böshafter Schadenfreude. „Recht so, recht so, hast dich ja schön hingelegt, damit ich dir die Tracht Siebe bequentlich ansteilen kann, die dir seit dem letzten Termin vor fünf Jahren schon gedacht ist!“

Noch hatte der unheimliche Mensch die Drohung nicht ganz ausgesprochen, da schwang er schon den Strick und ließ ihn mit Wucht auf den Rücken des alten Mannes niederfallen. Der Freibauer krümmte sich wie ein Wurm unter den harten Streichen, aber er konnte keinen Laut aus der Kehle bringen. Zuweilen hob er mit größter Anstrengung den Kopf ein wenig in die Höhe und streifte mit einem müden Blick das Antlitz seines Peinigers. Allein die stumme Bitte machte wenig Eindruck auf den Rachedürstigen. Dieser schlug so lange zu, wie hin es traf, bis sein Arm müde geworden war, dann schleifte er den halbtoten Mann ein Stück weit in den Dicksicht, dort band er ihn mit ausgebreiteten Armen wie in alten Zeiten den Verbrechern, welche gefesselt werden sollten, geschah, auf den Stamm und zwang die entwurzelten Tanne.

Eine Weile lag der Freibauer wie entseelt da, der Mond blickte durch aneinanderschlagende Baumwipfel auf ein erdfabes regungsloses Antlitz. Als der Alte aber dann die Augen wieder aufschlug, einen dumpfen Laus stieß und Hände und Füße vergeblich von ihm zu befreien suchte, sagte der Lindenpeter hochgrollend, halb hohnvoll: „Hast doch eine Natur wie ein Gaul, alter Sünder, aber wir wollen einmal sehen, wie dir nach dem Traktament unter Blitz und Donner bis morgen früh noch den Atem anhält.“

Ein leises stehendes Wimmern entrang sich der Brust des Gequälten, der seine Bestimmung wiedergewonnen aber die Sprache noch immer verloren hatte. Er rührte aber den grausamen Menschen ebensowenig wie die Blutstropfen, die von einer Wunde am Kopfe in alten Mannes zwischen dem weißen Haar hervor auf über Schläfe und Wangen auf den moosigen Waldboden herniederrieselten. „Schau,“ fuhr der Lindenpeter eifrig ohne Hohn fort, „schau, es wär' mir ja ein Leichtes dein Messer aus dem Saad zu langen und dich mit einem Etich von aller Qual frei zu machen. W-

wenn mich deinem G man von in, hier f gefährlicher dich dein C will ich d hab', wie fürs Leber Er klaff Peisfall zu hinzu: "E wieder u Herz!—W endlich qu ander und diesen Leb der!"

Als der darauf Schritte g wandte er mal nach den um, der lendenWo araufigen Der Unne wie die Bin bauern ein Bewegung aber er lac dazu und bald daran des Stric

Hand, i Waldesdu Es war volle un Nacht, im heulte der mer greller Blise, im die Donner Nchzen un gang durch Natur, es harre sie, i gefesselte Erlösung Landen. gegen zwei entleerten witterwolk mit ein Wucht, de zu Bächen Wiesen t Sturme g wie ein fe zusammen Tage wäß schreibliche Schmerzte, sein Gewi andern D bauer von voll dala

der fast sein Weib
Eine Sekunde blie
nell den um seine
u die zum Verkau
pfligte und beim
egen vergessen hatt
ildem Hohngeächte
ob er seine Kraft e
dichte Tannengru
namten Bügen au
itte.
e monderhellte Stel
entwurzelte Tam
Krone tief in de
halbes hineingestir
füße seinen schwer
von einer quälend
hem harten Fall
u, jetzt brach er w
mit ausgestreckt
s sich der alte Man
richten wollte, spran
wildes Tier auf
ter vier Augen,
after Schadenfreud
jón hingelagt, dam
anstellen kann, d
uf Jahren schon
ch die Drohung un
schon den Strick m
i des alten Mann
te sich wie ein W
er konnte seinen
hob er mit größt
in die Höhe un
s Antlitz seines P
achte wenig Einbr
lung so lange zu, w
geworden war, da
ein Stück weit in
isgebreitete Arme
n, welche gekreuz
Stamm mid zu
wie entseelt da,
ende Baumwipfel a
Als der Alte ab
einen dumpfen Pa
vergeblich von ihr
der Lindenbauer h
h eine Natur wie
llen einmal sehen,
er Blut und Donn
inhält."
ntrung sich der Br
ung wiedergewonn
erlorn hatte. D
hen ebensowenig
Bunde am Kopfe
en Haar hervor
moosigen Waldbod
der Lindenpeter
e mir ja ein Leicht
angen und dich
i zu machen. W

wenn mich's auch selbst das Leben kostet, du sollst vor deinem End' doch einmal spüren, wie's thut, wenn man von Gott und der Welt verlassen ist. Du weißt ja, hier suchst dich so leicht keiner, apparti bei solch' gefährlicher Ausschau. Und damit du nit denkst, daß sich dein Einziger die Haar' ausraufen thät', wenn sie dich morgen in demselben Zustand finden wie mich, will ich dir nur sagen, daß ich selbst mitangeschaut hab', wie er gegen Abend mit der armen Veerengundel fürs Leben eins worden ist!"

Er klatschte in die Hände, wie einer, der seinen vollen Beifall zu verstehen geben will, und fügte dann noch hinzu: "So, nun ist's mir seit Jahr und Tag einmal wieder wohl ums Herz! — Wir zwei sind endlich quitt miteinander und leben uns in diesem Leben nit wieder!"

Als der Lindenpeter darauf ein paar Schritte gethan hatte, wandte er sich noch einmal nach dem Gefesselten um, der im schwankenden Mondlicht einen graulichen Anblick bot. Der Unmensch sah es, wie die Finger des Freibauern eine winkende Bewegung machten, aber er lachte teuflisch dazu und verschwand bald darauf, einen Rest des Strides in der Hand, im dichten Waldesdunkel.

Es war eine schauer-volle unheimliche Nacht, immer lauter heulte der Sturm, immer greller wurden die Blitze, immer heftiger die Donnerschläge. Ein Achzen und Stöhnen ging durch die ganze Natur, es schien, als harre sie, wie der alte gefesselte Mann, der Erlösung aus schweren Banden. — Doch erst gegen zwei Uhr nachts entleerten sich die Gewitterwolken und zwar mit einer solchen

Macht, daß die von den Höhen fließenden Wasserlein zu Bächen anschwellen und sich in den muldenartigen Wiesen kleine Teiche bildeten. Obgleich die vom Sturme gepeitschten Tannen ihr Gräste dann und wann wie ein schützendes Dach über dem gefesselten Manne zusammenneigten, stand er doch in seiner trostlosen Lage während des furchtbaren Unwetters eine unbeschreibliche Dual aus. Allein nicht nur sein Körper schmerzte, seine durchnässten Glieder fröstelten ihn, auch sein Gewissen wachte auf und folterte ihn mehr als alle andern Qualen. Und wie der stolze hartherzige Freibauer von Gott und den Menschen verlassen so jammer-voll dalag, da that er unter Blitz, Donner und

strömendem Regen in sich selbst einen heiligen Schwur. Wenn ihn Gott aus dieser Not erlösen und ihm noch einmal — wenn auch nur für kurze Zeit — das Leben schenken würde, dann wollte er an den Kindern des Lindenpeter die alte Schuld wieder gut machen, seinen Segen zu Konrads Bündnis mit der armen Veerengundel geben und demjenigen einen Teil von seinem großen Reichthum schenken, der sein Erretter aus dieser großen Pein werden würde. — — —

Langsam verstrichen die Stunden, doch nicht allein dem alten gefesselten Mann, dem dann und wann eine Ohnmacht die brennenden Schmerzen in allen Gliedern erleichterte, auch der armen Gundel wurden sie am Kran-

kenbett des Bruders zu endlosen Ewigkeiten. Nach Mitternacht hatte der Christoph einen Blutsturz und dann, als es draußen gerade am ärgsten tobte und stürmte, solche Fieberphantasien gehabt, daß das Mädchen in seiner Todesangst die alte Frau oben aus dem Schlafe weckte. Als Christoph eine Stunde später nochmals viel Blut verlor, wollte Gundel im größten Unwetter sich auf den Weg machen und den Arzt aus Berna herbeirufen. Von der alten Frau ließ sie sich diesmal nicht zurückhalten, aber sie mußte beim ersten Schritt aus dem Häuschen selbst einsehen, daß unter solchen Umständen an ein Fortkommen nicht zu denken war. So saß sie denn am Lager des Bruders, seine feuchte Hand in der ihrigen haltend, und zählte die Minuten, bis der Sturm sich legen und der strömende Regen nachlassen würde. Zuweilen öffnete Christoph die großen glänzenden Augen und sah die Schwester mit einem so verklärten Blick an,



Er suchte mit krampfhaft gespannten Bügen auf immer näher kommende schwere Leitte.

als ob nicht sie, sondern ein Engel, der ihm helfen könne und wolle, an seinem Lager sitze. Solch ein Blick ging ihr immer wie ein Stich durchs Herz, und sie sandte ein Gebet nach dem andern zum Throne des Höchsten, daß er doch endlich, wie's in einem alten Predigtbuche hieß, „die Thore der Wolken schließen und die Flügel des Sturmes zusammenfalten möge.“ Jedoch Gundels Bitte wurde nicht sogleich erhört. Ihre große Schwesterliebe sollte noch auf eine harte Probe gestellt werden. Die ersten Boten des jungen Tages, rosig angehauchte Wölkchen, zogen bereits wie kleine Schiffelein an dem dämmernden Horizont herauf, da erst konnte sie sich in dicht beschlagenen Nagelschuhen,

Greßer Weltstatender für 1890.

Kopf und Oberkörper in ein frisch gewaschenes, blauleinnes Grastuch gehüllt, auf den Weg machen.

Die alte Frau, welche so lange bei dem Kranken bleiben wollte, begleitete sie zur Hausthüre und sagte, als das Mädchen einen Stachelsteden von einem Wandbrett im schmalen Flur nahm, erschreckt: „Am Gottes willen, Gundel, wirst doch mit am End' gar durch den Tannenpfad gehen wollen?“

„Ja, das will ich und muß ich, Base,“ gab das Mädchen bestimmt zurück. „Bedenkt doch, daß ich dann eine halbe Stund' eher in Werna bin.“

„Aber wirst Hals und Bein brechen in dem glitschigen Steig und vielleicht gar auf den Wildererbast stoßen, der seit letzter Zeit dort wieder im Morgengraun' umgehen soll.“

„Ihr wißt, ich glaub' nit an Geister und fürcht' mich nit, Base, apparti, wam mein Weg einer so ernsten Notfack' gilt.“ Dann deutete Gundel auf die Landstraße, welche ganz aufgeweicht und von großen Pfützen bedeckt war, und verjeste noch: „Ubrigens müßt Ihr doch sagen, daß ich im Waldgras noch festeren Fuß fassen kann als auf dem losgeweichten Grund.“

Gundel hat die alte Frau nochmals, daß sie während ihrer Abwesenheit das Bett Christophs keinen Augenblick verlassen möge, und war bereits im

Morgengrauen ein Stück weit fortgeeilt, ehe dieselbe noch einen Widerspruch erheben konnte. — Obgleich Gundel jede grasbewachsene Stelle am Mande des Tannenpfades genau kannte, so wurde ihr der Gang doch sehr sauer. Sie rutschte oft ebensoweit zurück, als sie emporgestiegen, und wäre

ohne ihren Steden gar nicht vom Platz gekommen. Endlich aber hatte sie den schwierigsten Teil ihres Weges zurückgelegt, sie war auf der Höhe und stand in der Nähe der entwurzelten Tanne still, um nur einen Augenblick auszuschnaufen. Da drang plötzlich ein leises Wimmern an ihr Ohr, welches ihr beinahe das Blut zu Eis gerinnen ließ. Doch ihr stets bewährter Mut kehrte schnell zurück. Sie trat tiefer ins Gebüsch, sah sich gespannt nach verschiedenen Seiten um und stieß mit einemmale einen lauten gellenden Schrei aus. — Doch nur ein paar Sekunden stand sie bei dem grausigen Anblick des alten Mannes regungslos da, dann stürzte sie, ohne darüber zu grübeln, wer so etwas Nurchtbares gethan haben könne, auf ihn zu, löste seine Fesseln, wuschte ihm mit einem feuchten Tuche das

Blut aus dem Antlitz und rieb seine erstarren Hände. Als dies mit liebevoller Behutsamkeit geschehen war, versuchte Gundel, den schweren Körper des Verlegten in eine bessere Lage zu bringen. Mit größter Anstrengung gelang ihr dies auch, und sie wollte eben das zusammengelegte Grastuch unter seinen Kopf schieben, als der alte Mann die Augen aufschlug und sie mit einem unbeschreiblichen Blick ansah.

„Habt mir noch eine kleine Weile Geduld, Freibauer, dann soll Euch schnell Hilfe werden,“ sagte Gundel treuherzig. „Ich eil' doch für den Christoph nach Werna zum Doktor, der mag seinen geschickten alten Vater, der gerad' zum Besuch da ist, und die Peut' mit dem Korb schnell herschicken, damit sie Euch gleich sanft



Sie trocknete ihm noch das nasse, weiße Haar und den fast erstarren Nacken.

beimtragen können.“ Er nickte und machte mit den Händen eine zitternde Bewegung, als ob ihn stark friere. Gundel sah dies und fuhr fort, indem sie schnell den Knoten des über das dünne Leibchen geschlagenen Tuches löste: „Ein wenig kam ich schon ans Helfen, es ist gut warm und wird auch die Tropfen von den Bäum' aufhalten.“ Dabei breitete sie das dicke Tuch auseinander und deckte es auf die Hände und den Oberkörper des Alten. Während sie dann noch in herzlichster Weise versicherte, daß sie nach Werna eilen wolle, so schnell sie nur ihre Kräfte zu tragen vermöchte, trocknete sie ihm sichtlich noch das nasse weiße Haar und den fast erstarren Nacken. Als der Bauer Gundel warme Hand an seinen Schläfen fühlte, als ihm immer mehr zum Bewußtsein kam, war

kindlich liebevoll zu dem Mädchen in seiner großen Not gegen ihn verhielt, welchem er

herbes Leid angethan hatte, da hob und senkte sie vor innerer Bewegung seine Brust in trampfhaften Stößen und zwischen seinen grauen Wimpern quollen heiße Thränen hervor. —

Während nun Gundel in fliegender Hast davon eilte und nichts nach den Frostschauern fragte, da ihre Glieder von Zeit zu Zeit überrieselten, dank der alte Mann in seinen Schmerzen Gott, daß sein Gebet erhört und ihm noch so viel Zeit gelassen habe, um seinen Schwur halten zu können.

Gegen Abend desselben Tages, als die Aufregung im Dorfe über den dunklen unerhörten Vorfall dadurch eine neue Deutung erhielt, daß man den Finkenpeter erhängt im Höhenwalde fand, hatte der alte schwache kranke Freibauer zum erstenmale, seit sie ihn in der

Frühe im Viertelstund noch nicht an seine wer seinen oft mußte aufgetaucht mit dem U aufleben un in den Hin zahllose bit der Begegn und die w Befürchtun

Aber wa wunderbare Konrad b zen Vorfall desto fester Überzeugung daß man Gewalt ert daß unser selbst uner same Ding läßt, um zu er eine groß einander ins auch zum Tannen zu

Als der langem Sch Augen a und seinen Weile stu leben hatte mit leiser

„Wo ist Gundel? — doch komme „Das w gem, Vater Konrad. Christoph ist f ich hab' vor lassen, wie steht, und die Post er thät's nit machen.“

Der Alt wieder an: schon alles und meines Ergreifen des Vaters willig gesch

Als sich be Freibauer i wie alles g den Namen suchungen i verer hatte barer Haf geschürt wo Gundel ein er das An

e erstarrten Hände
 teit geschehen war
 er des Verlegten
 rößter Anstrengung
 ben das zusammen
 schieben, als der
 sie mit einem un
 Geduld, Freibauer
 en," sagte Gunde
 en Christoph nach
 en geschickten alte
 und die Peut' mit
 sie Euch gleich saun
 ntragen können."
 Er nickte und mach
 den Händen ein
 ernde Bewegung
 ob ihn stark friere
 ndel sah dies und
 e fort, indem sie
 tell den Knoten des
 r das dünne Leibchen
 blagene Tuches
 e: „Ein wenig kam
 schon ausheften, es
 gut warm und wich
 h die Tropfen von
 Bäum' aufhalten."
 bei breitete sie das
 te Tuch auseinander
 s deckte es auf die
 nde und den Ober
 per des Alten. Wäh
 d sie dann noch in
 zlichster Weise ver
 erte, daß sie nach
 erna eilen wolle, s
 iell sie nur ihre Händ
 tragen vermochte
 tnete sie ihm schließ
 noch das nasse weis
 ar und den fast er
 erten Nacken. Als
 Bauer Gundel
 rne Hand an seine
 hlafen fühlte, als
 i immer mehr zum
 wußtsien kam, we
 dlich liebevoll sic
 s Mädchen in seine
 ofen Not gegen ih
 hielt, welchem er
 ob und senkte sic
 t in krampfhaften
 Wimpern quoll

Frühe im Spitalkorb in seinen Hof trugen, eine lichte Viertelstunde. Sein erster Blick fiel auf Konrad, der noch nicht von seinem Lager gewichen und von Anfang an keine Sekunde darüber im Zweifel gewesen war, wer seinen Vater so furchtbar zugerichtet hatte. Wie oft mußte er schon an die auf dem Ackerpfade in ihm aufgetauchte Ahnung denken! Und da das Mitgefühl mit dem Unglücklichen die Kindesliebe in alter Kraft aufleben und alle Sünden und Hartberzigkeiten desselben in den Hintergrund treten ließ, hatte sich Konrad schon zahllose bittere Vorwürfe darüber gemacht, daß er nach der Begegnung mit Gundel nur an sein Glück gedacht und die wegen des Lindenpeters in ihm aufgetauchte Befürchtung nicht weiter beachtet habe.

Aber was er versäumt, das hatte ja Gundel auf wunderbare Weise tausendmal wieder gehñht. Je mehr Konrad über den ganzen Vorfall nachdachte, desto fester wurde die Überzeugung in ihm, daß man nichts mit Gewalt ertrogen soll, daß unser Vergott selbst unerwartet seltsame Dinge geschehen läßt, um zweien, denen er eine große Liebe für einander ins Herz legte, auch zum Zusammenkommen zu helfen.

Als der Bauer nach langem Schlummer die Augen aufgeschlagen und seinen Sohn eine Weile stumm angesehen hatte, sagte er mit leiser Stimme: „Wo ist dann die Gundel? — Laß sie doch kommen!“ „Das wird nit gut sein, Vater," erwiderte Konrad. „Der Christoph ist schwer krank, ich hab' vorhin fragen lassen, wie's um ihn steht, und die Magd hat die Post heim'bracht, er thät's nit mehr lang machen.“

Der Alte nickte; nach einer kleinen Pause hob er aber wieder an: „Dann ist's ja gut, daß sie dich hat. Wirst schon alles thun, um ihr den Christoph zu erretzen und deines Vaters Schuld wieder auszugleichen.“

Ergrißen neigte Konrad seinen Kopf auf die Rechte des Vaters, neigte sie mit seinen Thränen und ließ es willig geschehen, daß ihm dieser wie in den Tagen der Kindheit zärtlich durch das dicke braune Haar fuhr. Als sich beide dann etwas beruhigt hatten, erzählte der Freibauer seinem Sohne in leisen abgebrochenen Sätzen, wie alles gekommen sei, gebot ihm aber zugleich, über den Namen des Verbrechers bei den amtlichen Untersuchungen strenges Schweigen zu wahren. Der Lindenpeter hatte die That mit dem Tode gesühnt, sein furchtbarer Haß war einst selbst von ihm zur hellen Flamme geschürt worden. Der Freibauer wollte jetzt seine alte Sünde einigermaßen dadurch wieder gut machen, daß er das Andenken an den Lindenpeter nicht noch mit

einem Verbrechen belastete, und das in der trostlosen Not gegebene Versprechen dessen Kindern gegenüber sobald als möglich löste.

Während nun die Gerichtskommission im Freihofe ein Protokoll über den Thatbestand des Verbrechens aufnahm, aber von dem alten Manne nichts weiter erfuhr, als daß er in seinem Zustande den Thäter nicht gekannt habe, wurde in dem kleinen Gemeindehäuschen am Ende des Dorfes eine arme Menschenseele immer mehr von drückenden Leidensbanden erlöst. — Am Nachmittage war Christoph noch einmal eine Stunde bei Besinnung gewesen, und nachdem ihm die alte Frau über den traurigen Vorfall und Gundels rettenden Beistand Ansühliches erzählt hatte, friedlich wieder eingeschlafen. Dann aber trat das Fieber mit aller Stärke wieder ein, der Atem wurde stockender, ein dumpfes Röcheln kündigte der



Soll und warm Blick die liebe Sonne durch die blank geputzten Fensterscheiben in die Wohnstube des jungen Paares.

am Bette sitzenden Schwester an, daß es mit dem Bruder bald zu Ende gehen müsse. Da, der kalte Todesschweiß stand dem Christoph schon auf der wachsblichen Stirne, seine Augen blickten bereits wie verklärt in eine bessere Welt, da war es, als kehre der entsetzende Geist noch einmal kurz in die irdische Hülle zurück: „Ach Gundel," sagte er leise, die Rechte des weinenden Mädchens fest umschließend, „wie bin ich froh, daß all deine treue Lieb' zu mir jetzt endlich auch ihren Lohn finden soll. — Grüß mir vielmal den Konrad, er ist eine — gar — gute — Seel.“ — Die letzten Worte erstarben bereits in einem krampfhaften Röcheln. Mit einem seligen Lächeln legte Christoph den Kopf in die Kissen zurück, dann

fiel ein grauer Schatten über sein Antlitz und sein treues Herz stand stille. —

In diesem Augenblick lugte die untergehende Sonne durchs grüne Gerank, das die kleinen Fenster umzog, auf das edle Antlitz des Toten. Als Gundel erkannte, wie es mit dem Bruder stand, als sich seine erkalteten Finger von ihrer Hand ablösten, da brach sie mit einem lauten Schmerzensschrei an seinem Lager bewußtlos zusammen. Auch nachdem sie wieder zu sich gekommen war, vermochten sie weder die Nachbarn, noch die alte Frau von der Seite des Toten hinwegzubringen. Erst Konrad, der auf ausdrücklichen Wunsch seines Vaters spät abends noch einmal nach Gundel sah, gelang es mit manchem Liebeswort, sie hinauf in das kleine Stübchen ihrer treuen Hausgenossin zu führen.

Über drei Jahre sind vergangen, seit sie den alten Freibauern, der in jener Nacht doch schwere innerliche

Verletzungen davontrag, zu Grabe betteten und einige Monate später eine junge schöne Frau in aller Stille ihren Einzug in den Freibhof hielt.

Es ist heute ein Sonntagmorgen im Mai, hell und warm blüht die liebe Sonne durch die blank geputzten Fenster Scheiben in die Wohnstube des jungen Paares, in dessen Nähe die zweijährigen Zwillinge Christoph und Gundel miteinander spielen. Der kräftige kleine Junge, ein blonder Krauskopf, tupft fortwährend mit den runden Fingerchen auf ein Bild in einem Kalender, das er der Schwester zeigen will. Die kleine braune Hexe geht aber nicht darauf ein, sie stampft mit den Füßchen und will durchaus, daß ihr der Bruder zu der Puppe in die Ecke des Zimmers folgen soll, was sie endlich auch durchsetzt. Schweigend beobachten die Eltern ihre Kinder eine Weile, dann sagt das junge Weib: „Unser Jung ist doch von außen und innen der Christoph selig, wie er lebt und lebt, nur daß er zum Glück das Gebrest mit hat und von Herzen gesund ist. Das kleine Ding aber hat ganz seines Vaters Sinn, es will alles mit Gewalt durchsetzen, wie du, Konrad.“ Der junge Mann klopft seiner Frau auf die Wangen und entgegnet: „Na, wann's später auch einmal seinen Meister find't, der ihm zur rechten Zeit ein alt' Kernsprüchlein zuraunt, dann wird's schon gehen.“

Gundel blickt den Gatten freundlich an und eilt dann in die Küche, um nach dem Essen zu sehen. Sie hat heute viel zu tochen; denn an jedem Sonntage ist ihre einstige Hausgenossin, die das Stübchen im Gemeindepäuschen durchaus bis an ihr Ende behalten will, und die Witwe des Lindenpeter mit ihren drei Kindern bei ihr. Konrad hält seines Vaters Wort, er sorgt auch außerdem für dieselben und läßt dadurch die Leute im Dorfe in einem ewigen Zweifel darüber, ob der Lindenpeter wirklich aus Rache die abscheuliche That damals begangen hat oder ob er trotz seines jähren Endes dennoch unschuldig ist.

und Gassen, mit ihren freien Pläzen und Anlagen, Denkmälern und Brunnen, mit ihren rauschenden, wie hellgrünes Seidenband schillernden Gewässern und den lustigen, sonnigen Staden, mit ihrem altherwürdigen Münster, dessen schlanker durchbrochener Turm wie ein steingewordene Flamme gen Himmel lodert und, alle überragend, weithin ins gesegnete Land hineinschauet. Es ist eine schöne und reiche Stadt und zählt vier tausend tüchtiger Bewohner, ehrbar und achtungswürdig fleißig und regsam in allen Künsten des Friedens, ausdauernd und tapfer, wenn's zum Kriege kommt, edel deutscher Art, Fleisch von unserem Fleisch, und Wein von unserem Wein. Aber leider! die lieben Brüder sind uns arg entfremdet worden der langen Zeit unserer Schwäche und ihrer erzwungenen Verbindung mit einem andern begabten, unruhigen, ruhmstüchtigen Volke. Sie benehmen sich noch durchaus nicht kundlich gegen die große Mutter Germania, und nicht besonders brüderlich gegen uns Rechtsrheinische, man müßte denn als ein unsehbares Zeichen der Blutsverwandtschaft ansehen, daß Brüder gern zanken. Sie schimpfen um „Schwob“, wenn sie erträglich gelaunt sind, und wenn sie bösig werden, so schallt's noch ganz anders. Wähler können sie auch, versteht sich, mit großem Feuer an lebhafter Beteiligung, aber leider nicht in unserem Sinne. Eine Trifolore sehen sie auch gern, nur nicht es nicht gerade „schwarz-weiß-rot“ sein. Redet man sie in ehrlichem Deutsch an, so ist mander auf diesem Taub und antwortet gar nicht, oder auf französisch. Nie immer blicken sie lieber nach Westen als nach Osten hin, und es wird noch eine Weile dauern, bis sie wieder so gut deutsch sind wie ihre Vorfahren vor zweihundert Jahren.

Aber es kommt, und dazu tragen zuweilen auch in Frieden unsere wackern Soldaten bei.

Sonntag den 8. Juli 1888 abends gegen sechs Uhr schritt ein Unteroffizier vom 137. Infanterieregiment vergnügten Sinns den Schiffleutstaden entlang. Wie leicht wollte er sich nach dem strammem

unbesonnen
wad in die
er dem ertr
noch lebend
Erinnerung
warm und
gerade zur
Unteroffizie
habt. Wen
er vom Hi
Sollnath
Aber wir
eine zweite
anders schl
schsten Stu
fiel ein den
11 Jahren
Peterbrücke
vorübergebe
sprang alsb
auf den T
unter, legte
Gelb ab in
die Blut,
gehende Str
er sich m
Sprunge w
kämpfhaft
Knabe ihn
Bewegung
endlich ein
kalten Was
ein Ende
der hochberz
lang, die
sich kalt u
über den bei
gaben sie ni
der zurück.
sten Morz
nach vieler
Reichen nie
Anglickssta
anzusehen:
im Tode,
Knabe hielt
men den b
fest umschlu
Mutter, I
Freunde w
in der letzte
ten bei alle
helfen; ein
sprang ihm
grab, und
doch treufl
Schon im
rechte Kna
Augenblide
als sonst
Freunde gen
durch die lu
arme Erde
Wie der
Soldat abe
beheimatet
Hwidtau im
Kompagnie

Zwei brave Soldaten.

Von Wilhelm Fischer.



Straßburg, o Straßburg, du wunder-schöne Stadt! so fangen wir oft wehmütig schon vor 1870, und seitdem noch öfter und in ande-rem Ton. Das alte Lied hat recht: es ist eine schöne Stadt — von der Erweite- rung und der neuen Universität und dem Kaiserpalaste ganz abgesehen — mit ihren hohen, altertümlichen Häusern, mit ihren volkreichen Straßen leicht wollte er sich nach dem strammem Dienst der Woche einen lustigen Abend machen mit guten Kameraden, etwa in „Heinwagen“ bei einem Glase Bier, oder in einem andern gemüthlichen Stübchen bei billigen Landwein, vielleicht schwebte ihm noch lieblichere Bilder vor, ein Plauderstündchen, ein Tanz mit einem liebe Mädchen, aus dem Schwarzwald oder aus dem Elsaß, einerlei! aber es war anders bestimmt. Denn wie ein echter und ge- rechter Soldat im Kriege sein Vaterland mit der Waffe verteidigt und sich dabei Schweiß und Blut nicht dauern läßt, so soll er allzeit, auch im Frieden, bereit sein die Schwachen zu schützen, den Hilfsbe- dürftigen beizuspringen, die Bedrängten zu retten; zu einem Manne in des Kaisers Rock soll jeder in augenblicklicher Gefahr für Gut und Ehr' und Leib und Leben vertrauensvoll wie zu einem ritterlichen Helfer aufblicken können. Denn wir all sind gleichsam ein Leib, und jedes Glied zum Dienste der andern da, vor allen aber die starken Arme, mit denen wir die Arme vergleichen wollen, zum Schutz und zur Abwehr. So fühlte sich auch dieser Brave trotz Sonntag und Feierabend alsbald wieder „im Dienst“, und zwar im heiligen Dienste der Menschlichkeit, als er pöylich er-

und Anlagen, Dem
 usenden, wie hell
 äßern und den für
 ein altherwürdige
 ener Turm wie ein
 l lodert und, alle
 Pand hineinscham
 idt und zählt wie
 und achtungswert
 des Friedens, aus
 Erieger kommt, ede
 Fleisch, und Ver
 lieben Brüder sind
 id der langen Fin
 ngenen Verbindun
 gen, ruhmüchtige
 chaus nicht findlic
 und nicht besonde
 he, man müßte e
 Blutsverwandtschaf
 Sie schimpfen un
 ut sind, und wem
 g anders. Wähle
 großen Feuer un
 nicht in unserer
 ch gern, nur mu
 ein. Redet man h
 er auf diesem Ob
 f französisch. Res
 en als nach Dita
 uern, bis sie wiede
 ren vor zweihunde
 zuweilen auch in
 i.
 ds gegen sechs U
 Infanterieregimen
 den entlang. Viel
 ach dem stramme
 nen lustigen Aber
 ameraden, etwa in
 i Glase Bier, ode
 nüttlichen Stübche
 vielleicht schwebte
 der vor, ein Blas
 z mit einem liebe
 nwarzwald oder an
 ber es war ander
 ein echter und ge
 liege sein Vaterlan
 igt und sich dab
 cht dauern läßt, i
 Frieden, bereit sein
 ügen, den Hilfsbe
 n, die Bedrängte
 anne in des Kaiser
 enblicklicher Gefah
 nd Leib und Leber
 i einem ritterliche
 en. Denn wir alle
 ih, und jedes Glie
 n da, vor allen ab
 enen wir die Arme
 Schutz und zur Ab
 ch dieser Brave tre
 end alsbald wiede
 im heiligen Dienst
 s er plötzlich en

unbesonnenes, etwa sechsjähriges Bublein vom Treidel-
 pfad in die Ill fallen sah. Rasch entschlossen sprang
 er den ertrinkenden Kinde nach und brachte es glücklich
 noch lebend wieder ans Ufer. Das Wasser war unserer
 Erinnerung nach an jenem Sommertage nicht besonders
 warm und der Mühlamm ist der besten Montur nicht
 gerade zuträglich, aber gelt, lieber Leser! der wadere
 Unteroffizier hat doch einen schönen Sonntagabend ge-
 habt. Wenn ihm diese Zeiten zu Gesicht kommen, so soll
 er vom Hintenden schönstens begrüßt sein. Er heißt
 Hossnath, und der gerettete Knabe Ludwig Huber.
 Aber wir müssen von demselben Tage und Orte noch
 eine zweite Geschichte berichten, die ähnlich anhebt, doch
 anders schließt. Sonntag den 8. Juli 1888 in der
 sechsten Stundemachmittags
 fiel ein Knabe von 10 bis
 11 Jahren an der Alt-St.
 Peterbrücke in die Ill. Ein
 vorübergehender Gefreiter
 sprang alsbald vom Ufer
 auf den Treidelpfad hin-
 unter, legte dort rasch seinen
 Helm ab und stürzte sich in
 die Flut, um das unter-
 gehende Kind zu fassen. Ob
 er sich nun schon beim
 Erwunge verlor, ob der ihn
 frampfhaft umklammernde
 Knabe ihn an der freien
 Bewegung verhindert, ob
 endlich ein Schlagfluß im
 kalten Wasser seinem Leben
 ein Ende gemacht hat —
 der hochherzige Versuch miß-
 lang, die Wellen schlossen
 sich kalt und gleichgültig
 über den beiden Opfern und
 gaben sie nicht lebendig wie-
 der zurück. Erst am näch-
 sten Morgen fand man
 nach vieler Mühe die beiden
 Leichen nicht weit von der
 Unglücksstätte auf, rührend
 anzusehen: ein Brüderpaar
 im Tode, denn der arme
 Knabe hielt mit seinen Ar-
 men den braven Soldaten
 fest umschlungen. Vater und
 Mutter, Verwandte und
 Freunde waren ihm ferne
 in der letzten Not und kom-
 men bei aller Liebe ihm nicht
 helfen; ein Fremder aber
 sprang ihm nach ins Wellen-
 grab, und wenn er ihn nicht retten sollte, so ging er
 doch treulich mit ihm hinüber „zur großen Arme“.
 Schon im gewöhnlichen Laufe des Lebens schließen sich
 rechte Knaben gern an wadere Soldaten an; gewisse
 Augenblicke aber binden die Seelen fester aneinander
 als sonst Jahre: wie rasch werden die beiden Herzens-
 freunde geworden sein! wie wonnig jetzt, Hand in Hand
 durch die lustig grünen Himmelsauen wandelnd, auf die
 arme Erde hinabschauen!
 Wie der Knabe hieß, weiß der Sinkende nicht; der
 Soldat aber war Karl Lindner aus Blankenhain,
 beheimatet in Schweinsberg, Amtshauptmannschaft
 Zwitkau im Königreich Sachsen, weiland Gefreiter der 1.
 Kompagnie des sächsischen Infanterieregiments Nr. 105.

Seine heldenmütige Aufopferung erweckte allgemeine
 Teilnahme, und das Leichenbegängnis am 10. Juli ge-
 staltete sich zu einer erhebenden Kundgebung. Die
 Totenkammer des Garnisonlazarets war in einen Hain
 von Fächerpalmen und Fierpflanzen umgewandelt wor-
 den. Dort stand, von Blumen umgeben, der offene
 Sarg. Der Tote lag in seiner Uniform, die Feldmütze
 auf dem Kopfe, wie ruhig schlafend da. Unter den
 vielen Kränzen und andern Liebeszeichen machte einen
 besonders rührenden Eindruck der vom dankbaren Vater
 des ertrunkenen Knaben gewidmete schlichte Perlenkranz
 mit der Inschrift: „Dem mutigen Retter meines Kindes.“
 Bald nach 3 Uhr erschien die erste Kompagnie des
 sächsischen Infanterieregiments und ging, Abschied
 von dem braven Kamera-
 den nehmend, langsamen
 Schrittes an dem Parabe-
 bett vorbei. Um dieselbe
 Stunde erklangen zum
 erstenmale die Glocken der
 Neufkirche und entboten mit
 ihrer mächtigen ehernen
 Stimme den Gruß der
 dankbaren Stadt an den
 Toten, an das Regiment
 und die gesamte Garnison,
 an das deutsche Heer, das
 solche „Helden im Frieden“
 zu den Seinigen zählt.
 Bald nachher warfen, aus
 der Ferne zu der Trauer-
 feier herbeigeeilt, die bei-
 den Schwestern, der Bru-
 der und der Schwager des
 Verbliebenen den letzten
 wehmütigen Blick auf das
 teure Angesicht. Dann
 schloß sich der Sarg über
 ihm.



Der arme Knabe hielt mit seinen Armen den braven Soldaten fest umschlungen.

Um 4 1/2 Uhr setzte sich,
 von Spielleuten und der
 Regimentskapelle eröffnet,
 der Leichenzug in Bewe-
 gung. Vor dem Toten-
 wagen schritten zwei Sol-
 daten mit Palmzweigen,
 und zwischen ihnen der
 Schiffer Mathis in der
 Schiffertracht mit Schürze,
 der einen von dem Straß-
 burger nautischen Verein
 gespendeten prachtvollen
 mit Rosen durchflochtenen
 Lorbeerkranz trug. Auch
 rechts und links vom Wagen gingen Kameraden des
 Braven mit Kränzen und Palmwedeln einher, welche
 Liebeszeichen von vornehmen Frauen der Stadt, einhei-
 mischen und altdeutschen, vom Sägerpersonal der
 „Straßburger Post“, vom „Straßburger Schützen-
 verein“ und andern Freunden und Bewunderern edler
 Menschlichkeit herrührten. Der Sarg selbst verschwand
 unter der Menge der Blumen und Palmen. Der Hin-
 tende ist sonst kein besonderer Freund von solcher Kranz-
 verwendung und Prachtentfaltung im letzten Augen-
 blicke, die weder den furchtbaren Ernst des Todes bannen
 noch Langverfauntes plötzlich gut machen können; er
 meint, ein bißchen weniger Prunk am Grab und ein
 bißchen mehr Liebe im Leben wäre besser. Aber in

Ausnahmefällen ist auch ihm das Beste gerade gut genug, und die reichste Fülle willkommen.

Dicht hinter dem Leichenwagen ging zwischen dem Chef der 1. Kompagnie und dem evangelischen Divisionspfarrer Herrmann der Bruder des Toten, dann der Gouverneur von Verdun du Bernois, der Kommandant Oberst Ziegler und der Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 105, darauf folgten Bezirkspräsident von Stühler, Polizeidirektor Feichter, die katholischen Divisionspfarrer Schwierz und Wilhelm, viele Beamte und Bürger, die übrigen Stabsoffiziere und das ganze Offiziercorps des Regiments Nr. 105, dienstfreie Offiziere der andern Regimenter der Garnison, die Unteroffiziere und Mannschaften der 1. Kompagnie, sowie Abordnungen der andern Kompagnien des Regiments Nr. 105, Abordnungen der mit den Sachien im Divisionsverbande stehenden Infanterieregimenter Nr. 99 und 137, sowie des württembergischen Infanterieregiments Nr. 126, und viele dienstfreie Unteroffiziere und Soldaten der Garnison — der Hintende war auch gerne mitgehumpelt, muß sich hier aber auf die Berichte der Zeitungen verlassen. So ging's bei gedämpftem Trommelschall und beim herzergreifenden Klange der gewaltigen Trauerwärche langsam und feierlich durch die Krutenau, über die Wilhelmsbrücke, den Lezai-Marnesiastaden, die Theaterbrücke, den Sturmet- und Kleberstaden, an der Markthalle vorbei zur Kronenburger Straße und diese entlang durchs Thor hinauf zum Garnisonsfriedhofe. Und überall auf den Straßen und Brücken, die der Zug berührte, stand in dichtgeschlossenen Reihen die tausend- und abertausendköpfige Menge, ernst und schweigend, die Männer entblößten Hauptes, und brachten also dem edlen Toten und dem echten Heldenmut ihre Huldigung dar. Der Mensch ist nun einmal ein sinnliches Geschöpf: diese mächtigen Reize auf Aug' und Ohr, dieser glänzende Zug, diese markt- und beindurchbringenden Klänge machten ohne Zweifel mehr Eindruck, als wenn der schlichte Sarg eines armen Unbekannten, von ein paar Männerchen und alten Weibern begleitet, vorüber schwankt, und unter den vieltausend andächtigen Zuschauern mag wohl der eine oder andere gedacht haben: Solch ein prächtiges Leichenbegängnis ist schon eines Opfers wert! Und schön und rührend ist es, daß hoch und gering noch edle Thaten zu würdigen wissen und in reger Beteiligung nach bestem Vermögen ehren. Aber schöner noch ist es, daß der brave Lindner an das alles nicht gedacht hat, als er dem fremden Kinde nachsprang ins Flutengrab. Sein bester Lohn winkt ihm anderswo: „Was ihr gethan habt einem dieser Geringsten, das habt ihr mir gethan, und wer sein Leben verlieret um meinewillen, der wird es finden!“

Am offenen Grabe, vor welchem die Verwandten des Toten neben dem Vater des verunglückten Knaben standen, hielt zuerst der Chef der 1. Kompagnie, Hauptmann Schubarth-Eugelschall, eine aus warmem Soldatenherzen kommende markige Anrede an den „lieben toten Kameraden“, die einen herrlichen Beweis für das schöne Verhältnis zwischen Offizieren und Mannschaften in unserem Heere liefert und bei allen Anwesenden einen tiefen Eindruck hinterließ. Hierauf folgte die ergreifende Grabrede des Divisionspfarrers Herrmann nebst Gebet und Segen. Zum Schluß wurde noch ein geistliches Lied gesungen, dann dröhnten die Schollen nieder auf den Sarg und die Erde schloß sich über ihm. Der Hintende aber thut hier aus der Ferne drei Schüsse über das Heldengrab. Wenn's nach ihm gegangen wäre, so hätte man die beiden, die sich

brüderlich umschlingend in denselben Wellen den fanden, auch in ein und dasselbe Grab gelegt zu legen Ruh'. Außere Umstände mögen dies verbinden haben, und es macht auch weiter nichts, die Erde überall des Herrn.

Lindner war stets ein musterhafter Soldat gewesen und erfreute sich allgemeiner Beliebtheit. Bei längeren Leben hätte er den Seinigen und dem Vaterlande noch viel Ehre und Freude machen können. Auch der Knabe war vielleicht zu einem wadern Mann herangewachsen: die frischen Huden, die gern laufen und springen und verwegend klettern, sind gewöhnlich die schlechtesten nicht. Warum haben beide so früh sterben müssen! Ja, warum? fragen wir oft, wenn der Sturm in den Blüten wüthet und der Tod die Besten und Liebsten aus unserer Mitte reißt. Er, dessen Gedanken nicht unsere Gedanken und dessen Wege nicht unsere Wege sind, antwortet uns kurzschichtigen Menschenkindern zwar nicht in jedem Falle aber zuweilen läßt er uns doch einen schlüssigen Blick in die Geheimnisse seiner weisen Regierung thun. Ist Lindner vergebens gestorben? Ist er nicht in den Klüß gesprungen, der uns noch von den wiedergewonnenen Brüdern trennt, wie jener römische Ritter in der düstern Schlund, der sich, durch das löstliche Dvfe befriedigt, alsbald wieder schloß? Gott segne Deutchland und bejehere ihm solcher Söhne viel!

Die Brücke.

Ein Bild aus dem Volksleben.

Von P. R. Rosegger.



ur Zeit, als der Hans Geringe die Grete Heidegger nahe dachte der Tod: Halla jezt heißt's wieder Platz machen, da kommen ein par kernfrische Leute zusammen! Er hatte im vergangene Kriegsjahre gute Ernte gehalten, dabei war er gut gelangt und fragte, was sonst nicht seine Art ist, des Todesandidaten, welcher zuerst dran wolle. Einer duckte sich hinter den andern, die Jüngeren sagten, an ihnen sei nicht die Reihe und der Älteste, ein

lahmer, tauber, blinder Bettelmann, der in einer dumpfen Kellernische auf faulem Stroh lag, hat flehentlich, nach ein Jahrzehen solle ihm der Tod noch gönnen von diesem Leben.

Drinnen weit im Gebirge — wo eben das kernfrische Paar ineinandetrachtete — war ein alter Uhrmacher, der mit seinen Wanduhren hausieren ging. Der wußte wie es geht auf der Welt: ist es zwölf Uhr geworden, so fängt's mit eins wieder an — immer das gleiche. Dieser Mann meldete sich dem Tod und sagte: Mir ist's allzeit recht. Da schlief er auch schon, und jezt thut es den andern schier leid, ein so sanftes seliges Ende verschert zu haben.

Sollte dir, mein lieber Leser, das wie ein Märchen vorkommen, so würdest du dich täuschen. Die Launen

haftigkeit d
nedlich gu
dem Umsta
zwölf steigt
auf der W
die folgend
am besten a

Es war
ringer mit
drei Sonn
Kanzel her
sein Ehebi
so hob der
schlachten,
so muß es
Teil hüßen,
so eingerid
war in dem
Monat M
Uhrmacher
starr und l
Brette lag
mentag mit
zier und sei
benjebel w
wie dama
Uhrmacher
Knabe wa
sing, als e
lein nachst
bewußt, wi
staub der S
bis er seine
Und der V
mer wieder
aber hatte
fühler gela
zu Jahr,
mas nun
worden au
Brette lag
um gar
stimmerte.

Er lag
lag drei W
Tage, da g
Haußhälte
rer und fr
dem sei, d
Thomas n
„Ja, I
sagte der
ist leichter
than. Er
das Grab
aber doch,

„Aber t
endlich ein
Haußhälte
nimmer be
Der Pfo
„Es ist wi
gebirge ich
die Sallac
als jezt.
Obergams
Dorfbrüde
Mensch m

Wellen den Grab gelegt
den dies verbindet
chts, die Erde

Soldat gewese
it. Bei längere
äterlande noch
ch der Knabe wü
gewachsen: die fr
agen und verwe
en nicht. Warum

Ja, warum?
den Blüten wü
aus unserer M
ere Gedanken un
d, antwortet un
ht in jedem Fall
ichtigen Blick in
hun. Ist Pindar
in den Nis ge
wiedergewonnen
e Ritter in der
as köstliche Dof
ott segne Deutic
viel!

leben.
c.

er Hans Gertinger
Heidegger nahm
te der Tod: Hall
st heist's wieder
g machen, da kom
ein par kernfrü
te zusammen! Ge
e im vergangene
riegsjahre gute
te gehalten, dab
er gut gelau
fragte, was sou
t seine Art ist, bi
es kandidaten, w
zuerst dran wolle
er duchte sich hin
den andern, die
geren sagten, an
n sei nicht die Maß
der Älteste, ein
e in einer dumpf
at flehentlich, nu
gönnen von diese

en das kernfrü
alter Uhrmacher
ing. Der wü
lf Uhr geworden
umer das gleich
d sagte: Mir ist
on, und jetzt th
stes seliges End

wie ein Märchen
en. Die Launen

haftigkeit des Todes — hier grausam, unerbittlich, dort
nedisch gutmütig — ist ja weltberühmt. Daß bei
dem Umstande, wie der Reiger doch nicht höher als bis
zwölf steigt, einem Uhrmacher langweilig werden kann
auf der Welt, ist am Ende auch kein Wunder, und daß
die folgende kleine Geschichte auf Wahrheit beruht, wird
am besten aus ihrer sehr alltägigen Entwicklung erhellen.

Es war im schönen Monat Mai, als der Hans Ger-
tinger mit der Seinigen die Hochzeit vorbereitete. An
drei Sonntagen fragte der Pfarrer zu Laden von der
Kanzel herab, ob bei vermehdtem Paare den Leuten
kein Gehindernis bekamt sei? Bekannt war keins und
so hob der Dorfwirt an, Kälber und Schweine zu
schlachten, denn wenn sich's der eine Teil gut sein läßt,

so muß es der andere
Teil büßen, es ist einmal
so eingerichtet. — Es
war in demselben schönen
Monat Mai, daß der
Uhrmacher schlank und
starr und kalt, auf dem
Brette lag. Der Son-
ntag mit seiner Rosen-
zier und seinem Schwal-
benjubiläum war gerade so
wie damals, als der
Uhrmacher noch ein
Knabe war und Vögel
sing, als er den Dirnd-
lein nachtreich, schier un-
bewußt, wie der Blüten-
staub der Kiefer streicht,
bis er seinen Ort findet.
Und der Mai war im-
mer wieder gekommen,
aber hatte den Mann
kühler gelassen von Jahr
zu Jahr, bis der Tho-
mas nun ganz kalt ge-
worden auf dem langen
Brette lag und sich rein
um gar nichts mehr
kümmerte.

Er lag zwei und er
lag drei und er lag vier
Tage, da ging seine alte
Haushälterin zum Pfar-
rer und fragte, was es
denn sei, daß man den
Thomas nicht hole.

„Ja, liebe Frau,“
sagte der Pfarrer, „das
ist leichter gesagt als ge-
than. Er wird hinüber auf den Kirchhof wollen, und
das Grab ist ja auch schon offen für ihn, Ihr hört es
aber doch, wie es rauscht!“

„Aber der Thomas liegt ganz müßig da und will
endlich einmal in die frische Erden hinein,“ rief die
Haushälterin. „Ich sage es ganz aufrichtig, er wird mir
nimmer besser im Haus.“

Der Pfarrer ging im Zimmer auf und ab und sprach:
„Es ist wirklich eine unangenehme Geschichte. Im Hoch-
gebirge schmilzt der Schnee und seit vielen Jahren ist
die Sallach nicht mehr so groß und reisend gewesen
als jetzt. Alle Lachenwiesen sind überschwemmt; in
Obergams hat's die Brücke weggerissen und auch unsere
Dorfbrücke tracht schon in allen Fugen, daß sich kein
Mensch mehr hinüberwagt. So können wir auch mit

dem Thomas nicht hinüber auf den Friedhof und des-
wegen ist es, daß er Euch noch im Hause liegt.“

Das Weib stieß ein grelles Lachen aus; ganz natür-
lich hob es sofort darauf zu weinen an. Der Thomas
— so klagte sie — sei ihr bei Lebzeiten nie zuwider ge-
wesen. Da sei er — allerweil den „Tiegel“ im Mund
— beim Ofen gefessen und habe an seinen großen und
kleinen Ewigkeiten herumgeseilt; die Ewigkeiten, so habe
er die Uhrädchen genannt, er sei sehr geiseit gewesen
und habe alles erbaulich auslegen können. Er sei auch
unglaublich gut gewesen und habe sie — die Haus-
hälterin — sich oft gedacht: besser hätte er es nicht
treffen können, als Uhrmacher werden, weil er ja die
gute Stund' selber ist. So habe sie den Thomas alle-

weil recht gut leiden
können, aber jetzt — sie
sage es frei — jetzt, wenn
er bei dieser Hitze noch
länger im Hause verbleibe,
werde er ihr zuwider.
Und sie wolle ihn endlich
unter der Erden haben.

Der Pfarrer gab ihr
nun den Rat, sie möchte
zu den Leuten gehen;
wenn sich ein paar fän-
den, die den Thomas
über die gefährdete Brücke
auf den Friedhof hinüber-
trügen, so wolle er ihn
soleich einsegnen.

Jetzt ging das Weib
zu den Leuten. Da kam
ne schön an. Die wollen
sich nicht einmal für einen
Lebendigen in eine Gefahr
begeben, wie erst für ei-
nen Toten, der gar nicht
einmal erkenntlich dafür
sein kann. Er soll warten,
bis das Hochwasser abge-
laufen ist. Einer nahm
die Gelegenheit wahr, um
tüchtig über die Behörde
zu schimpfen, die den
Kirchhof nicht bei der
Kirche, sondern über dem
Wasser angelegt hätten,
und wofür der Mensch
denn Steuer zahle, wenn
er sich dann nicht einmal
begraben lassen könne,
wam er wolle! Und als

er sich angeschimpft hatte, lehrte er dem Weibe den
Rücken.

Dieses erinnerte sich in solcher Not an einen reichen
Bauern, der auf dem Berge sein Haus hatte und der
hartberzige Gerhab hieß. Seit Jahrhunderten trug der
Bauernhof diesen unchristlichen Namen; mancher der
Besitzer war hartberzig, mancher weichberzig gewesen,
um den Namen hatte sich keiner viel gekümmert und
niemandem fiel es auf, wenn der Pfarrer manchmal
von der Kanzel verkündete: „Am nächsten Freitag läßt
der hartberzige Gerhab eine heilige Messe lesen für die
armen Seelen im Fegfeuer.“ Der gegenwärtige Besitzer
— ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte,
nämlich in der Nähe der Brieftasche — ärgerte sich des
Namens und er beschloß; ihn gründlich zu Schanden zu



Und der Leichenzug hier und der Hochzeitzug dort standen da und wußten
nicht, was jetzt anfangen.

machen. Er that den Peuten, die zu ihm kamen, Gutes, wo und wie er konnte. Zu dem ging nun unser Weib und bat um Beistand, daß der Thomas auf den Kirchhof käme.

Der hartberzige Gerhab ließ sie zum Tische hinsetzen, wartete ihr Apfelwein auf und Weißbrot. Dann nahm er auch selber einen Trunk, strich auf seinem kleinen Köpfel das weiße Haar über die Stirn und sagte: „Brav ist es von dir, Wirtin des Uhrmacher Thomas, daß du zu mir gekommen bist. Ich kann dich wohl brauchen. Ich habe mir vorgenommen, als Mensch und Christ die sieben Werke der Barmherzigkeit zu üben. 's geht auch passabel, denn die Hungerigen zu speisen, die Durstigen zu tränken und die Nadtenden zu bescheiden, ist gar nicht schwer, wer's hat. Die Kranken zu besuchen, die Betrübten zu trösten und die Unwissenden zu weisen, da gehört zum Herzen auch schon ein bißel der Kopf. Ich beslechtige mich nach geringen Kräften. Da ist mir denn alleweil noch eins abgegangen, daß ich die sieben beisammen hätt' und hab schon keine Hoffnung mehr gehabt, denn es weigert sich keine Gemeinde, ihre Toten zu begraben. Die Leute sind jedem dankbar, der Platz macht, und stecken ihn in die Grube, heute lieber wie morgen. Jetzt kommst du und sagst, es läge wirklich ein Toter, der auf mich ansteht. Sei getröstet, ich gehe mit meinen Knechten, die Brücken hat's gehalten die langen Jahre her für schwere Sünder, sie wird's auch halten für den guten alten Thomas. Er soll ordentlich bestattet werden. Mich gefrent's.“

Silends lief das Weib heim ins Haus und rief schon zur Thür hinein dem Toten zu: „Na wart nur, Thomas, jetzt wird's bald. Halt dich nur noch ein paar Stündlein brav.“

Während sich Kirche und Wirtshaus für das Hochzeitsfest des Hans Gertinger rüstete, wurde der Uhrmacher in sein letztes Gehäuse gethan und von den Knechten des hartberzigen Gerhab davongetragen. Die Haushälterin ging als die einzige Leidtragende hinten drein. Unter der Last dieses Leides brauchte die Brücke just nicht zu brechen. Als sie gegen den Fluß kamen, hörten sie schon das Dröhnen und Brausen des wilden Wassers, das in schmutzig braunen Fluten wie rasend heranschoß. An steilen Ufern grub und nagte es, sprang manchmal hoch auf in schäumender Wut und fiel rücklings wieder ohnmächtig in den Strom zurück. An leichteren Stellen lief es hastig hinaus, eine Welle die andere jagend und wie im Sturm auf an den Grundfesten der Gebäude hinankletternd. An der hölzernen Brücke, die mit drei Jochen im Fluße stand, schien das Wasser seinen vollsten Born auszulassen. Die Brücke ächzte zuweilen, hielt aber stand und ließ die Wellen, welche manchmal an der einen Seite über sie herein Schlagen, an der andern wieder sachte hinabrinnen. Das dauerte so schon den ganzen Tag über und an den Ufern waren Leute verlammet, die in munterer Stimmung fortwährend erwogen: „Wird sie gehen? Wird sie's halten?“ Auf dem trüben Wasser wogten, jetzt hoch auf den

Rücken der Wellen, dann wieder in die Tiefen gleitend, allerhand Gegenstände daher: vielarmiges Baumgewurz, wie Niesentrabben anzusehen, dann Holzscheiter, Blöcke, Bretter, auch Hausgeräte; in den obern Gegenden mußte das Wasser also noch schlimmer wirtschaften. Ein totes Ferkel kam in zierlichen Wogungen herangeschwommen, so daß ein Dorfwigbold sagte, er hätte nicht gedacht, eine Zeit zu erleben, wo es in der Sallach Schweinerne Fische gebe.

Plötzlich wurden auf dem Fluße lange schwarze Körper sichtbar, große Holzbalken — die Trümmer der Obergamser Brücke.

„Jetzt ist's um die unferige geschehen!“ rief ein Mann. Allein etliche der Balken glitten zwischen den Brückenjochen hindurch und davon, ein paar Stücke aber klemmten sich ein und an diesen begannen sich nun das Gewurz, die Scheiter und Bretter zu stauen. Die Brücke ächzte und zitterte, gab aber immer noch nicht nach.

„Tapfer hält sie sich!“ sagte ein Bauer, „wenn sie's überdauert, so kriegt sie ein Kreuzel von mir.“

„Dast du Orden zu vergeben?“ wurde er gefragt. „Nicht so. Ein Kreuzfisel laß' ich aufstellen mitten auf der Brücke, zum Angedenken an die Gefahr.“



Die Brücke sieht noch heute — zwischen Traualtare und Grab.

Vom Hügelgelände jenseits des Flusses hörte man durch die klare Mairluft Böller knallen und manchmal selbst einige Musikklänge, so fern das Brausen des Wassers nicht alles überstörte. Der Hochzeitszug des Hans Gertinger.

„Na, die mögen sich schleunen, wenn sie noch herüber wollen!“

Von der Dorfstraße herab kam der kleine Leichenzug des Uhrmacher Thomas.

„Ist nicht ratsam!“ warnte ein alter Mann,

„ist deutsch nicht ratsam! Es kommt der Brautzug mit samt dem Totenzug in die Ewigkeit fahren!“

„Denn die Brücke bebte und hob in allen Jochen an zu krachen.“

Fast zu gleicher Zeit waren sie da. Diesseits an der Brücke der Leichenzug, der wollte hinüber zum Kirchhof; jenseits der Brücke der Hochzeitszug, der wollte herüber zum Traualtare. In demselben Augenblick wurde die Brücke lebendig. Zuerst schnalzten die Pfosten des mittleren Joches, dann begann das Gelande zu brechen und sich in seinen Splintern aufzuhäufen, während die Brücke in der Mitte ein wenig einknickte. Ein Weilschen stand's wieder fest. Das Wasser flutete donnernd an den Bau und übergoss ihn mit wilden Gischten, da brach plötzlich das zweite Joch und nun stürzte die Brücke mit schmetterndem Krachen ein. In teils noch zusammenhängenden Trümmern wogte sie schwerfällig davon. Wo die Brücke gewesen, ragten nur noch ein paar Pfeiler, ihre scharfen Splitter gegen Himmel reckend, aus den Fluten. Sonst nichts mehr. Und der Leichenzug hier und der Hochzeitszug dort standen da und wußten nicht, was jetzt anfangen.

Der Dorfwigbold machte den Vorschlag, der Thomas und der Hans Gertinger sollten ihre Vorhaben tauschen,

der Thomas war sich drei nun aber de und wahren höchst gleich zu fluchen u Wenn schon konnte, so l Wirtshaus kamen nun gestanden w Viele gute Wasser zu nicht bloß hohem Bu überhaupt ingenden d könne, das ungebunden unter Gebir Er geht Neben, der Kast, der Es ist ab ist weg, die Untereben f wenn die T Es ist eine Der hart Geduld a Gerhab aus Thomas w er kann wa seine Traur Spiele zuri werden muß Geduld die Hindernisse Eine W über die S dem Thome vollziehen. gen herüber. Brücke steht

Der 2

Der alte und es m Ereignis v Gemeinde wollten na die Leute i — schluger einen Man auch wisse, wollten den Beigeordnete Kapitälter auf den Ha scheidene S fleidete, der wie jederm schon seit J schäfte besor in zwei Pa die andere i

Tiefen gleitend, niges Baumge- um Holzschleifer, obern Gegenden irtschaften. Ein herangeschwom- hätte nicht gen der Sallach

schwarze Körper mer der Ober- chen!" rief ein en zwischen den ar Stüde aber n sich nun das u flauen. Die mer noch nicht

er, „wenn sie's mir.“ e er gefragt. rstellen mitten ruden, zum en an die Ge-

Süßgelände es Flusses hörte ch die klare Böller knallen nchmal selbst ussflänge, so- Brausen des nicht alles über- Hochzeitszug is Hertinger. e mögen sich wenn sie noch vollen!"

der Dorfstraße in der kleine y des Uhr- homas. icht ratsam!" t alter Mann, Brautzug mit- 1!" Denn die n zu trachen.

Diesseits an himüber zum zeitszug, der selben Augen- schmalzten die un das Ge- litern aufzu- e ein wenig. Das Wasser goß ihn mit eite Foch und Krachen ein. ern wogte sie n, ragten mir plitter gegen nichts mehr. dort standen

der Thomas ben tanfchen,

der Thomas sich hüben ins Wirtshaus und das Braut- paar sich drüben auf den Friedhof legen. Damit war nun aber das Brautpaar durchhaus nicht einverstanden, und während der Thomas sich den Dingen gegenüber höchst gleichmütig verhielt, begann drüben der Bräutigam zu fluchen und die Braut zu weinen. Es ist begreiflich. Wenn schon der Kirchgang ein andermal gemacht werden konnte, so ließ sich doch das bereitete Hochzeitsmahl im Wirtshaus nicht verschieben. Die geschicktesten Leute kamen nun zusammen an die Stelle, wo die Brücke gestanden war, und hielten Rat, was da zu machen. Viele gute Gedanken, aber keiner so stark, das wilde Wasser zu bändigen. Der Brautführer, dessen Nase nicht bloß im Mai, sondern das ganze Jahr über in holdem Purpur blühte, gestand: das Wasser habe er überhaupt nie leiden können, es habe mancherlei Un- tugenden; doch daß es so über alle Maßen böshaft sein könne, das erfahre er erst heute. Jetzt sehe er, das ungebundene Wasser sei noch weit schlimmer als das unter Gebinde.

„Si geht mir, ihr Leute, mit euren närrisch klugen Reden. Hinüber wollen wir: der Thomas zu seiner Raß, der Hans zu seiner Urast.“

Es ist aber ganz unmöglich. Die Obergamser Brücke ist weg, die Ladner Brücke ist weg und jene, die im Untereben stand, kann auch nicht stehen geblieben sein, wenn die Trümmer wie Sturm böde angerückt kamen. Es ist eine Bestie, so ein Wasser!

Der hartberzige Gerhab sprach endlich das Wort: „Gebuld“ aus. — Das kann auch nur der hartberzige Gerhab aussprechen, dachte sich das Brautpaar. Dem Thomas war's einerlei. Der Thomas ist im Vorteil, er kann warten. Der Hochzeitszug ließ nun zwar auch keine Traurigkeit spüren, sondern zog sich mit klingendem Spiele zurück. Das Brautpaar sah ein, daß gewartet werden mußte, bis das Hochwasser abgelassen, und daß Gebuld die verlässlichste Brücke ist, welche über alle Hindernisse endlich sieghaft hinwegsetzt. —

Eine Woche später konnte der hartberzige Gerhab über die Sallach eine Notbrücke schlagen lassen, um an dem Thomas das siebente Werk der Barmherzigkeit zu vollziehen. Als der Tote drüben war, eilten die Lebendigen herüber. Sie werden wohl auch zurückkehren, denn die Brücke steht noch heute — zwischen Tranaltar und Grab.

Der Bürgermeister von Schlaubach.

Der alte Bürgermeister von Schlaubach war gestorben und es mußte ein neuer gewählt werden. Dieses Ereignis versetzte die seither so ruhige und friedliche Gemeinde in große Aufregung. Die reichen Bauern wollten natürlich einen Bürgermeister „ihresgleichen“, die „Leute in der Gass“ — so wurden die in der Neben- gasse wohnenden Tagelöhner und Handwerker genannt — schlugen sich dagegen zusammen, um dieses Mal einen Mann an die Spitze des Orts zu bringen, der auch wisse, wo die Armen der Schuh drüde. Die ersten wollten den dicken Bach-Müller wählen, der seither schon Beigeordneter gewesen war und die meisten Acker und „Kapitäler“ im Dorf besaß. Die andern hatten ihr Auge auf den Hann-Martin geworfen, der zwar nur die bescheidene Stelle eines Gemeindevorstandes und Polizeidiener besaß, der aber früher Unteroffizier gewesen war und, wie jeder Mann wußte, dem verstorbenen Bürgermeister schon seit Jahren die meisten Schreibereien und Amtsgeschäfte besorgt hatte. Die ganze Gemeinde spaltete sich in zwei Parteien; die eine hatte im „Grünen Baum“, die andere in der „Goldenen Sense“ ihr Lager; hier wie

dort war jeden Abend große Versammlung; Brannt- wein, Bier und Apfelwein floß in Strömen; Lärm und Geschrei ertönte bis spät in die Nacht. Der Zwiespalt dehnte sich selbst auf die Weiber und Kinder aus; die Weibsteute zankten sich am Dorfbrunnen und die Schul- huben prügeln sich auf der Gasse. Jede Partei suchte die andere so schlecht als möglich zu machen; Streit und Haß wuchsen täglich. Nachbarn, die ihr Lebtag einig gewesen waren, verklagten sich bei Gericht, die nächsten Verwandten sahen sich nicht mehr an, die Reichen kündig- ten den Armern die Hypotheken, dagegen wurden ihnen nächstlicherweife Gartenzäune zusammengerissen, Obst- bäumchen abgehackt und Fenster eingeworfen. Es war darum hohe Zeit, daß der Herr Kreisrat endlich den Wahltag ansetzte. Mit banger Erwartung sahen beide Teile demselben entgegen, denn wie man auch hin- und herrechnete: die Aussichten standen sich bei- nahe gleich und der Ausgang war ungewiß; auch war immerhin möglich, daß der oder jener im letzten Augen- blick noch wadelig gemacht wurde und von der Partei abfiel. Es war an einem Montag früh, als der Kreisrat in seiner Kutsche ins Dorf gefahren kam. Bald darauf läutete das Glöckchen des Gemeindehauses zum Zeichen, daß die Wahl ihren Anfang nahm. Nun rückten die Parteiführer aus dem „Grünen Baum“ und der „Goldenen Sense“ vor das Gemeindehaus und pflanz- ten sich hier auf, um aufzupassen, daß alle Ge- treuen kämen. Und in der That, die Wähler waren vollzählig am Plage; auch die auswärtig in Ar- beit standen, waren zu dem großen Tag herbeigetro- mmet worden; Kranke wurden aus den Betten geholt und altersschwache Greise von ihren Angehörigen an den Wahlstätten geführt. Als die Glocke am Nach- mittag vier Uhr schlug, wurde die Thür des Wahl- zimmers geschlossen und die Stimmzählung begann. Auf der Straße stand die ganze Gemeinde, Mann und Weib, Kind und Regel, und alle harrten klopfenden Herzens auf die Entscheidung. Aber schon ehe der Ausfall durch den Herrn Kreisrat öffentlich bekannt gemacht wurde, hatte ein Beisitzer den auf dem Haus- gang neugierig Lauschenden die Kunde hinausgeschlüstert und mit Blitzesschnelle verbreitete sich unter der Menge das Gefühl der Enttäuschung. Es hatte nämlich keiner der beiden Bewerber gesiegt, sondern der eine genau so viel Stimmen als der andere: jeder einundachtzig. Die Wahl war also vergeblich; der Kreisrat ordnete auf acht Tage später eine neue an und fuhr davon; die erregten Wähler aber begaben sich in ihre beiden Heerlager, um zu beratschlagen, was jetzt weiter ge- schehen sollte. Im Laufe der Verhandlungen kam denn da auch ein Umstand zur Sprache, der für die Sache von großer Wichtigkeit war. Es stellte sich nämlich heraus, daß ein Ortsbürger gar nicht gewählt hatte, nämlich der Ochsenwirt Fritz Hartmann. Dieser besaß die schöne, an der in das Dorf führende Land- straße stehende Hofraite, in der er zugleich die Gast- wirtschaft zum „Roten Ochsen“ betrieb, weshalb er, wie schon sein Vater und Großvater, in der ganzen Um- gegend nur der „Ochsenwirt“ genannt wurde. Derselbe hatte sich in die ganze Wahlgeschichte nicht eingemischt, den Werbern von der einen wie der anderen Seite kein Gehör gegeben, und nun hatte er schließlich auch nicht gewählt. Wie er also schuld daran war, daß dieses Mal nichts aus der Wahl wurde, so lag offenbar auch der Ausfall der nächsten in seiner Hand. Beide Parteien strengten sich darum an, ihn herüberzuziehen; jeden Tag kamen Freunde und Bekannte und suchten ihn zu ge- winnen. Aber der Ochsenwirt verhielt sich zugewandt,

er wich allem Zureden aus, und so kam der neue Wahltag, ohne daß man wußte, woran man mit ihm war. Da aber doch etwas geschehen mußte, rückte am Morgen die gesamte Wählererschaft in getrennten Haufen, wie zwei feindliche Heere, vor den „Roten Ochsen“, und zwar von dem gesamten Weibsvolk und der lieben Jugend begleitet. Der Ochsenwirt stand hinter dem Fenster der Wirtsstube und sah sich den Aufzug ruhig an. Da trat einer aus dem Haufen und sprach: „Fritz, du weißt, daß wir deine Stimme haben müssen, wenn der Bach-Müller gewählt werden soll. Wer die meisten Steuern bezahlt, der muß im Ort auch etwas zu sagen haben, drum muß unser Mann gewählt werden! Du gehörst auch zu denen, die ordentlich bezahlen müssen und etwas zu verlieren haben, und mußt uns helfen, daß die Lumpen nicht obenhin kommen!“ Diese Rede rief namentlich in ihrem letzten Teil in dem andern Haufen große Erregung hervor; es sprang einer hervor und schrie: „Wenn wir auch nicht im Geld sitzen bis an den Hals, so ernähren wir uns doch rechtchaffen mit unserer Hände Arbeit und sind noch lange keine Lumpen. Herr Hartmann, Sie sind immer den geringen Leuten behilflich gewesen, wählen Sie mit uns, daß es einmal anders im Ort wird und auch für den gemeinen Mann etwas geschieht!“ Der Ochsenwirt sah ein, daß er, so von zwei Seiten angefaßt, einer Antwort nicht länger aus dem Wege gehen konnte; er trat auf die Haustreppe, stützte die Arme auf das Geländer und sprach: „Ihr liebe Leut, wenn Ihr glaubt, Ihr könnt mich zum Wählen bringen, so seid Ihr auf dem Holzweg! Mir liegt viel mehr dran, daß es wieder Ruh und Ordnung im Dorf giebt, als wer Bürgermeister wird. Nehmt den Bach-Müller oder den Hann-Martin, sie sind mir beide recht, nur müßt Ihr einig sein und nicht gegeneinander losgehen wie böse Feinde. Zu so einem Durcheinander, wie es jetzt ist, mag ich nicht mithelfen, darum hab' ich das vorige Mal nicht gewählt und wähle auch heut nicht!“ Damit drehte er sich um und ging ins Haus zurück. Auf beide Haufen machte diese Erklärung einen starken Eindruck; während sie aber noch rechteten und stritten, rief eine helle weibliche Stimme aus dem Hintergrund: „Nun, so wählt nicht den Bach-Müller und nicht den Hann-Martin, wählt den Ochsenwirt selber, der wäre ein richtiger Bürgermeister für uns alle!“ Weiberlist und Weiberwitz haben bekanntlich zu allen Zeiten Großes fertig gebracht; heute aber wirkte diese Stimme des Weibes aus dem Volke ein Wunder: der Ausweg aus der Sackgasse war gefunden. Beide Parteien sahen ein, daß, wie die Sache stand, aus der neuen Wahl auch nichts werden würde, die Vernünftigen sagten sich, daß der Ochsenwirt nicht so unrecht gehabt habe, auch war nicht zu bestreiten, daß derselbe so gut Bürgermeister werden könnte als irgend ein anderer im Ort. Es entstand in



Branntwein, Bier und Apfelwein stoch in Erdmen; Arm und Geschrei ertönte bis spät in die Nacht.

den Haufen erst ein leises Gesumme, dann ein lebhaftes Durcheinandersprechen; allmählich fingen sie an, sich untereinander zu mischen; die Gegner, die sich wochenlang erbittert bekämpft hatten, traten aufeinander zu und fingen an zu unterhandeln, und ehe eine Viertelstunde herum war, hatte sich die Wählererschaft dahin verständigt, den Bach-Müller und den Hann-Martin, die ja doch schwerlich durchzubringen waren, fallen zu lassen und den Ochsenwirt zu wählen. Und so geschah es. Alle strömten aufs Gemeindehaus, und am Abend hatte Schlaubach einen Bürgermeister, an den am Morgen noch niemand gedacht hatte. Als ihm die Menge vor das Haus rückte, um ihm Glück zu wünschen, machte er zwar einige Umstände; er hatte sich aber mit seiner Rede am Morgen über die Einigkeit im Dorf selbst gefangen und fügte sich darum in sein Schicksal. Ein Abend und eine Nacht wie heute hatte der Ort noch nicht erlebt. Der Jubel bei diesem Versöhnungsfeste stieg ins Unglaubliche, zumal der neue Bürgermeister, bei dem die gesamte Wählererschaft zu Gast war, so lange Wein auffahren ließ, als einer trinken wollte. Schon nach wenigen Tagen folgte die

Bestätigung der Wahl; nun wurden die Mahlbäume dem Bürgermeister vors Haus gesetzt; der Singverein brachte ein Ständchen, nochmals gab es ein lustiges Festgelage, dann lehrte die langentbehrte Kulte in den guten Ort Schlaubach zurück. Der Bach-Müller blieb Beigeordneter und der Hann-Martin Ortsdiener wie seither; der Ochsenwirt aber fand sich bald in seine Würde, als sei er zum Haupt der Gemeinde geboren. Und es sollte die Schlaubacher nicht reuen, daß sie ihn zu ihrem Bürgermeister gemacht hatten. Fritz Hartmann war ein Mann von offenem Kopfe, von biederem Sinn und gutem Herzen. Wenn es auch oft etwas raub bei ihm herauskam, er meinte es immer redlich. Er verstand es, mit seinen Bauern umzugehen, er konnte freundlich und grob sein, je nachdem es angewendet war. Dabei kannte er, wie er selbst sagte, den ganzen Ort wie seinen Hofensack; er wußte, wie es in jedem einzelnen Hause stand; die Fleißigen und die Faulenzer, die Spar samen und die Verschwenker, die Kartenbrüder und die Kopfhänger waren ihm alle wohlbekannt. Überall, wo es nicht richtig herging, suchte er einzugreifen, und dabei ließ er es nicht beim guten Rat bewenden, er ging den Leuten mit der That und Hilfe zur Hand. Daß das manchem nicht gefiel und ein paar Wirtshausstücker schimpften, daß sich der neue Bürgermeister in alles mische, was ihn nichts anginge, machte ihm weiter keine Sorge, sein Spruch war: „Schwächt, was ihr wollt, thut, was ihr sollt!“ Er hatte es sich vor allen Dingen in den Kopf gesetzt, den Mahnboten und Pfandmeister aus dem Ort zu schaffen, und kaum waren ein paar Jahre herum, da zeigten sich diese Herrn, die früher fast in jeder Woche in Schlaubach zu thun gehabt hatten, nur dann und

wann noch meister faß bringen. mit gutem Stand, in seine Wirt denn er za den umher selbst über Ein großer den Schrei nicht recht er aber ein war es in mit großer war er e Spähen u kamen sei meit so u und drollig sie von der lacht und u wurden, so Zeit aller in Umla Einige, die einfallen, den Lesern den erzähl Es kam der Herr se Schlaubach alte Brücke baut werde zusehen. m iter u meinderäte demselben die Brücke Kreisrata diese wirk fällig wa Anstand, gehen. G getroff hi Kreisrat, Bürgerme zig, „unfe ochs geht Morgen d Selbige den Wein Als da wurde, de Stall, daß der Bürg selbst auf Im Stal Arm in di bis an d der Stall auch für Als de gierung e er auch d Herrn wu Bauauffe Eingang

in ein lebhaftes
er sie an, sich
sich wochenlang
einander zu und
te Viertelstunde
hin verständigt,
ein, die ja doch
lassen und den
. Alle führten
tte Schlaubach
n noch niemand
as Haus rückte,
war einige Um-
in Morgen über-
sigte sich darum
Nacht wie heute
bei diesem Ver-
umal der neue
Bählerchaft zu
ließ, als einer
agen folgte die
ung der Wahl-
eden die Mai-
em Bürgermei-
s Haus gesetzt;
igverein brachte
indchen, noch-
b es ein lustiges
ge, dann fehrte
entbehrte Ruhe
ten Ort Schlaub-
ack. Der Bach-
blieb Beigeord-
ad der Hant-
Ortsdiener wie
der Ochsenwirt
d sich bald in
rde, als sei er
aupt der Ge-
geboren. Und
die Schlaub-
acht reuen, daß
zu ihrem Bür-
er gemacht hat-
is Hartmann
Mann von offe-
Herzen. Wenn
n, er meinte es
n Bauern un-
n, je nachdem es
er selbst sagte,
er wußte, wie
Fleißigen und
erschwender, die
ihm alle wohl-
ging, suchte er
ein guten Rat
That und Hilfe
gefiel und ein
sich der neue
nichts anginge.
Spruch war:
hr sollt!" Er
ovf gesetzt, den
Ort zu schaffen,
m, da zeitigen
der Woche in
ur dann und

wann noch einmal und auch da wußte der Bürgermeister fast immer die Sache noch in Ordnung zu bringen. Auch in seinem eigenen Haushalt ging er mit gutem Beispiel voran; seine Aker waren im besten Stand, in Hof und Stall war alles am rechten Platz, seine Wirtschaft war berühmt in der ganzen Gegend, denn er zapfte einen sauberen Wein, den er nicht bei den umherreisenden Weinsmierern kaufte, sondern selbst überm Rhein bei alten Geschäftsfreunden holte. Ein großer Gelehrter war der Bürgermeister nicht, zu den Schreiberleuten des Amtes standen ihm die Finger nicht recht und mußte der Schulmeister aushelfen. Wenn er aber einmal einen Bericht eigenhändig anfertigte, so war es immer etwas ganz Besonderes, das am Amt mit großem Jubel von Hand zu Hand ging. Dabei war er ein munterer Mann, immer aufgelegt zu Späßen und Schwänken. Ohne daß er es selbst wußte,

kamen seine Einfälle meist so naturwüchsig und drollig heraus, daß sie von den Leuten beachtet und weiter erzählt wurden, so daß mit der Zeit allerlei Stückerlein in Umlauf kamen. Einige, die uns gerade einfallen, wollen wir den Lesern des Hinterrückens erzählen.

Es kam eines Tages der Herr Kreisrat nach Schlaubach, um eine alte Brücke, die neu gebaut werden sollte, einzusehen. Der Bürgermeister und die Gemeinderäte gingen mit demselben ins Feld an die Brücke; da der Herr Kreisrater aber fand, daß diese wirklich sehr baufällig war, nahm er Anstand, darüber zu gehen. „Geben Sie mir getrost hinüber, Herr Kreisrat," sagte der Bürgermeister treuberzig, „unser Gemeindegeld geht auch jeden Morgen drüber."

Elbiger Gemeindegeld wurde in jedem Jahr an den Wenigstnehmenden zum Halten vergeben.

Als das wieder geschah und Beschwerde erhoben wurde, der neue Uebernehmer habe einen so niedrigen Stall, daß der Ochse darin not leiden müsse, machte sich der Bürgermeister an der Spitze des Gemeinderates selbst auf den Weg, um die Sache zu untersuchen. Im Stall angekommen, hob der Bürgermeister den Arm in die Höhe und als er mit den Fingerspitzen gerade bis an die Decke reichte, sagte er befriedigt: „Wenn der Stall für den Gemeinderat hoch genug ist, ist er auch für den Ochsen hoch genug."

Als der neue Landesfürst nach Austritt der Regierung eine Rundreise in seinem Lande machte, kam er auch durch Schlaubach. Zum Empfang des hohen Herrn wurden große Anstrengungen gemacht und der Bauaufseher beauftragt, auf der Landstraße vor dem Eingang ins Dorf eine Ehrenpforte zu bauen. Die-

selbe bestand aus zwei mit Tannenzweigen umwundenen hölzernen Pfeilern, zwischen denen ein Laubgewinde mit „Willkommen" hing. Die Schlaubacher, die noch nie so etwas gesehen hatten, fanden, daß das Ding in seiner Gestalt eine große Ähnlichkeit mit dem alten Galgen habe, der draußen im Feld stand. Als der Landesherr angekommen, vom Ortsvorstand ehrerbietig begrüßt und von der Schulljugend angejubelt worden war, sprach er dem Bürgermeister seinen Dank und seine Freude über den schönen Empfang aus. „Ja," sagte der Bürgermeister, „wir haben aber auch Eure Hoheit einen schönen Galgen gepußt." Noch mehr verzogen sich die Gesichter der Hofherren, die bei dem Fürsten waren, als einige Schritte weiter, wo man einen Ueberblick über das Thälchen hatte, in dem Schlaubach liegt, der Bürgermeister sagte: „Hier können Eure Hoheit ihr ganzes Ländchen vor sich sehen!" Lächelnd bemerkte

der Fürst: „Ich hatte seither geglaubt, es sei doch etwas größer!"

Der Herr Pfarrer in Schlaubach hatte das Pfarrgut in eigener Bewirtschaftung und betrieb diese mit so großem Eifer, daß er in Hof und Feld selbst mit Hand anlegte, manchmal sogar beim Aufladen des Mistes half, weshalb ihn seine Kollegen in der Umgegend nur den „Mistler" nannten und die Bauern im Dorf meinten, seine Schafe und Kälber machten ihm mehr Sorge als die geistliche Herde, die er zu hüten hatte. Ein kleines Abenteuer, das dem würdigen Herrn eines Tages passierte, wollen wir hier einschalten, wenn es auch gerade nicht zu unserer Geschichte gehört. Derselbe war sehr hauswälterisch und genau und als eines Morgens die Viehmagd im Bett liegen



Ihr liebe Leut', wenn Ihr glauvt, Ihr könntet mich zum Wählen bringen, so seid Ihr auf dem Felzweg."

war, entschloß er sich, selbst die Kuh zu melken. Die Kuh, mit der er den Anfang machte, war jedoch nicht gewohnt, von geistlichen Händen gemolken zu werden, sie wurde unruhig, schlug mit dem Schweif um sich und dem Herrn Pfarrer ein paar mal derb ins Gesicht. Derselbe wußte jedoch der Sache abzuhelfen und band den Haarbüschel am Schwanzende der Kuh fest in das Knopfloch seines Hausrocks. Die Kuh jedoch, durch dieses Hindernis ihrer Bewegung vollends unwirksam gemacht, riß sich mit einem Ruck von der Krippe los, machte rechts um und trabte zur offenen Stallthüre hinaus, fort durch die holperigen Straßen des Dorfs, den Pfarrer, der den Melkfüßel in der Hand trug und mit Milch übergoßen war, als unzertrennlichen Begleiter hinter sich herschleppend. Als das seltsame Gespann am Schulhaus vorbeifuhr, rief der erstaunte Lehrer: „Ei, Herr Pfarrer, wohin?" — „Das weiß Gott und die Kuh!"

verfetzte mit Ergebung der atemlose Seelenhirte. Auf dem Felde fingen einige Bauern die Kuh auf und erlösten ihren Pfarrer aus seiner schlimmen Lage.

Dieser Pfarrer von Schlaubach hatte sich seit einigen Jahren auch mit großem Eifer auf die Bienenzucht geworfen und sprach fast von nichts anderem mehr, so daß ihn die Leute nur noch den „Bienenpfarrer“ nannten. Eines Tages begegnete er dem Bürgermeister, als dieser ins Feld zu seinen Knechten gehen wollte, und fing sogleich an, von seinen neuen Bienenstöcken mit Glasfenstern, der italienischen Königin, die ihn zwei Gulden gekostet habe u. s. w. ein weites und ein breites zu erzählen. Der Bürgermeister, der Eile hatte, hörte eine Zeitlang geduldig zu, dann blieb er plötzlich stehen und sprach: „Herr Pfarrer, unser Herrgott hat allerlei Narren geschaffen; es giebt Gäulsnarren, Taubenarren, Hundsnarren, Sie aber Sie sind ein — Bienenfreund!“ Damit ließ er den Pfarrer stehen, der von jetzt an den Bürgermeister mit Bienengesprächen verschonte.

Mit den Fremdwörtern lebte der Bürgermeister auf vollständigen Kriegsfuß. Er suchte zwar etwas darin, seine eigenhändigen Schriftstücke mit denselben auszumücken, dabei passierten ihm aber mitunter possierliche Dinge. Daß er im Wochenblatt bekannt machen ließ, er werde die Gemeindefrieden in chronologischer Reihenfolge verpachten, will noch nicht viel sagen; daß er aber auf ein Rundschreiben der Regierung, wie es in den einzelnen Orten mit dem Luxus und der Industrie stände, berichtete: die Kurze seien schon lang in der Gegend ausgerottet und von dem Vaster der In-



„Ja,“ sagte der Bürgermeister, „wir haben aber auch Eure Heiligt einen schönen Galgen gepugt.“

dustrie sei Schlaubach bis jetzt gänzlich verichont geblieben, wollten manche für einen leisen Spott auf die Umfrage der Regierung halten, da diese auch ohnehin wußte, wie es mit diesen Dingen in dem kleinen Ländchen beschaffen war. In Schlaubach hatte ein Steuereinknehmer seinen Sitz und dieser führte Klage über seine vor dem Dorf stehende sehr schlechte und kalte Dienstwohnung. Der Bürgermeister, zum Bericht aufgefordert, erstattete diesen folgendermaßen: „Besagtes Haus liegt zwar am äußersten Centrum von Schlaubach, hat aber von allen Seiten den Nord-Ost-Wind. Der dabei befindliche Garten hat die Gestalt einer Ellipse und zwei Fuß Humor.“ (Es war Humor gemeint.)

In seinen Berichten war er überhaupt groß und schon die Überschriften derselben wurden berühmt. In der Nähe des Dorfes hatte sich eines Tages eine schwere Nordthat zugetragen; ein Mann war umgebracht, ein

zweiter gefährlich verletzt worden. Seinem Bericht über den Vorfall gab der Bürgermeister folgenden Kopf:

„Betreffend die Ermordung zweier Leichen, von denen die eine am andern Tage noch gelebt hat!“ — Als die Zeit etwas unruhig wurde, erließ das Ministerium an alle Bürgermeisterien den Befehl, jedes Vierteljahr über die Volksstimmung zu berichten. Der Bericht unseres Bürgermeisters war überschrieben: „Die vierteljährliche Volksstimmung betreffend.“ — Einst hatte ein Hagelwetter in der Gemarkung großen Schaden gethan; seine Anzeige über diesen Unfall trug die Überschrift: „In Sachen einer Wetterwolke gegen die Gemeinde Schlaubach.“ Bei einer Bevölkerungsaufnahme sollten die Bürgermeister auch angeben, wie alt die ältesten Leute in den Dörfern seien. Darauf folgte die Antwort: die ältesten Leute in Schlaubach seien im vorigen Jahre alle gestorben. Ein Zimmermann, der nicht recht klar im Kopfe war, war bei einem Hausbau verunglückt. Hierüber berichtete der Bürgermeister: Todesfall des Johannes Lenz vom Gerüst herab. Besagter Todesfall war kein eigentlicher Todesfall, da der Verstorbene schon längere Zeit an Phantasie- und Besinnungsgeist litt.“ In Schlaubach wohnten auch ein paar Juden, die gemeinschaftlich mit den andern Israeliten der Umgegend in der Nähe des Dorfes einen Begräbnisplatz besaßen, zu dem ein sehr schlechter Feldweg führte. Sie kamen deshalb um eine Herstellung des Weges ein, wurden aber vom Ortsvorstand abschläglich beschieden, wobei besonders geltend gemacht wurde, daß höchstens alle Vierteljahre einmal ein Jude begraben würde und bei so geringer Benutzung

man der Gemeinde nicht einen kostspieligen Wegbau zumuten könne. Die Abgewiesenen führten gegen diesen Bescheid Beschwerde, in der sie u. a. behaupteten, es sei nicht richtig, daß nur alle Vierteljahr ein Jude begraben werde, es sterbe durchschnittlich alle vier Wochen einer. Zur Rechtfertigung aufgefordert, berichtete der Bürgermeister ans Amt: wenn sich die Juden wirklich verbindlich machen wollten, alle vier Wochen einen von ihren Leuten zu begraben, so sei die Gemeinde gern bereit, den Weg machen zu lassen.

Als der Ochsenwirt einige Jahre lang das Bürgermeisterramt bekleidet hatte, wurde ihm eine große Ehre zuteil: er wurde in den Landtag gewählt. Die Wahlmänner, fast sämtlich Bürgermeister der Gegend, waren der Ansicht, daß ihr Amtsbruder in Schlaubach am besten wissen müsse, was dem Bauernstand not thue. Als der Landtag einberufen wurde, ließ der

Ochsenwirt Schuppen und andern schimmel in Kaspar sei in jener Landboten, in jeder doch einige brachten u Thaler To sein Quart zum „weiß war. Hier ihre Nieder haglid, für Kreuzer a zwölf Krei mit dem l die Tagge durch den dieser Feie schuben er Leben noch hatte, ging solche zu Tisch legte erklärte, D er keine in ging, wurd feldchen id die dem Hände gin und stim so wie er hielt. D Arbeit; do Stadtherr Es wurd Nähe von einen Fuß Abgeordne Rede des notwendig teiligten I mit ihrem Unmut hē rungen a er auf un haben: I ein Ungli zwar, wi gemeine I wurde ver Ochsenwi nach Haut hälste, der besonders es denn c von fünf Töchterlei schien der bagen; ba denn das empor u Freude d und hilt

in Bericht über
genden Kopf:
en, von denen
!" — Als die
Ministerium an
ierteljahr über
bericht unseres
te vierteljähr-
inst hatte ein-
haben gethan;
te Überschrift:
die Gemeinde
nahme sollten
t die ältesten
igte die Ant-
ien im vori-
re alle gestor-
Zimmermann,
recht klar im
ar, war bei
usbau verun-
terüber berich-
bürgermeister:
des Johannes
Gerüst herab.
Todesfall war
licher Todes-
r Verstorbene
gere Zeit an-
und Besin-
litt." In
ich wohnten
paar Juden,
schaftlich mit
n Israeliten
nd in der
Dorfes einen
platz besaßen,
sehr schlech-
g führte. Sie
halb um eine
g des Weges
n aber vom
nd abschläg-
eden, wobei
geltend ge-
de, daß höd-
Vierteljahre
n Jude be-
rde und bei
e Benutzung
Wegbau zu-
gegen diesen
oteten, es sei
ude begraben
ochen einer.
der Bürger-
wirklich ver-
n einen von
meinde gern

Das Bir-
eine große
wählt. Die
der Gegend,
Schlaubach
ernstand not
de, ließ der

Dshenwirt sein einspänniges Wägelchen aus dem Schuppen hervorziehen, eine Kiste mit Kleidern, verschiedenen Körben voll Würsten, Schinken, Honigtöpfen und andern Vorräten darauf laden, dann den Apfelschimmel einspannen, und so ausgerüstet, fuhr der alte Kaspar seinen Herrn in die Residenz. Es war das in jener schönen, jetzt fast vergessenen Zeit, als die Landboten, obwohl sie sehr wenig zu thun hatten und in jeder Woche nur eine oder zwei Sitzungen hielten, doch einige Monate im Jahr in der Hauptstadt zu brachten und so lange ihre Wahlzeit dauerte, zwei Thaler Taggelde erhielten. Der Dshenwirt nahm sein Quartier in der kleinen, aber guten Gastwirtschaft zum „weißen Schwan“, wo er seit Jahren bekannt war. Hier hatten die Müller und Ökonomen der Gegend ihre Niederlage, unter denen er sich so wohl und behaglich fühlte wie zu Hause. Für vierundzwanzig Kreuzer aß man kostbar zu Mittag und trank für zwölf Kreuzer einen Schoppen Biersteiner, so daß es mit dem besten Willen nicht möglich gewesen wäre, die Taggelde durchzubringen. Der Landtag wurde durch den Landesfürsten selbst eröffnet und mußten zu dieser Feierlichkeit die Landesvertreter in weißen Handschuhen erscheinen. Der Dshenwirt, der in seinem Leben noch keine Handschuhe an den Fingern gehabt hatte, ging mit einigen Kollegen in einen Laden, um solche zu kaufen. Als er aber seine Hände auf den Tisch legte, schüttelte der Kaufmann den Kopf und erklärte, Handschuhe, die an solche Hände paßten, habe er keine im Haus. Da es aber ohne Handschuhe nicht ging, wurde ein Gesell hingeführt, der aus einigen Zickelfellen schnell ein Paar Handschuhe zusammennähte, die dem Abgeordneten von Schlaubach über die Hände gingen. Die Sitzungen besuchte dieser fleißig und stimmte, unbekümmert um rechts oder links, so wie er es seinem schlichten Verstand nach für recht hielt. Den Schnellschreibern machte er keine große Arbeit; das Redenhalten überließ er den Studierten und Stadtherren. Nur einmal machte er eine Ausnahme. Es wurde über Herstellung einer Brücke in der Nähe von Schlaubach verhandelt, zu welcher das Land einen Zuschuß geben sollte. Da trat ein mündfertiger Abgeordneter aus der Stadt auf und hielt eine große Rede des Sinnes: es wäre ja möglich, daß die Brücke notwendig und nützlich sei, dann aber sollten die beteiligten Orte die Kosten selbst tragen, den Staat aber mit ihren Anforderungen verschonen. Mit steigendem Unmut hörte der Dshenwirt die spitzfindigen Ausführungen an; als der Redner endlich fertig war, stand er auf und rief, ohne vorher ums Wort gebeten zu haben: „Die Brück' müssen wir haben, sonst giebt's ein Unglück!“ Diese kurze, aber kräftige Rede erregte zwar, wie im gedruckten Bericht angemerkt war, allgemeine Heiterkeit; sie schlug aber durch; der Vortrag wurde verwilligt und die Brücke gebaut. — Wenn der Dshenwirt nach den Anstrengungen des Landtags nach Hause zurückkam, wurde er von seiner teuren Ehehälfte, der braven und rüstigen Frau Bürgermeisterin, besonders zärtlich und liebevoll empfangen. So kam es denn auch, daß ihn dieselbe, nach einer Kinderpause von fünfzehn Jahren, eines Tags noch mit einem Töchterlein beschenkte. Dieses verspätete Familienglied schien dem Vater im Anfang nicht sonderlich zu behagen; bald aber war er damit vollkommen ausgesöhnt, denn das kleine Mädchen wuchs frisch und fröhlich empor und wurde zum Stolz seiner Eltern und zur Freude des ganzen Dorfes ein so munteres, gescheites und hübsches Kind wie kein zweites in Schlaubach.

Einige Spötter hatten demselben den Spitznamen „Landständchen“ gegeben, und wie es manchmal geht, dieses Spitzwort verbreitete sich weiter und blieb an der Kleinen hängen, so daß sie noch nach Jahren im ganzen Ort nicht anders als „Landständchen“ geheißt und gerufen wurde, ohne daß jemand etwas dabei dachte. Als aber Lisbethchen mehr heranwuchs und so viel wußte, als es vom Schullehrer des Dorfes lernen konnte, brachte es der Dshenwirt, der aus seinem Liebling mehr als eine Bauersfrau machen wollte, in die Stadt ins „Institut“. Dort wurde das Mädchen Elisabeth genannt, lernte Französisch, Englisch und Literaturgeschichte, heiratete später einen Beamten und ist jetzt eine vornehme Stadtdame.

Als die Landtagszeit des Dshenwirts zu Ende ging, brach das berühmte Sturmjahr 1848 herein und setzte auch das kleine Vaterländchen, in dem Schlaubach liegt, in Brand. In den Städten wurden Volksversammlungen gehalten, Bürgergarden gegründet und Raketenmusketen gebracht, aber auch auf dem Lande zogen Redner umher und predigten: die Zeit des beschränkten Unterthanenverstandes sei vorbei, das souveräne Volk dürfe nicht länger die schmähliche Bevormundung dulden, vor allem dürften keine Fürstentumme und Jäger mehr in den Landtag geschickt werden, sondern Freiheitskämpfer und Volksmänner. Der Dshenwirt als kluger Kopf merkte, daß er in diese „neue Aera“ nicht recht paßte; er gab daher, als die Neuwahl herankam, im Wochenblatt eine Erklärung ab, daß seine häuslichen und dienstlichen Angelegenheiten ihm nicht länger erlaubten, auf den Landtag zu gehen, und zog sich damit auf gute Art vom politischen Schauplatz, der ihn eigentlich nie viel Vergnügen gemacht hatte, zurück. Er blieb zu Hause und haute zunächst, da seine Hofraute für den zunehmenden Erntesegen zu klein geworden war, eine große Scheune, wie die Bauern munkelten, von den übrig gebliebenen Landtagsthälern. Er sorgte nach wie vor treu und redlich für seine Gemeinde, die immer mehr in die Höhe kam. Die Leute sahen das auch recht gut ein und bei jeder Neuwahl wurde der Dshenwirt einstimmig wieder zum Bürgermeister gewählt, von andern Bewerbern war keine Rede mehr, und dabei wird es auch wohl noch geraume Zeit bleiben, denn wenn der Bürgermeister jetzt auch ein Mann bei Jahren ist, so ist er doch noch rüstig, munter und gesund und denkt nicht daran, so bald den Stab niederzulegen.

Daß der Dshenwirt nicht nur im Amte und Dienste, sondern auch im Haus und täglichen Leben Kopf und Mund auf dem rechten Fleck hatte, mag folgendes Stückchen zeigen, mit dem wir unsere Geschichte beschließen wollen.

Einige Herren aus der Stadt machten einmal einen Ausflug aufs Land und kamen dabei auch nach Schlaubach. Sie hatten gehört, daß man bei dem Bürgermeister den besten Wein trinke und daß derselbe im Dorf und der Umgegend der „Dshenfritz“ genannt werde. Sie beschloßen, bei demselben einzufahren und ihn ein wenig zu schrauben. Als sie in die Wirtsstube traten, sah der Dshenwirt bei einigen Bekannten und trank seinen Frühschoppen, den er sich Sonntags morgen nach der Kirche erlauben zu dürfen glaubte. Einer der Fremden rief: „Gerr Dshenfritz, eine Flasche Wein!“ Der Gerufene winkte dem Stubenmädchen, das den Wein brachte. Gleich darauf rief ein anderer: „Dshenfritz, noch eine Flasche!“ und ein dritter: „Dshenfritz, was giebt's zu frühstücken?“ und so ging es eine ganze Stunde lang fort mit „Dshen-



freig" hin und „Dahenfreig" her. Das Dienstmädchen wartete den Herren auf, der Bürgermeister blieb bei seinen Bekannten sitzen, ohne sich etwas merken zu lassen. Als die Herren endlich weiter mußten und ihre Beche bezahlt hatten, stand der Dachsenwirt auf und rückte zum Abschied höflich das Köppchen. Da konnte es der eine der Fremden, der sich ärgerte, daß die Dopperei nicht gezogen hatte, nicht über sich bringen und sagte: „Aber sagen Sie doch einmal, warum werden Sie denn von den Leuten überall der Dachsenfreig geheißen?" — „Das will ich Ihnen sagen," versetzte der Hausherr, „weil es öfters vorkommt, daß bei mir solche Dachsenköpfe einkehren, wie Sie sind, meine Herren! Glückliche Reise!"

's Poffenhosener Tisl.
Erzählt von Robert von Hagen.



Es war zu Weihnachten 1837, netto am 24. Dezember. Die Glocken der Schloßkapelle von Poffenhofen hatten eben Mittag geläutet, als ein Herr, eine hohe, echt ritterliche Gestalt, den Park verließ und elastischen Schrittes dem nahen Starnbergersee zuschritt, um an dessen herrlichen Ufern eine Promenade zu machen. Die freundlichen Züge des Spaziergängers schienen in freudiger Aufregung zu leuchten, wie die eines Menschen, dessen Herz von einer bangen Sorge unvollständig befreit wurde. Von der entgegengesetzten Seite kam ihm, leuchtend unter der Last eines großen Bündels gesammelten Reisigs, ein altes Mütterchen entgegen und bot ihm ihr „Gelobt sei Jesus Christus!" — „In Ewigkeit Amen," antwortete der so Begrüßte, „Na, wohin denn, gutes Frauchen," fragte er weiter. — „es ist wohl recht schwer, Guer Bündel?" — „Ja, ja, 's is freilich arg schwer für so a alt's Weib als wie ich; aber, du lieber Gott, 's hat halt a jeder sein Paderl zu tragen, der eine a großes, der andre a klane's. Wo i hin will? rüber nach der an-

bern Seit', — nach Mairingen, zu meiner Tochter, zu meiner Toni!"
„Nach Mairingen," sagte der Herr, „da brauchst Ihr Euch doch nur hier vom Fährmann übersetzen zu lassen!"
„D du lieb's Herrgöttl' — übersetzen lassen! das kost' ja an'n ganzen Kreuzer — das is nur was für reiche Leut'. Nein, nein, i muß schon am Ufer lang 'rumgeh'n, werd' schon noch immer zurecht kommen mit meinen großen Weihnachtspresentern, Hi, hi, hi, hi," so lachte sie recht ironisch.
„Und was sind denn das für Presenter, wenn man fragen darf?"
„Na hier das Reisig für die Wirtschaft und hier in dem Sackerl a Kugelhuß und Eier, die mir der hochwürdige Herr Pfarrer für die fünf Kinder mit'geb'n hat. 's is gar große Armut, Jammer und Not in der Hütten drüben. Der Tochtermann is kurz erst aus'm Spital g'kommen — die Toni selbst is a nit recht g'sund und die Kinder sind alle noch ganz jung. Ja, ja, gnä' Herr — bei Ihnen wird sich's Christkindel wohl ganz anders einstellen."
„Da könnt Ihr recht haben. Das Christkindel hat sich sogar schon heute in aller Fröh' bei mir persönlich eingestellt. Meine liebe Frau hat mir ein solches beschert!"
„Ah so! ich begreif' schon, is denn a Bua oder a Madel?" fragte die Alte neugierig.
„Es is a Madel!" erwiderte der Herr lachend, „und zwar a arg sauberes Madel, das Tisl!"
„Was?" rief die alte Vänerin, „das Kind hat schon sein' Namen und is noch kein' Tag alt?"
„Ja," erwiderte der glückliche Vater, „in unserer Familie is das halt schon so Mode, — wär's a Bub g'word'n" setzte er mit einem leisen Seufzer hinzu, „so hätt' er halt Maxl geheissen."
„Schau, schau, — also so is das? Na, da wünsch' ich recht viel Glück, Guer Gnaden, — und wünsch', daß wenn das Madel erst groß is, daß sie auch an recht guaten Mann triegt, der's auch ordentlich ernähren kann."
„Nun, das wollen wir hoffen," sagte der Herr lachend, — „und nun, gute Frau, nehmt Guer Bündel wieder auf; da habt Ihr einen Silbergulden und laßt Euch getrost vom Fährmann übersetzen. Und wenn Ihr im Dorf bei Guer Tochter angelangt seid, so sagt ihr, daß das Christkindel heute gar so viel zu thun und keine Zeit hat, 'nüber zu kommen über'n Starnbergersee, sie möcht' samt ihren fünf Kindern noch heute so schnell als möglich herüberkommen nach dem Schloß — und soll nach dem Christkindel, dem Tisl von Poffenhofen, fragen, da wird ihr schon Bescheid zuteil werden."
„Mein Gott — mein Gott, — a richtiger Silbergulden," rief die Alte ein über das anderemal, „ist's denn möglich! Ja, thut's Ihnen denn nit weh, so viel Geld zu verschenten . . ."
„Darüber beruhigt Euch, Frauchen, und thut so, wie ich Euch sagte . . . Grüß' Gott! Guter Weg!"
„Vergelt's Gott tausendmal," stammelte die Alte, und dem Weiterschreitenden ehrfurchtsvoll nachblickend, sagte sie bedenklich: „Ob's nit am End' dö's liebe Herrgöttl' selbst — im Civilg'wand war?"
Einige Stunden später stellte sich pünktlich die Gangelhuber-Toni im Poffenhofener Schloß ein, und in ihrer bäuerischen Einfalt fragte sie in der That direkt nach dem Christkindel, dem „Tisl von Poffenhofen". Ein reich galonierter Diener, der von der Sache unterrichtet sein mußte, führte die Frau samt den ängstlich an die Mutter sich schmiegenden Kindern nach

einem im welchem fu allerliebste die Gouber kindel heut dieses sein und ihre S Und so Mafe, so Freude un Gleichzei chen blante „Ja, di untern St danken, do lange Zeit Not erret fragte die D Tränen in „Auf i danken dü jenem, des Namen k ausgesproce derte ein junger G unbemerkt getreten w „Ja, ab erwiderte Frau, „e eigentlich „Poffenh und wer Herr, der stellt, und hier das fe gute Mägl wer sind zuädiger : „Ihr fi liebe Frau will Eure tigte Keu digen. E das „Poff das ist d Tage d Abends ge zessin G Bayern, Euchherb dem Schli glücklicher Königlich Herzog d Mädchen, Schwester ich — nu Herzog S Der 24 huber in tag, dem alle Zeit *) Be **) Ge

inem im Parterre gelegenen glänzenden Saal, in welchem sich eine Dame und ein etwa sechsjähriges allerliebste Mädchen befanden. Die Dame, anscheinend die Gouvernante desselben, sagte nun, daß das Christkindel heute noch nicht zu sprechen sei, es habe aber dieses sein Schwesterchen hier beauftragt, die Frau und ihre Kinder zu besuchen.

Und so geschah es, und zwar im ausgedehntesten Maße, so daß sich die arme Frau und die Kinder vor Freude und Staunen kaum zu fassen wußten.

Gleichzeitig wurde ihnen auch ein hübsches Sämmchen blanker bayerischer Doppelgulden eingehändigt.

„Ja, du mein Jesus, wenn dürfen wir denn auf unsern Knien dafür danken, daß wir auf lange Zeit aus arger Not errettet sind?“ fragte die Bäuerin mit Thränen in den Augen.

„Auf den Knien danken dürft Ihr nur jenem, dessen heiligen Namen Ihr soeben ausgesprochen,“ erwiderte ein stattlicher junger Herr, welcher unbemerkt in den Saal getreten war.

„Ja, aber sonst,“ erwiderte die arme Frau, „wer ist denn eigentlich das gute, liebe „Poffenhofer Lisl“, und wer ist denn der Herr, der uns herbestellt, und wer ist denn hier das schöne, engels-gute Mägdelein — und wer sind denn Sie, znädiger Herr?“

„Ihr fragt gar viel, liebe Frau, indes ich will Eure wohlberedigte Neugierde befriedigen. So hört also: das „Poffenhofer Lisl“, das ist die heute am Tage des heiligen Abends geborene Prinzessin Elisabeth von Bayern, und der, der Euch herbestellt hat nach dem Schloß, das ist ihr glücklicher Vater, Seine königliche Hoheit der Herzog Maximilian Joseph in Bayern,* hier das Mädchen, welches Euch die Geschenke reichte, ist die Schwester des Christkindleins, die Prinzessin Amalie, und ich — nun wenn Ihr's g'rad' wissen müßt, ich bin der Herzog Nuitpold von Bayern!“**

Der 24. Dezember 1837 war für die Familie Gangelhuber in Mairingen ein wahrer Glücks- und Segenstag, denn von diesem Tage an war die Armut für alle Zeit aus ihrer Hütte gewichen.

*) Verstorbem im November 1888.
**) Heute Prinzregent von Bayern.

Als das „Poffenhofer Lisl“ älter geworden, unternahmen die beiden Prinzessinnen gar oft einen kleinen Ausflug hinüber nach Mairingen und besuchten dort die Gangelhuberische Hütte. Ja sie veranlaßten sogar, daß die fünf Kinder allmählich auf den herzoglichen Gütern Anstellung und Unterkunft fanden.

Und auch noch später, als das schöne, jugendliche Haupt des „Poffenhofer Lisl“ schon längst die Krone als Kaiserin von Osterreich, und das ihrer Schwester die Krone des Königreichs beider Sicilien zierte, unterließen es die beiden Schwestern niemals, in der Gangelhuberischen Hütte zu Mairingen vorzusprechen, um ihren Gruß abzugeben und eine Erfrischung zu nehmen.

Das ist die wahre Geschichte vom Christkindel, „vom Poffenhofer Lisl“, welches heute an der Seite ihres geliebten Gatten einen der mächtigsten Throne einnimmt.

Ja, ja, das alte Mütterchen kann recht gehabt haben, „das liebe Herrgott'l geht gar oft im Civilg'wand herum!“

In der Falle.

Von Wilhelm Fischer.

Die klugen Richter sterben nicht aus, weder im Morgenlande, noch bei uns; das beweist folgende lustige Geschichte, die sich unlängst im badischen Kreise K.....e zugetragen hat.

Eines schönen Morgens im November gingen dort vier muntere Bauern in den Wald. Nicht mit Art und Säge, um Holz zu fällen, sondern mit guten Büchsen versehen, des edlen Weidwerks zu pflegen. Jagdscheine hatten sie zwar nicht, aber um so größere Lust und Liebe zur Sache; und wenn sie aus guten Gründen

auch nicht mit lauter Stimme sangen: „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen?“ so dachten sie's doch und hofften, wieder einmal, wie schon so oft, ein saftiges Wildbret zu erlegen, das besser als Kartoffeln und Hafersgrütze und sogar als harter Schinken schmeckt. Die Jagdlust steck doch in allen, und bei ihrer Befriedigung kommt für einen rechten Bauern außer der Beute noch dreierlei heraus: das süße Bewußtsein, die Zahl der umgebetenen Gäste seiner Felder zu vermindern, dem gestrengen Herrn Förster ein Schnippchen zu schlagen und den verhassten reichen Jagdpächter zu ärgern. So schritten die guten Gesellen wacker vorwärts, ließen die pfliffigen Augelein rechts



Gleichzeitig wurde ihnen auch ein hübsches Sämmchen blanker bayerischer Doppelgulden eingehändigt.

er Tochter, zu braucht Ihr n zu lassen!“ lassen! das ur was für n Wer lang cht kommen Hi, hi, hi, wenn man und hier in ir der hoch er mit'geb'n Not in der erst aus'm a nit recht jung. Ja, Christkindel iftkindel hat e persönlich solches be Qua oder a gelnd, „und d hat schon in unserer r's a Bub fzer hinzü, da wünsch' d wünsch', e auch an entlich er der Herr er Bündel und laßt Und wenn id, so sagt thun und arnberger h heute so m Schloß on Poffen- l werden.“ er Silber- tal, „ist's eh, so viel ut so, wie eg!“ die Alte, chblickend, dös liebe e Gangel- s in ihrer irect nach n“. Ein he unter- n ängst- ern nach

und links gehen und gaben auch den Ohren die Kost, und das war ihnen geraten. Denn plötzlich raschelt es hinter ihnen im dürren Laub — sie stutzen und ducken sich; auch von vorn nahen Schritte — die Bäuerlein sehen sich an und eilen so rasch wie möglich seitwärts; aber jetzt hört man die anfeuernde Stimme des Försters: „Schnell! Schnell! wir kriegen sie!“

Der Wald wird rings umher lebendig, entrinnen können sie nicht mehr; da werfen sie rasch entschlossen ihre Gewehre weg, etwa mit demselben Gefühle, mit dem ein in die Falle geratener Fuchs sich von seinem Beine trennt, verschmaufen einen Augenblick und treten dann harmlos auf den breiten Weg zurück, ihren Verfolgern gerade entgegen. „Halt!“ donnert der Herr Förster, „endlich hab' ich Euch erwischt!“ Aber so leicht fängt man die Schligsöhrligen nicht.

„Wie so?“ fragt der älteste und macht ein wahres Schafsgesicht dabei, „wie so, Herr Förster? Darf man denn nicht einmal mehr mit ein paar guten Freunden durch den Wald gehen? es ist ein so schöner Morgen.“ — „Und was ist dies?“ fährt der Egrimunte fort, „ein Vesaucheux, so wahr ich lebe! noch eins! sucht einmal! richtig, vier Stück — was sagt Ihr nun!“

„Daß der Herr Förster Glück hat, vier schöne Gewehre gefunden so früh am Tage — warum konnte das nicht „uns“ geschehen?“

„Ihr wollt noch leugnen, daß dies Eure Büchsen sind?“

„Unsere? Stuß! Was thut ein Bauer mit einem Jagdgewehr? Haben Sie uns je mit einem Gewehr gesehen, Herr Förster? Nicht einmal ein Pistölschen haben wir — auch keinen Jagdschein.“

„Nun genug!“ knirschte er und schrieb mit vor Wut zitternder Hand ihre Namen in sein Buch; „das weitere findet sich vor Gericht.“

Mit höflichem Gruße verabschiedeten sich die schlauen Bauern von ihm und seinen Gehilfen und schlenderten umfänglich den Dorf zu. War ihnen der Verlust auch empfindlich, sie verbissen den Schmerz und freuten sich, noch einmal mit einem blauen Auge davongekommen zu sein.

Vor die Strassammer mußten sie nun allerdings, aber auch hier setzten sie die unschuldigste Miene auf und handelten nach dem alten Spruche: „Si fecisti, nega! wenn du etwas Verbotenes gethan hast, so leugne!“ ohne denselben jemals gehört zu haben. Zwar lagen auf dem Richtertische als stumme und doch beredte Belastungszeugen die vier schönen Gewehre, und den Bauern blutete das Herz, daß sie dieselben verlieren sollten, aber hartnäckig bestritten sie ihr Eigentumsrecht und thaten, als hätten sie die kostbaren Büchsen nie gesehen und niemals den geringsten Wildfrevler begangen. Auf der That ertappt worden waren sie nicht, und so mußte bei ihrem beharrlichen Leugnen aus

Mangel an Beweisen endlich die Freisprechung erfolgen, obgleich das Gericht fest von ihrer Schuld überzeugt war. Der Vorsitzende kündigte ihnen diesen günstigen Ausgang unter kurzer Begründung an und schloß mit den gleichgültig gesprochenen Worten: „So, jetzt kann jeder sein Gewehr nehmen und wieder heimgehen.“

Das war zu viel für die Schligsöhrligen; flugs hatte jeder seine Flinte ergriffen und wollte damit vergnügt das Weite suchen, aber eben so schnell war der Herr Staatsanwalt bei der Hand und hatte jetzt mit seinem Strafantrag besten Erfolg.

Meck: Jagen ist schön, aber man muß das Recht dazu haben. Wollte man's freigegeben, so lebte bald kein einziges Häslein mehr. Auch heißt es:

Jagen, fischen, Vogelstellen

Verderben manchen Junggesellen,

und sogar manchen Mann, der Frau und Kinder hat. Meck ferner: Mit Speck fängt man Mäuse.

Der „Goldene Engel“.

Humoreske von Leop. Gerson.

Kam da eines Tages im wunderschönen Monat Mai ein Reisender nach A einem Städtchen im Waldeckischen, um dort für seine westfälische Beche Kohlen abzusetzen. Der Platz war ihm vollständig unbekannt. So war es natürlich, daß er nicht wußte, wo er logieren sollte. Hotelwagen waren nicht zu sehen, dafür standen einige rettende Engel in Gestalt zweier Hausknechte mit ihren Schildern an der Mütze am Ausgang des Bahnhofs.

„Welches ist der beste Gasthof in A?“ rief Herr Lancelle, so hieß der Reisende.

„Ich bin der beste Gasthof!“ schrie der eine, auf dessen Schild „Waldecker Hof“ zu lesen war. „Bei mir haben zwei Prinzen logiert.“

„Und wir haben sie gar nicht gewollt!“ raunte der andere, auf dessen Mütze die Worte „Zum goldenen Engel“ prangten, Herrn Lancelle vertraulich ins Ohr, und mit souveräner Verachtung gegen den „Waldecker Hof“ griff er, ohne den Eigentümer zu fragen, nach dem Handkoffer des Reisenden.

„Sapperment!“ dachte Herr Lancelle, der sich geduldig ins Schlepptau nehmen ließ, „ich bin doch neugierig auf diesen Gasthof, der nicht einmal zwei Prinzen aufnimmt! Muß verdammt nobel sein!“

Triumphierend langte der Hausknecht mit seinem Gefangenen — anders konnte sich Herr Lancelle nicht nennen — daheim an. Der „Goldene Engel“ war, wenn auch nicht golden, so doch ein höchst reinlicher, achtungswerter Gasthof, und achtungswert schien auch der Besitzer desselben, ein großer Mann, der dem Reisenden freundlich, jedoch mit einer gewissen gravitätischen Würde die Hand zum Willkommen bot. — Nachdem



„Halt!“ donnert der Herr Förster, „endlich hab' ich Euch erwischt!“

dieser seine kleinen Städte wieder dem Ertische die Namen, sondern war weit unbekannt, und seine Kraft sein achtjährig auf den Boden hielt den Kn er sich mit l hielt sich wa nahm mit der ein Behnps vom grüne weg. Alles d zog er mit d ten Ernst, Miene zu Unwillfür Herrn Lan Vorführung derbaren Pro eines Gasth die Geschichte beiden Ha am Bahnhof es drängte i sen, warum der „Goldne schmäh hat Feinzen auf und wer die gewesen se suchte und fo Unterhaltung nem der St und fragte Gründe des Punktes. — „Ah so!“ alte Herr „auch Sie w der Prinze von den bei taechten tra Waren's Prinzen?“ f celle. „Ge Geschichte tr als Prinz noch in A dierte.“ Nun war gespannt u Begebenheit bereitwillig Vor ein „Goldene“ — Hembär wohl an sei junge Herr Beide war derten. A waren, hte „Ich bin

dieser seine Geschäfte abgewickelt hatte, was in dem kleinen Städtchen nicht viel Zeit erforderte, wanderte er wieder dem „Goldenen Engel“ zu, wo er an einem Esstische die Stammgäste versammelt fand. — Der Besitzer des Hauses, den ich, weil er noch lebt, nicht bei Namen, sondern kurzweg den „Goldenen“ nennen will, war weit und breit als ein ungemein kräftiger Mann bekannt, und auch jetzt war er wieder dabei, den Gästen seine Kraftproben vorzuführen. So nahm er z. B. sein achtjähriges Söhnchen, welches sich langausgestreckt auf den Boden gelegt hatte, an den Füßen frei auf und hielt den Knaben so schwebend in die Luft; dann stützte er sich mit beiden Armen auf den Rand des Billards,

hielt sich wagrecht und nahm mit dem Munde ein Zehnpennigstück vom grünen Tuche weg. Alles dieses vollzog er mit dem größten Ernst, ohne eine Miene zu verziehen.

Unwillkürlich fiel Herrn Vancelle bei Vorführung dieser sonderbaren Produktionen eines Gasthofbesizers die Geschichte mit den beiden Hausknechten am Bahnhofe ein und es drängte ihn zu wissen, warum eigentlich der „Goldene“ es verschmäht hatte, die zwei Prinzen aufzunehmen, und wer diese Prinzen gewesen seien. Er suchte und fand endlich Unterhaltung mit einem der Stammgäste und fragte nach dem Grunde des beregten Punktes. —

„Ah so!“ sagte der alte Herr lächelnd, „auch Sie wurden mit der Prinzen Geschichte von den beiden Hausknechten traktiert?“

„Waren's denn echte Prinzen?“ fragte Vancelle. „Gewiß! die Geschichte trug sich zu, als Prinz Wilhelm noch in Kasel studierte.“

Nun war die Neugierde des Reisenden auf das höchste gespannt und er bat den freundlichen Herrn, ihm die Begebenheit zu erzählen, welchem Wunsche dieser auch bereitwillig entsprach.

Vor einigen Jahren um die Ferienzeit stand der „Goldene“ in weißen Beinkleidern, weißer Weste und Hemdärmeln an der Thüre seines Hotels; er mochte wohl an seine himmlischen Kollegen denken, als zwei junge Herren Arm in Arm die Straße herabkamen. Beide waren, ihrem Aussehen nach zu urteilen, Studenten. Als sie beim „Goldenen Engel“ angelangt waren, blieben sie stehen.

„Ich bin von der großen Fußtour müde, Heinrich,“

und da es schon ziemlich spät ist, denke ich, daß wir hier übernachten,“ sagte der eine der jungen Leute.

Der andere, offenbar der jüngere, nickte stumm mit dem Kopfe.

„Herr Wirt!“ wandte sich der erstere an den „Goldenen“, „können wir hier logieren?“

Der Angeredete blickte flüchtig mit geringschätziger Miene auf sie und sah dann, ohne zu antworten, ins Leere. Offenbar war er schon öfter und nicht zu seinem Vortheile von Studenten heimgesucht worden und hielt es deshalb nicht für nötig, die an ihn gerichtete Frage zu beantworten. — Die beiden sahen sich gegenseitig an und lächelten; als aber der „Goldene“ noch



„Machen Sie, daß Sie fortkommen! Scheren Sie sich, ich nehme Sie nicht auf!“

immer schwieg und beharrlich in die Luft sah, sprach der Jüngere, der von seinem Gefährten mit dem Namen Heinrich angeredet worden war: „Nun, Herr Wirt, bitte um Antwort, ob wir auf eine Nacht bei Ihnen bleiben können!“

Mit unangenehmer Geringschätzung klappte der „Goldene“ seine Augendeckel herunter und antwortete barsch: „Machen Sie, daß Sie fortkommen! Scheren Sie sich! Ich nehme Sie nicht auf!“ und flugs klappte er seine Augendeckel auf und blickte wieder ins Leere. — Die beiden jungen Leute standen über diese unhöfliche Antwort ganz verdutzt, und der Ältere wollte schon eine scharfe Erwiderung geben, als der Jüngere, ihm die Hand auf die Schulter legend, sagte: „Lass, Wilhelm, wir werden anderswo unterkommen!“ Und ohne den groben „Engel“ weiter zu beachten, schritten sie die Straße hinauf.

„Freches Pack, diese Studenten!“ knurrte der „Goldene“ ihnen

ärgerlich nach. „Fällt mir gar nicht ein, mich von diesen leichtsinnigen Menschen düpiieren zu lassen; essen gut, trinken gut, und wenn's aus Bezahlen kommt, treiben sie Mottia!“

Fast eine Viertelstunde verrann im Selbstgespräch, als ein zweispänniger eleganter Wagen die Straße herabgerollt kam und vor dem Hotel anhielt. Jetzt erst gewahrte er, daß er sich in Hemdärmeln befand, und eilig wollte er sich zurückziehen, um sich anzukleiden, — aber schon war ein Herr dem Wagen entstritten und ihm nachgeeilt.

„Sind die beiden Hoheiten bei Ihnen abgestiegen?“ rief dieser ihn an.

Original Textfolien für 1890.

„Die beiden Hoheiten?“ fragte der „Goldene“ mit den Augenbedeckeln zwinkernd, „was für Hoheiten?“
 „Nun,“ antwortete der andere ungeduldig, „Ihre königlichen Hoheiten, die Prinzen Wilhelm und Heinrich, welche vor einer halben Stunde hier angekommen sein müssen. Ich bin der Geheime Hofrat M. . . .“
 „Wa — was?“ rief der „Goldene“ wie versteinert, indem er die Hemdärmel zu verbergen trachtete, „das wären zwei Prinzen gewesen, die Studenten?“
 „Richtig! richtig! Nun, sind sie bei Ihnen abgestiegen?“ — „Heiliger Pseffernuzius! Jetzt geht mir ein Licht auf! Wilhelm und Heinrich nannten sie sich! Ja, jetzt ist's klar: zwei königliche Prinzen und ein Geheimer — und ich habe sie ihre Wege gehen heißen. O ich Regimentsochse! ich Generalstabsefel!“

„Wie!“ fragte der Geheime Hofrat scharf, „Sie haben Ihre Hoheiten nicht aufgenommen?“
 „Ich habe sie ja gar nicht erkannt!“ schrie der „Goldene“ verzweifelt. „Sie sind fort und jetzt hat sie wahrscheinlich der Waldecker Hof.“

Ohne etwas weiteres zu sagen, kehrte der Hofrat zum Wagen zurück und befahl kurz: „Zum Waldecker Hof!“ Der Wagen rollte davon und gleich darauf folgte ihm ein anderer mit einigen Dienern und einer großen dänischen Dogge.

Der „Goldene“ war der Verzweiflung nahe — er tobte und raste. Er, der große Patriot, hatte dem zukünftigen deutschen Kaiser und dessen Bruder den Eintritt in sein Haus verweigert! Das war schrecklich, das war ein Vaterlandsverrat, und wer weiß, was daraus noch alles entstehen konnte. Unter zwei Jahren Festung kam er nicht weg. — Soviel war ihm jedoch nach einiger Fassung klar, er mußte um Verzeihung bitten und die hohen Gäste womöglich noch für sein Hotel zu retten suchen! Wie toll rannte er ins Haus und rief: „Frau, meinen Frack! rasch — meine weißen Handschuhe, schnell! meinen neuen Cylinder, so flink wie möglich!“

„Aber Mann!“ rief seine dicke Ehehälfte, „du weißt doch, daß dein Frack beim Schneider ist!“
 „Auch das noch!“ ächzte er, wütend auf den Boden stampfend, „dann soll mir Friedrich den seinen leihen!“

Der Kellner Friedrich, der fast um die Hälfte kleiner war als sein langer Gebieter, wollte Einspruch erheben. — „Den Frack her!“ schrie aber der „Goldene“ wie außer sich, indem er dem Kellner den Frack herabriss. „Ob zu klein oder zu groß — egal, wenn's nur ein Frack ist! Schnell meinen Cylinder! Wo sind meine weißen Handschuhe?“

„Hier! hier!“ rief seine Frau.
 „Aber zum Henker, sie sind ja schmutzig!“
 „Ich hab' sie nicht schmutzig gemacht!“ rief sie ihm schlagfertig zu. Das war allerdings wahr, aber er wurde dadurch nur noch wütender.
 „Weib, bring mich nicht zum Wahnsinn!“ schrie er.
 „Die Kreide her! die Kreide! Ich kann doch mit diesen schmutzigen Handschuhen unmöglich zu den Prinzen gehen.“

„Wohin? zu den Prinzen?“ fragte sie erstaunt.
 „Nun ja, zu den Prinzen, denen ich Unglücksrump den Eintritt versagt habe. Heiliger Gott, ich bin ein geschlagener Mann, wenn sie mir nicht verzeihen.“
 „Aber so erzähle doch, was ist denn passiert?“
 „Ach, da ist die Kreide!“ sagte er aufatmend, indem



Der Goldene war froh, wenigstens den Hund gerettet zu haben.

er Friedrich ein Stück Kreide aus der Hand nahm und die etwas grau-gelblich schimmernden Handschuhe, die er schon vorher angezogen hatte, weiß zu färben suchte, was ihm auch teilweise gelang; dann nahm er den ihm gereichten Cylinder und wollte sich eiligst entfernen.
 „Mann,“ rief ihm seine Frau nach, „du hast ja den Frack verlehrt an.“

Und richtig! die zwei Schwalbenschwänze hingen vorn. Ärgerlich und fluchend zog er den Frack richtig an und lief wie besessen davon. Es war ungemein komisch anzusehen, und die Leute blieben ihm lachend nach, als er mit den weißen Feinleibern und dem Frack, dessen Schöße ihm kaum den Rücken bedeckten und dessen Ärmel ihm nicht über die Ellenbogen gingen, die Straße hinab dem „Waldecker Hof“ zueilte. Und auch da sollte er nicht glücklich ankommen. Um die Ecke biegend, stolperte er und fiel in die Straßennrinne; —

wie sahen da seine Hosen aus! Vor Aufregung und Wut mit den Zähnen knirschend, setzte er seinen Weg fort. — Kostete es, was es wolle, er mußte sich die Prinzen retten. Als er am „Waldecker Hof“ angelangt war, grüßte ihn der Hausknecht, der damit beschäftigt war, den Kaktien beim Abladen zu helfen, höhnisch an.

„Ach! sieh da,“ sagte er, „da kommt der „Goldene Engel“ mit dem kleinen Frack und dem Fleck auf der Hose.“ Damit vertrat er ihm den Weg. „Nichts, Herr „Goldener Engel“, Ihr möchtet wohl die Prinzen holen? Die Prinzen bleiben bei mir — verstanden? ich habe sie jetzt — verstanden?“

Nicht unsonst war der „Goldene“ als starker Mann bekannt. Mit einer leichten Handbewegung schob er den Hausknecht beiseite und ruhte nicht eher, als bis

er bei den Prinzen war's ihm nicht beiden Hoheiten Verzeihung seine Rede, „bin Patriot n soll nicht wie Se. Maj. S dem er den lächelnd betra ruhigen Sie Taufendm hielt Cure S

„Na, man wart Prinz Ganz gen währenden Studenten nach dem rick „Nun, wa Beschumm Die Prinz „Nun, bes meinte Prinz „D. Köni Worten ring gem — „Prinzen lach es stehen no königliche zur anädigst

„Danke, d wortete Prin „Ich bin den Hoheiten fast schluchze „Nun, w rief Prinz eine große d da mit und „Adieu!“ war die Au wenigstens d er mit dem seinem Haus seitdem ist, Engel“ auf seine Erähl Der verel nicht glaube am Bahnh Gasthof, u „Bei uns l vom „Gold flüstern: „A

„Appetit sten Gottes Gott dem die Nase g lust, wenn noch unluft Tische der der Armen beide sind Schlemmer

er bei den Prinzen Eingang gefunden hatte. Leicht war's ihm nicht geworden. — Nun stand er vor den beiden Hoheiten mit schlotternden Knien.

„Verzeihung, königliche Hoheiten,“ begann er stotternd seine Rede, „ich wußte nicht — konnte nicht ahnen, — bin Patriot mit Leib und Seele — keine Beleidigung, soll nicht wieder geschehen!“

Er. Königl. Hoheit Prinz Wilhelm sprach nun, nachdem er den „Goldenen“ in dessen komischem Aufzuge lächelnd betrachtet hatte, in freundlichem Tone: „Beruhigen Sie sich! Sie waren zwar ein wenig grob — Tausendmal Verzeihung,“ stöhnte der Wirt, „ich hielt Eure Hoheiten nur für Studenten und —“

„Na, man kann auch gegen Studenten höflich sein,“ warf Prinz Heinrich dazwischen.

„Ganz gewiß!“ replicierte der „Goldene“ unter fortwährenden Wüchlingen. „Ich wäre auch höflich gegen Studenten, wenn sie nicht so oft be — be —“ er suchte nach dem richtigen Ausdruck.

„Nun, was be —?“ fragte Prinz Heinrich. „Beschummelten!“ platte er heraus.

Die Prinzen brachen in ein fröhliches Gelächter aus. „Nun, beschummelt hätten wir Sie gerade nicht!“ meinte Prinz Heinrich.

„O, königliche —“ antwortete der „Goldene“ nach Worten ringend, „von einer Hoheit liebe man sich auch gern —“ er verhedderte sich immer mehr, und die Prinzen lachten immer stärker — „aber von Studenten, es stehen noch genug bei mir auf der Kreide. Jetzt, königliche Hoheiten, steht Ihnen mein ganzes Haus zur gnädigsten Verfügung.“

„Dante, danke, wir sind hier gut aufgehoben!“ antwortete Prinz Wilhelm.

„Ich bin unglücklich, untröstlich, wenn niemand von den Hoheiten mein Haus betritt!“ sagte der „Goldene“ fast schluchzend.

„Nun, wenn Sie durchaus jemand haben wollen,“ rief Prinz Heinrich lachend dazwischen, indem er auf eine große dänische Dogge zeigte, „so nehmen Sie den da mit und bedienen Sie ihn gut.“

„Adieu!“ nickte Prinz Wilhelm freundlich, und damit war die Audienz beendet. Der „Goldene“ war froh, wenigstens den Hund gerettet zu haben, und stolz trahnte er mit demselben und dem ihn begleitenden Lakaien seinem Hause zu, wo er ihn gastlich bewirtete. — Und seitdem ist, wie man in der Stadt sagt, der „Goldene Engel“ auf den Hund gekommen! schloß der alte Herr seine Erzählung. —

Der verehrte Leser, welcher diese wahrhaftige Geschichte nicht glauben sollte, reise nach K und frage am Bahnhof die beiden Hausknechte nach dem besten Gasthof, und der vom „Waldder Hof“ wird sagen: „Bei uns haben die beiden Prinzen logiert!“ und der vom „Goldenen Engel“ wird dir geheimnisvoll zuflüstern: „Und wir haben sie nicht einmal gewollt.“

Ein altes Rezept.

„Appetit“, zu deutsch „Eßlust“, ist eine der angenehmsten Gottesgaben, namentlich aber dann, wenn der liebe Gott dem Eßlustigen eine gebratene Hammelsteule vor die Nase gesetzt hat. Gar nicht lustig aber ist die Eßlust, wenn sie vor einem leeren Tische sitzt, und fast noch unlustiger geht es zu, wenn bei einem reich besetzten Tische der Appetit fehlt. Das erste ist eine Krankheit der Armen, das zweite eine Krankheit der Reichen, und beide sind deshalb neidisch aufeinander. Der reiche Schlemmer sitzt verdrossen an seiner mit Pfefferbissen

besetzten Tafel und beneidet den Bettler um seinen Hunger, und der Bettler nagt an seiner harten Brotkruste und beneidet seinen reichen Mitbürger um seine gespickte Speisekammer. „Der Hunger ist der beste Koch,“ sagt ein altes Sprichwort, aber etwas sollte dieser „beste Koch“ doch zu kochen haben. Einem armen Teufel seinen Heißhunger mit einem Kalbsbraten zu heilen, dieses Rezept ist den meisten Ärzten unbekannt, auch ist diese Arznei in keiner Apotheke zu haben; dagegen sind die Verordnungen, einem reichen Schlemmer wieder zu dem verlorenen Appetit zu verhelfen, unzählbar, und das ist für die Herren Ärzte die einträglichste Praxis.

Da hat nun der Hinkende in einer alten Klosterchronik eine Geschichte gelesen, wie ein Doktor die Appetitlosigkeit kuriert hat, — es wäre schade, wenn sie ganz vergessen würde, und könnte mancher heute noch etwas daraus lernen.

Die Geschichte ist, wie gesagt, schon ziemlich alt, denn der Doktor, der das Rezept verschrieben hat, hieß:

„Ulrich von Hutten“.

Er war nicht einmal Doktor der Medizin, sondern Doktor der „freien Kunst“ oder „Magister“, wie man damals sagte.

Er liegt schon viele Jahre, seit dem 29. August 1523, auf der Insel Ufnau im Zürichersee begraben, und war erst 36 Jahre alt, als er seine große Seele aushauchte. Wenn der Mann noch ein paar Jahrzehnte gelebt hätte! Er hat das stolze Sprüchlein: „Ich hab's gewagt!“ zu seinem Wahlpruch gemacht, und wären damals viele solcher Männer in Deutschland gewesen, die es auf seine Art „gewagt“ hätten, — wahrhaftig, Deutschland hätte schon Jahrzehnte früher gezeigt, welche gesunde Kraft in ihm liege.

Er war einer der mutigsten und genialsten Kämpfer für Erringung geistiger Freiheit zu Anfang des 16. Jahrhunderts — ein Freund und Kampfgenosse Luthers und Sickingens —, aber auch nicht abhold einem Scherze, dem in jener Zeit allerdings ein großer Spielraum eingeräumt war.

Auf seinem Stammschloß Stedelberg am Main, zwei Meilen von Fulda gelegen, stand unser Ritter am Bogenfenster des Ahnenmaales und blickte aufmerksam in die Gegend hinaus. Er hatte einen Knecht nach Fulda geschickt mit wichtigen Briefen. Thurn und Taxis waren damals noch nicht Reichspostmeister, und die Landesposten waren wenig zuverlässig. Hutten erwartete ungeduldig die Rückkehr des Boten. Im Schloßhofe hielt der Burgvogt des Ritters Pferd am Zügel. Es war gefattelt und gerüstet zum Ausritt.

„Balthasar, ist der Hans noch nicht zurück?“

„Im hintern Schloßhofe ist er soeben vom Pferde gestiegen,“ meldete der Vogt.

Fast gleichzeitig erschien der Erwartete in der Halle. „Den Brief abgeben, Hans?“

„Ja wohl, Herr Ritter, in des Bürgermeisters eigene Hand. Er läßt danken und sendet seinen Gruß.“

„Sonst nichts Neues? Ist Sickingen in Fulda? Nicht? Auch unterwegs keinen seiner Leute getroffen?“

„Nein, Herr, die Straße ist leer. Nur der Hochwürdige Herr Abt von Fulda“

„Was ist's mit dem Abt?“

„Bei meiner Heimkehr,“ berichtete der Knecht, „überholte ich die Klosterkarosse. Der Herr Abt mit zwei Mönchen zieht die Straße her, begleitet von zwei Reitern, dem Klostervogt und einem Reifigen.“

rief sie ihm
hr, aber er
!“ schrie er.
h mit diesen
en Prinzen
erstaunt.
glücksmensch
ich bin ein
zeiten.“
uert?“
uend, indem
ein Stüd
der Hand
die etwas
schimmern-
uhe, die er
angezogen
zu färben
ihm auch
ang; dann
ihm gereich-
und wollte
ntfernen.
rief ihm
nach, „du
rad verkehrt
g! die zwei
wänze hin-
egerlich und
er den Frack
und lief wie
n. Es war
misch anzu-
Leute blick-
hend nach,
den weißen
und dem
Schöße ihm
icken bedeck-
Armel ihm
ie Ellbogen
traße hinab
ler Hof“ zu-
ich da sollte
lich antom-
ie Ecke bie-
er und fiel
eirinne; —
g und Wut
beg fort. —
nzen retten.
ar, grinst
war, den
a.
„Goldene
ed auf der
„Nichts,
die Prinzen
landen? ich
rfer Mann
g schob er
r, als bis



Da lachte Hutten: „Der hochwürdige Herr ist vor-
sichtig! Hast du ihn gesprochen?“
„Er hat mich angerufen und gefragt, ob der Herr
Ritter auf Stedelberg seien.“

„Ha, ha, ha! Hat Sehnsucht nach mir! Wird mich
besuchen wollen! Da gebührt es sich, daß ich dem Hoch-
würdigen entgegenreite. Balthasar,“ rief er in den Burg-
hof hinunter, „wir bekommen liebe Gäste! Richte die
Gaststube in dem Ecturm! — Auch Kurt soll satteln.
Kurt und Hans begleiten mich!“

Mit den lieben Gästen, für welche das vergitterte
Turmzimmer bereitgehalten werden sollte, hatte es aber
eine besondere Bewandnis. Hutten war kein Freund
der Abte im allgemeinen, und von dem Abte von Fulda
insbesondere. Als Hutten elf Jahre alt war, wurde er,
auf Zureden des damaligen Abtes, für den geistlichen
Stand bestimmt und in das Kloster zu Fulda gesteckt.

Der Abt gab sich red-
lich Mühe, den Feuer-
geist des hoffnungsvollen
jungen Mannes zu zer-
knicken und aus dem
jungen Heißsporn einen
bleichen Mönch zu ma-
chen. Allein die Mönchs-
kutte konnte dem jungen
Hutten, der sich nach
Schwert und Harnisch
und nach Freiheit sehnte,
nicht behagen, und nach-
dem er fünf Jahre lang
mit Kasteien, Fasten,
Vitaneien und geisttröten-
den Übungen gepeinigt
worden, brannte er durch
und schlichete nach Er-
furt. Seitdem waren
Jahre verflossen, aber er
hatte es dem Kloster
aufs Kerbholz geschrie-
ben und gedachte es ihm
gelegentlich heimzugeben.

In damaliger Zeit
konnte man ein sehr
ehrenwerter Ritter sein
und doch das Faustrecht
für eine ganz schöne,
praktische und sogar ge-
rechte Sache ansehen;
auch gab es zu Beginn

des 16. Jahrhunderts noch keine Schwurgerichte. Hätten
auch einen schweren Stand gehabt, die Herren Ge-
schworenen! Was hat der sehr ehrenwerte Ritter
Götz von Berlichingen vor den kaiserlichen Ratsherren
von Heilbronn gesagt, als sie ihn einstecken wollten,
weil er Nürnberger Kaufleute auf der Landstraße
überfallen und ausgeplündert hatte? „Wer kein unga-
rischer Ochse ist, komme mir nicht zu nahe! Er soll von
dieser meiner rechten eisernen Hand eine solche Ohrfeige
bekommen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh
der Erden aus dem Grunde kurieren soll!“

Freilich so schlimm hatte es Hutten mit dem Fuldaer
Abte nicht vor, er wollte ihm nur einen kleinen Schaber-
nack spielen, ein lustiges, harmloses Späßlein, wie man's
damals genannt hätte. Und dem Zufall stellte er anheim,
worin das Späßlein bestehen sollte.

Nach einer Stunde, da Hutten mit seinen Knechten
seine Burg Stedelberg verlassen, bekam er bei einer



„Er hat mich angerufen und gefragt, ob der Herr Ritter auf Stedelberg seien.“

kurzen Wendung der Straße die Klosterkarosse zu Ge-
sicht. Man schien ihn von dort auch bemerkt und —
erkannt zu haben, denn der Wagen machte plötzlich Halt.
Der berittene Klostervogt sprach eifrig in den Wagen
hinein und der Abt streckte den Kopf zum Wagenfenster
heraus. Die Beobachtungen, die von der Klosterkarosse
aus gemacht wurden, schienen aber nicht nach dem Ge-
schmack der Insassen zu sein, denn der Wagen machte
plötzlich Kehrum und fuhr in scharfem Trab zurück gegen
Fulda zu. Die tapfern Begleiter und Beschützer des
geistlichen Würdenträgers jagten davon und waren bald
in dem nahen Gehölze verschwunden.

Auch Hutten gab seinem Pferde die Sporen und nach
wenigen Minuten hatte er den Wagen eingeholt.

„Halt!“ donnerte er dem Kutscher zu, der vor Schrecken
fast von dem Boche fiel. Aus dem Wagen vernahm
man einen dreifachen Angstschrei, und unter dem Fenster
erschien das feiste, vor
Angst erbleichte Gesicht
des Abtes.

Der Ritter beugte
grüßend sein behelmtes
Haupt bis auf den Sat-
telknopf: „Keine Besorg-
nis, Hochwürden. Ich
habe von Eurer Reise
und hegte die Hoffnung,
Ihr würdet Burg
Stedelberg mit einem
Besuche beehren. So
bin ich Euch entgegen-
geritten, um meinen hoch-
würdigen Gast in schul-
diger Ehrfurcht zu be-
grüßen.“

Der Abt hatte sich von
seinem ersten Schrecken
erholt, während die beiden
Mönche, seine Begleiter,
sich beim Anblick des
gefürchteten Ritters be-
kreuzten.

„Der Ritter,“ sagte
der Abt, und seine Stimme
zitterte ein wenig, „Herr
Ritter, ich danke für die
freundliche Begrüßung
und bitte, mich meine Reise
fortsetzen zu lassen.“

„Davon kann keine
Rede sein! Ist alles auf Stedelberg schon bereit, so liebe
Gäste zu empfangen. Ubrigens,“ feste der Ritter lächelnd
hinzu, „übrigens scheinen Hochwürden die Reise unter-
brechen zu wollen, da Ihr wieder auf dem Rückwege
nach Fulda begriffen seid?“

„Ja, richtig,“ stotterte der geistliche Herr in großer
Verlegenheit, „ich habe etwas sehr Wichtiges vergessen
und muß wohl selbst . . .“

„Ah, darum sind Eure reisigen Begleiter so eilig
davongeritten? Wohl, um das Vergessene zu holen?“

„Die schuftigen Halunken!“ murmelte der Abt.

„Bemüht Euch,“ tröstete der Ritter, „die vergessene
wichtige Sache wird der wackere Klostervogt schon über-
bringen. Hochwürden werden am besten thun, seine
Rückkehr in meiner Burg abzuwarten.“

„Da könnte ich lange warten,“ dachte der geängstigte
Abt, aber mit etwas gezwungenem Lächeln lehnte er
die Einkadung ab: „Besten Dank, Herr Ritter, diesmal

aber kann ich
brauch mache
Begriffe, zur
sundheit in ei
Hutten, mi
Vollmondgesti
In der Tha
leidend seid.
heimgeführt w
„Ach,“ seuf
und . . .“

„Entsetzlich
„Und,“ fuhr
schiebt mich be
„Auch bei
„Bei Tag
verdorben! I
dem gleichen
Um den W
Hochwürden,
von dem vie
und Kasteien
den nächstl
übungen!“

„Herr Ritt
die Pflichten
ligen Standes
der Abt salb
„Und was
Ärzte?“

„Ach!“
Patient, „d
Quackfalber!
zend von il
mich schon i
lung gehabt!
umsonst! Da
Erfolg, dem
haben mich
nicht misshar
„Ein Dutz
Da ist es
Wunder, da
am Leben se
„Ja, ein D
Aber ehe sie
Jenseits bef
ich alle zum
habe ich alle
eigene Faust
habe keine L
und alles i
„Ach hoch
zweifelt nich
weiß ich leid
Babesur wi
Euren Leide
Muhme ein
es erproben
meiner Auf
Ritterehre
freundlich se
die Kur beg
Das woll
leuchten. I
führt, auf de
Burg einzul
Sache, befo

karoffe zu Gemerkt und plötzlich Halt, in den Wagen Wagenfenster Klosterkaroffe nach dem GeWagen machte ich zurück gegen Beschützer des und waren bald

oren und nach geholt. vor Schrecken agen vernahm r dem Fenster es feiste, vor leichte Gesicht

Ritter beugte ein behelmtes auf den Sat-Keine Besorg-würden. Ich Eure Reise die Hoffnung, rdet Burg mit einem eehren. So ich entgegen-meinen hoch-bast in schul-urcht zu be-

hatte sich von en Schrecken end die beiden ine Begleiter, Unblick des Ritters be-

itter," sagte seine Stimme wenig, "Herr danke für die Begrüßung ch meine Reise lassen."

kann keine ereit, so liebe itter lächelnd Reise unter-m Rückwege

r in großer es vergessen

ter so eilig zu holen?" er Abt.

ie vergessene schon über-thun, seine

: geängstigte n lebnte er ter, diesmal

aber kann ich von Eurer Gastfreundschaft keinen Gebrauch machen, ich bin ein kranker Mann und im Begriffe, zur Wiederherstellung meiner zerrütteten Gesundheit in ein Bad zu reisen."

Gutten, mit einem etwas erstaunten Blick auf das Vollmondgesicht des Patienten, äußerte sein Bedauern: "In der That, man sieht es Hochwürden an, daß Ihr leidend seid. Und wie heißt das Uebel, von dem Ihr heimgefußt worden?"

"Ach," seufzte der Abt, "mir fehlt gänzlich der Appetit und . . ."

"Entsetzlich! Ein Abt ohne Appetit!"

"Und," fuhr der geistliche Herr fort, "und der Schlaf fliecht mich beinahe gänzlich!"

"Auch bei Nacht?"

"Bei Tag und bei Nacht! Mir ist jede Lebensfreude verdorben! Mir und meinen zwei Begleitern, die an dem gleichen Uebel leiden."

Um den Mund des Ritters suchte ein leises Lächeln:

"Hochwürden, das kommt von dem vielen Fasten und Kasteien und von den nächtlichen Vusübungen!"

"Herr Ritter, das sind die Pflichten unseres heiligen Standes," erwiderte der Abt salbungsvoll.

"Und was sagen die Ärzte?"

"Ach!" seufzte der Patient, "die elenden Quacksalber! Ein Dutzend von ihnen haben mich schon in Behandlung gehabt! Aber alles umsonst! Das heißt ohne Erfolg, denn um so nützlich haben mich die Schufte nicht mißhandelt!"

"Ein Dutzend Ärzte? Da ist es freilich ein Wunder, daß Ihr noch am Leben seid!"

"Ja, ein Wunder ist's. Aber ehe sie mich in das Jenseits befördert, habe ich alle zum Teufel . . ."

habe ich allen den Kaufpaß gegeben. Jetzt will ich's auf eigene Faust mit einer Badekur versuchen. Aber ich habe keine Hoffnung mehr, für mich giebt's kein Mittel und alles ist vorbei!"

"Ach hochwürdiger Herr!" tröstete der Ritter, "verzeiwelt nicht! Die Ärzte sind kostbare Pfüfcher, das weiß ich leider aus eigener Erfahrung, und eine teure Badekur wird auch nicht helfen. Ich aber kann Euch von Euren Leiden befreien. Ich habe von meiner seligen Muhme ein Mittel geerbt, das ist unfehlbar. Ihr sollt es erproben, nur muß es auf meiner Burg und unter meiner Aufsicht geschehen, und ich stehe mit meiner Ritterschule für seine gute Wirkung. Wollet daher so freundlich sein, mich zu begleiten. In kurzer Zeit kann die Kur beginnen!"

Das wollte aber dem geistlichen Herrn gar nicht einleuchten. Von einem Ritter, der zwei Reissige mit sich führt, auf der Landstraße eingeladen zu werden, auf seiner Burg einzufahren, war in damaliger Zeit eine bedenkliche Sache, besonders bedenklich aber, wenn der Eingeladene,

wie der Herr Abt von Fulda, eine so reich gespickte Handtasche bei sich führte. Und zudem war Ritter Gutten nicht dafür bekannt, ein Freund des Fuldaer Klosters zu sein. Dem geängstigten Abte fielen verschiedene Landsträßengeschichten ein, die man sich von den Freunden Gutten's, den ehrenfesten Rittern Franz von Sidingen und Götz von Verlichingen, erzählt, und die Einladung der "lieben Gäste" kam ihm sehr bedenklich vor. In der Angst seines Herzens suchte er von dem gastfreundlichen Ritter mit guter Manier loszutommen: "Herr Ritter, ich kann Eure Güte nicht annehmen, ich fürchte, Euch mit meinen beiden Begleitern zu belästigen, und zudem habe ich doch einiges Zutrauen zu dem Bade. Sollte es nicht helfen, so werden wir nicht ermangeln, bei der Rückreise auf der gastfreundlichen Burg Stedelberg vorzusprechen und . . ."

Der Herr Abt konnte seine Angstrede nicht vollenden. Unser Ritter fuhr zornig auf: "Hochwürden, das duldet meine Ritterschule nicht. Mein Mittel ist unfehlbar, und ich betrachte es als eine Beleidigung, wenn Ihr daran zweifelt. Das lasse ich meiner seligen Muhme im Grabe nicht nachsagen. Kurt und Hans, steigt ab und wendet den Wagen, der Herr Abt begleitet mich auf Stedelberg."

Der geistliche Herr sah keinen Ausweg mehr, er mußte sich fügen. Doch machte er noch einen Versuch zugunsten der Goldgulden in seiner Handtasche: "So sei es denn! Ich nehme Eure freundliche Einladung an, Herr Ritter. Oh, ich zweifle ja nicht an dem Mittel Eurer seligen Muhme und muß in der That recht dankbar sein, daß Ihr mir das teure Bad erspart. Mein Kloster ist arm, wie Ihr wisst, und ich habe das Geld für die Badekosten bis

jetzt nicht erschwingen können. Es wird mir hoffentlich nachgesendet werden. Bei mir habe ich gar nichts. Ha, ha, ha! ich bin so arm wie eine Kirchenmaus."

Gutten lachte: "Für die Beche laffet mich sorgen, Herr Abt, Ihr werdet zufrieden sein."

Auf dem Stedelberg angekommen, führte der Ritter seinen Gast in ein hübsch eingerichtetes Turnzimmer: "Nehmet fürlieb, hochwürdiger Herr! Ich wage es nicht, Euch bei Eurem krankem Magen eine Erfrischung anzubieten; zudem ist heute Freitag, ein gebotener Fasttag. Doch wie ich sehe, schleppet Ihr Euch noch immer mit Eurer schweren Handtasche; erlaubet, daß ich . . ."

"Schwere Handtasche?" erwiderte der Abt und versuchte zu lächeln; "sie ist gar nicht schwer: mein Brevier und einige geistliche Erbauungsbücher, meine steten Begleiter!"

"Natürlich, ein so frommer Herr," erwiderte Gutten und warf einen scharfen Blick nach der Tasche. "Nun, so lasse ich Euch denn jetzt mit Euern Erbauungsbüchern



„Nehmet fürlieb, hochwürdiger Herr!“

allein! Macht es Euch bequem, hochwürdiger Herr! Mich rufen Geschäfte."

Nachdem der Ritter sich entfernt hatte, ließ der Abt seine Tasche auf den Boden fallen. Sie mußte gewichtige Bücher enthalten, denn es gab einen tüchtigen Plumpser und einen sonderbaren Klang, der sonst geistlichen Büchern nicht eigen zu sein pflegt. Und nun sah sich der geistliche Herr in seinem Gastzimmer etwas näher um. Ein wohlvergittertes Fenster gab ihm die beruhigende Überzeugung, daß kein Störenfried von außen seine Andacht stören werde, und so besorgt war Hutten um die Ruhe und Sicherheit seines Gastes, daß er auch die Thüre des Zimmers von außen abschloß und verriegelte. Der Herr Abt schien sich aber über diese umfassenden Sicherheitsmaßregeln nicht recht erfreuen zu können und er konnte sich's nicht verhehlen, er befand sich in der gleichen Lage wie eine Maus in der Falle.

Ein Klagegeheul weckte ihn aus seinen nichts weniger als angenehmen Betrachtungen. Durch das Gitter seines Fensters sah er, wie in einem gegenüberliegenden Schuppen seine beiden Begleiter etwas unsanft in ein Kämmerlein zu ebener Erde befördert wurden. Es schien so eine Art Hühnerstall zu sein, denn der geöffneten Thüre entfloß eine Schar Hühner mit großen Geschrei. Der Stall war ebenfalls vergittert. Der Herr Abt mußte unwillkürlich lächeln, als er sah, wie seine Konfratres Bocksprünge machten, um sich den Fäusten ihrer Gastfreunde zu entziehen.

Ein anderer Anblick stimmte ihn jedoch wieder ernst: Hutten war eben zu Pferde gestiegen und grüßte, freundlich mit der Hand winkend, zum Fenster hinaus, dann verließ er mit seinen beiden Knechten den Burghof.

"Der Halunke lacht und ich sitze in der Falle," murmelte der Abt. "Hol' ihn der . . ."

Der Gefangene — denn daß er dieses war, konnte er sich nicht mehr verhehlen — that das Geheiligste, was er in solcher Lage thun konnte: als frommer Mann betrachtete er es als eine Schickung des Himmels, wofür er einst jenseits belohnt zu werden hoffte, und beschloß, das Kommende in Geduld abzuwarten. Daß die Zeit des Mittagessens vorüberging, ohne daß er zur Tafel eingeladen wurde, regte ihn nicht besonders auf, das war ja sein Leiden, Mangel an Appetit, und er hätte doch nichts genießen können. Als aber auch der Abend vorüberging, ohne daß Hutten zurückkehrte, da wurde es ihm doch unheimlich, und erschöpft durch die Aufregungen des Tages warf er sich auf das Bett und schloß die Augen. Als er morgens erwachte, schien bereits die Sonne in sein Gemach und zeichnete den Schatten seines Fenstergitters auf dem Fußboden ab. Der Abt rieb sich die Augen und blickte erstaunt um sich, und es dauerte eine Zeitlang, bis er über seine Lage klar war. Diese Klarheit wirkte aber so betäubend, daß er sogar das vorgeschriebene Morgenbeten vergaß. Das aber mußte er sich zu seinem Erstaunen gestehen, daß er seit lange nicht so gut geschlafen habe, und selbst eine schwache Regung von Appetit glaubte er zu verspüren, und der Gedanke an ein Frühstück tauchte bei ihm auf, ohne daß sein kranker Magen sich darob entsetzt hätte. Da er auf Steckelberg keine Messe zu lesen hatte, was bekanntlich nüchtern geschehen muß, so hätte er sich mit dem Anblick eines reichlichen Frühstücks sogar befreunden können. Doch diese Versuchung sollte ihm erspart werden, denn von einem Frühstück zeigte sich keine Spur, dagegen drang aus dem Hofe ein eigenenthümliches Geheul an sein Ohr. Die beiden Mönche

im Hühnerstalle, deren Mägen nur aus gebührender Rücksicht auf ihren kranken Vorgesetzten auch etwas krank waren, stimmten, um das vergessene Frühstück zu vergessen, einen erbärmlichen Klagegesang an, welchem ein halbes Dutzend Hoshunde mit lautem Geheul sekundirte, ein „Hoffkonzert“, daß der Abt, der doch durch den Chorgefang in seinem Kloster nicht sehr verwöhnt war, sich die Ohren zuhalten mußte. Aber auch diese musikalische Aufführung nahm ein Ende. Die Hunde schwiegen zuerst und stürzten sich auf das Fressen, das ein Knecht ihnen zum Frühstück vorwarf, und die Mönche schwiegen schließlich aus Erschöpfung und betrachteten mit neidischen Blicken die Bissen, um welche die Hunde sich balgten. Und die Zeit verging. Die Burg schien wie ausgestorben, alles still, kein Schritt ließ sich hören, kein Rauch ließ sich sehen. Die Hunde lagen faul in der Sonne und besorgten das Geschäft der Verdauung; die Mönche, die nichts zu verdauen hatten, griffen in ihrer Verzweiflung zu ihren Brevieren. Jeder hatte zwar außer dem Brevier einen Pfröpfenzieher in der Tasche, aber ach, dieses nützliche Instrument hatte gegenwärtig keinen Zweck. Der Mittag kam und ging vorüber, und der Abt verspürte zum erstenmal wieder seit langer Zeit Hunger, einen wirklichen Hunger. Wie glücklich wäre er gewesen, wenn dieses angenehme Gefühl in seinem Kloster über ihn gekommen wäre. Es gehörte für den würdigen Herrn kein großer Scharfblick dazu, um die unangenehme Überzeugung zu gewinnen, daß der rucklose Hutten beabsichtige, ihn tüchtig fasten zu lassen. Das geheimnisvolle Mittel der seligen Mühme schien ihm lediglich in einer Hungerkur zu bestehen. „Das hätte ich dabei bequemer und — wohlfeiler haben können," murmelte der Abt. „Der Halunke wird mir eine schöne Beche machen. Oder sollte der Schuft mich gar verhungern lassen wollen?" Ähnliche Befürchtungen schienen seine Leidensgefährten zu hegen, denn aus dem Hühnerstall erschallte wieder ein gräßliches Jammergeheul, in das auch die Hunde wieder pflichtgemäß einstimmten. — War das nicht Hufschlag, der zwischen hinein das Ohr des Abtes erreichte? Er stürzte ans Fenster. Nichtig, der Ritter mit seinen Knechten ritt soeben in den Schloßhof. „Ruhig, ihr Rader!" donnerte dieser in den Lärm. Man konnte im Zweifel sein, ob er mit seinem Gruß die Hunde oder die heulenden Mönche meinte. Den Abt oben an seinem Fenster erblickend, grüßte er nun wieder freundlich. Und jetzt! „Wahrhaftig, ich rieche etwas!" murmelte der Abt. „Hier in der Nähe wird etwas gekocht! Nichtig, meine beiden Patres hören auf zu heulen! Das riecht nach einem Braten! Ah!" Mit unendlichem Behagen sog seine Nase den würzigen Duft ein. „Es ist eine Hirschkeule!" Unten am Gitter des Hühnerstalles erblickte er auch zwei Mönchsnasen, die sich ebenfalls der gleichen angenehmen Beschäftigung hingaben, den Braten zu riechen. Aber wenn die drei Leidensgefährten auch so viel erschnüffelten, als möglich war, nachhaft war es doch nicht. Ein Bratenduft ohne Braten ist wie ein Goldklang ohne Gold — das erste macht nicht satt und das andere macht nicht reich. Mit dem Bewußtsein dieser unwiderlegharen Thatsache warf sich der arme Abt, den Braten in der Nase und in Begleitung eines riesigen Hungers wieder auf sein Bett, um in Schläfe Vergessenheit zu suchen. Doch den Hirschbraten konnte er selbst im Schläfe nicht vergessen. Dieser hatte sich mit einer riesigen, blauabgefotenen Forelle verschworen, den hungernden Schläfer in Verzweiflung zu bringen. Sie tanzten vor seiner Nase

herum und
Im Traum
als das Gr
Er mußte
weil ihm der
konnte er
war er im
stürzen, da
stoben in
überflutete,
gewaltigen
Untrüglich
selbst aus
nehmen.

„Sollten
dachte er u
lebt Ihr no
der beiden
Abt traute
sich's schme

Der
Frühstück,

„Nein,
ich glaub
uns verhu
haben in de
Hühnerneß
zwanzig G
der Himm
gebenedeite
sant!" U
stätigung
deckung flo
voll Gier!
das Fenste
Hof.

Der
einem Sen
Armessel.
Glücklicher
ich jetzt f
Gier! Fre
sener mi

Doch
geistlichen
wollen.
Hinbrüten
geweckt u
das Gem
einen Po
„Verzeihe
heimliche
Mühme
einer flei
Betrachtu
Eurer M

„Herr
gestört u
eine Ma
scheinlich
genug sei
ich nicht
hat mich
Gegenteil
Murmeln
„Bra
wären es
fall zu

gebührender auch etwas eine Frühstück egefang an, lautem Ge der Abt, der Kloster nicht alten mußte. g nahm ein stürzten sich am Frühstück zlich aus Er n. Und die storbem, alles uch ließ sich omne und be die Mönche, i ihrer Ber te zwar außer Tische, aber gegewärtig ung vorüber, er seit langer Wie glücklich e Gefühl in Es gehörte rspflicht dazu, wimmen, daß ig fasten zu gen Ruhme zu bestehen. steifer haben wird mir eine mich gar ver ungen schienen dem Hühner ergebend, in stimmten. — in das Ohr er. Nichtig, ben in den te dieser in ob er mit den Mönche r erblickend, st! „Wahr- t. „Hier in meine beiden nach einem g seine Nase Hirschsteule!“ te er auch gleichen an- Braten zu rten auch so hast war es ist wie ein t nicht satt m Bewußt- arf sich der nd in Be- f sein Bett, Doch den ht vergesse- abgebotenen fer in Ver- seiner Nase

berum und der Herr Abt schnarchte die Musik dazu. Im Traume aber erschien ihm sein eigenes Schnarchen als das Gringen eines gebratenen Wildschweinkopfes. Er mußte sich jeden Augenblick den Mund wischen, weil ihm der geträumte Braten saft überströmte. Endlich konnte er es nicht mehr länger aushalten, und eben war er im Begriffe, sich auf die tanzende Forelle zu stürzen, da erwachte er, und seine Traumbilder zerstoßen in dem Glanz der Sonne, der sein Gemach überflutete, und ließen ihm nichts zurück als einen gewaltigen Hunger, der sich im Laufe der Nacht bis ins Unerträgliche gesteigert hatte. Alles mäusehenstill; selbst aus dem Hühnerstall ließ sich kein Laut vernehmen.

„Sollten die armen Kerls bereits verhungert sein?“ dachte er und trat ans Fenster: „Se, Vater Benedikt, lebt Ihr noch?“ Hinter dem Gitter erschienen die Köpfe der beiden Mönche: „Ja wohl, Hochwürden!“ Der Abt traute seinen Augen kaum, denn die Kerls ließen sich's schmecken.

„Der Ritter ist wieder zurück? Ihr habt ja Euer Frühstück, wie es scheint?“

„Nein, Hochwürden,“ sagte der Vater Ambrosius, „ich glaube, der liebe uns verhungern. Wir haben in dem Stall ein Hühnerstall entdeckt mit zwanzig Eiern, die uns der Himmel durch eine gebenedeite Henne gesandt!“ Und zur Bestätigung dieser Entdeckung flog eine Handvoll Eierschalen durch das Fenstergitter in den Hof.

Der Abt sank mit einem Seufzer in seinen Armstessel zurück: „Die Glücklichen! Was gäbe ich jetzt für ein paar Eier! Freilich, Straußeneier müßten es sein.“

Doch die Not des geistlichen Herrn schien sich ihrem Ende nahen zu wollen. Zwei Stunden später wurde er aus seinem Hinbrüten durch das Rasseln der Schloßer und Riegel geweckt und Hutten trat mit freundlichem Gruße in das Gemach, gefolgt von seinem Knechte Kurt, der einen Pokal mit einer dampfenden Flüssigkeit trug. „Verzeiht, hochwürdiger Herr, daß ich Euch jetzt erst heimsuche; allein, wenn der Gewürztrank meiner seligen Ruhme recht wirken soll, so muß der Patient sich einer kleinen Vorkur unterziehen, mit Fasten und stiller Betrachtung. Ihr seid doch nicht gestört worden in Eurer Ruhe?“

„Der Ritter,“ erwiderte der Abt, „daß ich nicht gestört wurde, dafür habt Ihr redlich gesorgt. Nicht eine Maus hat sich gerührt, sie wäre auch wahrscheinlich verhungert. Jetzt aber laßt des Scherzes genug sein. Den Trank Eurer seligen Ruhme bedarf ich nicht mehr. Die kräftige Luft auf Eurer Burg hat mich so sehr gestärkt, daß meine Leiden in das Gegenteil umgeschlagen sind. Ich schlafe wie ein Murmeltier und habe einen Bärenhunger!“

„Bravo!“ sagte der Ritter, „die Vorbedingungen wären erfüllt, jetzt noch den Trank, damit kein Rückfall zu befürchten ist. Er besteht aus den feinsten

Gewürzen, die ich mit manchem Goldgulden bezahlen mußte. Er wird Euch angenehm erwärmen und in ein kleines Schläfchen einlullen, nach welchem ich Euch zum Mittagmahl abholen werde. Die beiden würdigen Fratres da unten haben bereits jeder einen Becher geleert. Man kann sie bereits schnarchen hören!“

Der Abt warf einen bedenklichen Blick nach dem Pokale; er hatte eine nicht nur für Weibrauch, sondern auch für irdische Wohlgerüche eingübte Nase, und der Duft, der dem Pokale entstieg, schien ihm angenehme Erinnerungen zu erwecken. Doch, wenn ihn auch noch Zweifel beschlichen hätten, die Aussicht auf die versprochene Mahlzeit gab den Ausschlag, mit kühnem Entschluß setzte er den Becher an den Mund und trank ihn leer. Mit einem Seufzer des Behagens sank er in seinen Armstessel zurück.

Eine Stunde später saß Hutten mit seinen Gästen an der festlich geschmückten Tafel. Die beiden Mönche mit noch gelben Lippen, von ihrem Eierfrühstück her, der Abt mit strahlenden Augen, denn die lustigen Gestalten seines Traumes, sie lagen vor ihm in genieß- und eßbarer Wirklichkeit, der Hirschbraten, die Kiefernforelle und der wilde Schweinskopf. Beim Anblick dieser Herrlichkeiten hatte der Abt aus seinem großen Borrat von Tischgebeten das kürzeste ausgewählt. Bei Tisch wurde wenig gesprochen und das Wenige wurde übertäubt von den klappernden Messern und Gabeln, mit denen die Mönche wütende Angriffe auf die duftenden Braten machten, und die Angriffe wurden nur unterbrochen, um die Becher zu leeren, die von dem dienstbereiten Hans stets wieder gefüllt wurden.



„Ja, ja, ich sehe, die Kur meiner seligen Ruhme hat herrlich angeschlagen.“

Endlich ließ der Herr Abt erschöpft die Gabel sinken und seufzte: „Ich kann nicht mehr.“

Der Ritter lächelte: „Ja, ja, ich sehe, die Kur meiner seligen Ruhme hat herrlich angeschlagen. Was ich versprochen, habe ich gehalten, und die Kosten für das Bad habt Ihr gelpart.“

Bei der Erwähnung der „Kosten“ beschlich den Abt das unangenehme Gefühl, als sei sein Abenteuer noch nicht ganz beendet, und er wünschte sich sobald wie möglich der Gewalt seines gefährlichen Gastfreundes zu entziehen. Er erhob sich etwas schwerfällig und stammelte seinen Dank, mit der Bitte, seinen Wagen zur Heimfahrt bereithalten zu lassen. „Für Eure Mu — ruhme, Herr Ritter, sollte ihre Seele noch im Begfeuer schma — schmachten, werde ich aus Dankbarkeit eine Me — messe lesen.“

„Unnötige Mühe, Herr Abt,“ erwiderte Hutten, „das Verdienst, einem so würdigen Herrn wieder zu dem verlorenen Appetit verholfen zu haben, wird ihr so hoch angerechnet werden, daß sie ohne Zweifel jetzt schon im Paradiese weilt, wo Ihr hoffentlich noch lange nicht ihre persönliche Bekanntschaft machen werdet. Doch ehe Ihr mich verlaßt, hätte ich noch eine Kleinigkeit —“

„Aha, jetzt kommt's,“ dachte der Abt. Er war auf einmal wieder nüchtern geworden und ahnte, daß er nicht ungerupft durchkommen werde. Er zwang sich zu einem unbefangenen Lächeln: „Eine Bitte, Herr Ritter! Ich verstehe. Natürlich! Um, hm! Die Kosten für Cure Auslagen und Bemühung! Bin gerne bereit, soweit meine geringen Mittel —! Hm!“

„Wo denket Ihr hin?“ rief Hutten entrüstet, „für meine Gastfreundschaft wollet Ihr mich bezahlen? Nicht einen Heller! Eine solche Beleidigung!“

Der geängstigte Herr atmete wieder auf und versicherte den Ritter, daß ihm nichts ferner liege, als ihn beleidigen zu wollen. „So nehmet denn nochmals meinen Dank und laffet mich in Frieden ziehen!“

„Hochwürden, Eure Karosse steht bereit! Und so gebabt Euch wohl! Doch noch einen Augenblick! Euch ist bekannt, daß eine Anzahl waderer Männer, Dr. Martini Luther, Franz von Sickingen und andere“ — der Abt sank in seinen Sessel zurück — „und andere, ich zähle mich auch dazu, die Herkulesarbeit unternommen haben, einen Augiasstall zu misten. Ich will Euren wohlgepflegten Händen nicht zumuten, sich an dieser etwas unreinlichen Arbeit thatsächlich zu beteiligen“ — der entsetzte Abt bekreuzte sich — „aber, Hochwürden, eine freiwillige Beisteuer aus Eurer mit Erbauungsbüchern gefüllten Handtasche würde Euch bei Mit- und Nachwelt zu hohem Ruhme gereichen.“ Der Abt fuhr entsetzt wieder von seinem Stuhle auf und die beiden Mönche verschwanden unter dem Tische, ihren Vorgesetzten im Zweifel lassend, ob der Schreck vor Luther und Sickingen, oder ob der Wein sie hinuntergeworfen. Als der geistliche Herr sich von seinem Schrecken etwas erholt hatte, erhob er wie beschwörend die Hände und versicherte auf das feierlichste, er sei durchaus nicht ruhmstüchtig, glaube aber die Gelegenheit benutzen zu sollen zu einer eindringlichen Mahnung, den Weg zu verlassen, der unfehlbar zur Hölle führen müsse.

Allein Hutten war ein hartgejottener Sünder: Bemühet Euch nicht, Hochwürden. Wenn es eine Sünde ist, was ich unternehme, so wird mich ein Ablasszettel Eures Amtsbruders Tezel von allen Sünden reinigen. Ein freiwilliger Beitrag von 200 Goldgulden für eine gute Sache wird zwar Euer Handtasche etwas erleichtern, dagegen aber Euer Gewissen nicht allzusehr beschweren. Ubrigens kann Freund Tezel mit einem kleinen Ablasszettel auch Euer Gewissen von dieser Last befreien.“

Herr Hutten hatte das Wort „freiwillig“, mit einem Blick auf die Handtasche, so stark betont, daß der Abt einsah, um den Rest seiner „Erbauungsbücher“ zu retten, müsse er das Opfer bringen, und mit einem Seufzer zählte der Abt von Fulda 200 Goldgulden für die „gute Sache“ auf den Tisch.

Hutten dankte herzlich für den freiwilligen Beitrag und verabschiedete sich von seinen Gästen mit dem Wunsche, daß die Kur seiner seligen Ruhme bei Sr. Hochwürden nachhaltig wirken möge.

Und die Kur hat in der That nachhaltig gewirkt, wie in der Chronik des Klosters Fulda zu lesen, und nicht einmal der Gedanke an seinen freiwilligen Beitrag für eine gute Sache war instande, dem Herrn Abte seinen wiedergewonnenen Appetit zu verderben.

Kätsfel.

Es ist ein gewaltig Werkzeug in mächtiger hoher Hand; Wende ein e in r und es wird ein Gebieter erkannt.

WWS — WWS

Das Schneemannbl.
Erzählung von Alois Weis.

Erstes Kapitel.



in Winter im tiefen Alpengebiet ist so wundervoll schön, daß Journale und Zeitschriften schon vieles darüber berichteten. Auch die meisterhaften Pinsel vieler Maler haben es versucht, dessen Herrlichkeiten dem kunstsinigen Publikum vor Augen zu führen. Was ist aber dies alles gegen die Wirklichkeit! — Ein schwaches Konterfei, welches Geist oder geübte

Künstlerhand schuf — weiter nichts, gegen den Anblick der riesigen Bergwelt in blendendem Schneefeld und brillantem Eisschmud.

Es ist ein stiller Winkel, so recht tief drinnen in den Bergen und tüchtig verschneit, zu welchem uns nun der Leser folgen möge, — im herrlichen Kärnthnerland. — Treten wir in die Wirtsstube der kleinen Dorfschenke ein. Willkommen, anheimelnde Wärme strömt uns entgegen und freundliche Gesichter von alt und jung grüßen uns und ziehen uns an. Alles ist heiterer Stimmung da hinten in der traulichen Ecke am großen Ofentisch. Nur die Kellnerin ist es nicht, aber tiefseffelt uns durch ihre Schönheit und Gestalt. Ein wehmütiger Hauch liegt auf dem zarten Antlit; lange schwarze Wimpern beschatten ein seelenvolles dunkelblaues Auge und heben nicht wenig den Reiz und die Anmut der ganzen Erscheinung.

Am Ofentisch ging's munter her. Um einen alten Förster, dessen Gesicht uns jenes gesunde Rot zeigt, das wir bei alten Leuten so gerne wahrnehmen, war die halbe, männliche Dorfbewohnerschaft beisammen und hörte zu und lachte über die Stüdelein, die der alte Graubart zu erzählen wußte. Der alte Jäger war gerne gesehen in der Schenke. Er war noch rüstig und wohltauf. Das Silberhaar ließ zwar auf hohes Alter schließen, doch sein Geist ist noch frisch und rege und ihm weder die Kamme roten Weines zu mächtig, noch der Tabak im kurzen Holzpfleischen zu stark. Er qualmte mit den übrigen Gästen um die Wette und trank manchen Burschen zu schanden. Es war gegen Abend. Die Wanduhr, in die rauchige Wand eingelassen, schlug eben 4 Uhr und drüben am Kirchturm wiederholten sich die vier Schläge, worauf eines Glöckleins helle Laute durchs Thal weiter drangen.

„Jetzt wird zum Rosenkranz gläutet.“ sprach gleichgültig einer der Gäste, ohne Lust zu zeigen, demselben anzuhören. Des Jägers Erzählungen und Schnurren waren ihm, schien es, interessanter.

„Der Pfleger kommt heut!“ meint jetzt der Wirt mit wichtiger Miene. „Der Pfleger schenkt mir heute die Ehr!“

„Was, der Pfleger kam?“ riefen alle erstaunt. „Nit

möglich! Da der Förster ein junger B los heut? Ich nimmer ins verbert, den t „Verbert! seiner Dastf Kellnerin den schien er das heute der Pf stimmten ihm Nur die Kell um einen Gre des Pflegers daß ein paar fernem, der zu holen.

Kaum fiel hafter am D fragte: „Wir Lisi, deine Na Respekt für sie so wenig, bruder!“

„Das ist auch jetzt all den Gästen l „Aushilfe

heut! — D wegen einer hat ihr an al radl vermad lustige Her! jeden Fragen

„Das ist wie gesagt, f und schön w

„Das ist Pent und a aber seltsam morgen jahr bergerleiten den Kopf b sie gesagt, u

„Sie hab Flori und d Förster, „al umeinander ärmer werde doch auch e ihr schon f Der Postha Rosi“ zusam ist er hergef Der Förster und hat sich sie ihn abg der Rauben hat keine ru

Wittib ist n Pflegerin se trübhelige L

„Ja, eige der Förster der Rauben gleich tra ihrem frühy

möglich! Das wär' ja wunderlicher noch, als wenn der Förster a mal in die Kirchen thät' gehen!" fuhr ein junger Burische weiter. "Was ist denn da Besonders los heut? Ist sein Tag? Wie viele Jahrl'n ist er wohl nimmer ins Wirtshaus 'kommen! Oder hat ihn wer verberht, den traurigen Menschen?"

"Berbert! Ja, das wird's wohl sein!" fiel jetzt mit seiner Bassstimme der Förster darein, und auf die Kellnerin deutend und dabei mit den Augen zwinkernd, schien er das große Rätsel gelöst zu haben, weshalb heute der Pfleger käme, denn alle nickten stumm oder stimmten ihm halb laut bei. Sie hatten ihn alle verstanden. Nur die Kellnerin mußte es nicht bemerkt haben, aber um einen Grad noch bleicher wurde sie, als vom Kommen des Pflegers gesprochen wurde. Es kam ihr gelegen, daß ein paar Burische eintraten; sie konnte sich entfernen, den Wein für die neuen Gäste aus dem Keller zu holen.

Kaum fiel die Thüre hinter ihr zu, so wurde es lebhafter am Ofentisch und der Förster war's, der den Wirt fragte: "Wirt! wie kommst denn dazu, die Bergmanns' Lisi, deine Nachbarin, als Kellnerin zu nehmen? — Allen Respekt für das Leut' sonst, aber als Kellnerin paßt sie so wenig, die junge Witib, als ich zu einem Klosterbruder!"

"Das ist wahr! Der Förster hat recht!" stimmte ihm auch jetzt alles bei, während der Wirt etwas näher zu den Gästen herankam.

"Aushelfen, Förster! Aushelfen thut sie nur für heut! — Die Zenzl hat aus's Gericht hinaus müssen wegen einer Verlassenschaftsgeschicht'. Ein altes Basel hat ihr an alten Kumpelkisten und a z'brochenes Spinnradl vermach't. Morgen kommt sie schon wieder, die lustige Her!" erklärte der Wirt und befriedigte somit jeden Fragenden.

"Das ist was' andres!" meinte der Förster. "Aber wie gesagt, sie ist sonst eine ordentliche Person, die Lisi, und schön wie a Bildl!"

"Das ist sie!" pflichtete der Wirt bei. "A richtiges Leut' und a kreuzbrave Nachbarin, das sag' ich allemal, aber seltsam eineswegs. Es ist doch schon fünf Jahr', morgen jahrt sich's, daß ihr Mann drüben an der Kirchengereiten verunglückt ist. Und nit kann's ihn aus dem Kopf bringen und heiraten thut sie nimmer, hat sie gesagt, und wenn a Prinz kommen thät'."

"Sie haben gut gelebt miteinander, der Bergmann Flori und die Lisi, das ist wohl wahr!" entgegnete der Förster, "aber die lange Zeit so traurig und allein umeinander frotten, immer weiter hineinkommen und ärmer werden, ist denn doch nit das richtige. Sie hat doch auch ein Kind, dds soll sie bedenken! Und was ihr schon für schöne Anträg' gemacht worden sind. Der Posthalter von Verchenbrunn draußen hat fünf Koff' zusammengehört wegen der bildsaubern Witib, so oft ist er hergefahren 'kommen, und nit hat sie ihn mögen. Der Förster von Grünthal ist völlig narrisch worden und hat sich ins slowakische Revier versehen lassen, weil sie ihn abgewiesen hat; — und nun erst der Pfleger, der Raubensteiner, mit sein' Geld und sein Hof, der hat keine ruhige Stund' mehr, seit die Bergmanns' Lisi Witib ist worden. Und 4 Jahr' kömmt sie jetzt schon Pflegerin sein, wenn's keine so eigenen Ideen hätt', das trübbelige Leut'."

"Ja, eigene Ideen!" murmelte der ganze Tisch und der Förster fuhr weiter: "Würden gut zusammenpassen, der Raubensteiner und sie. Gleiche heilig und fromm, z'gleich traurig und still. Die Lisi ist traurig wegen ihrem frühgestorbenen Mann, und er, weil sie ihn nit

heiraten will. Ja, er hat noch weniger Aussicht wie die Schneemannln, die draußen die Kinder zum Aufbauen anfangen!" schloß er lachend und wies nach dem Fenster. "Seltsame Ideen!" wurde am Tische wiederholt und der Wirt rief: "Pst!" und machte eine wichtige Miene, sich noch näher an die Gäste drängend. Die Gesellschaft rückte näher und steckte die Köpfe zusammen und hörte nun aufmerksam zu.

"Nit a mal eine Hilt' in Geld oder sonst etwas nimmt die Bergmannin vom Pfleger, so oft sie schon in Not 'kommen ist und so gern er ihr ausgeholfen hätt'. Und das viele Geld, das der gewiß gute Mann ihrem Büabel, dem Johannes, giebt, das verwendet sie nit: — sie rührt es nit einmal mit den Fingern an. Der Hansel muß es in eine Büchse legen und dort liegt es unangerührt, völlig wertlos seit fast 5 Jahren nach und nach darin. Und wißt ihr's, was die Lisi neulich zum Herrn Wikar drüben gefragt haben sollt'? Sie hat dem Herrn verzählt: ihr Mann, der Flori, wär' nit verunglückt; das geh' ihr nit aus dem Kopf! Ihr Mann, hat sie gesagt, der ist — — —"

Da kam Lisi, die Aushilfskellnerin, die wir nun aus dem Gespräch der Gäste bereits etwas näher kennen lernten, in die Stube. Die lauschenden Köpfe fuhren auseinander und plauderten über gleichgültige Dinge weiter.

Der Förster hatte eben seine Manne geleert; freundlich forderte er eine neue Füllung von der schönen, armen Witwe, die zur Aushilfe einrichtete.

Kaum war sie gegangen, flüsterte der Wirt wieder sein "Pst!" und die Gesellschaft war Aug' und Ohr für den Geheimnisräumer über die schöne Nachbarin. "Es wird euch allen ein Licht aufgangen sein, warum heut nach dem Rosentranz, den er nit zu versäumen gewohnt ist, der Pfleger noch kömmt. Er wird von irgend einem Ratschmirl schon 'raus'triegt haben, daß die Bergmanns' Lisi heut bei mir aushilft, und ihr werdet sehen, daß es ihm da nit darauf z'hann' geht auf a zehn Seidel Adelsberger oder Bösler Ausstich. Und dennoch kriegt er sie nit zum Weib, da wett' ich meinen Kopf, Penteln. Sie hätt' ihn ja schon vor dem Flori heiraten können und hat den armen Buben dem reichen Pfleger vorgezogen. Sie nimmt ihn nit, werdet es sehen, denn die Witib hat gar späßige Ideen im Kopf, — sie glaubt fest, daß ihr Mann nit eines natürlichen Todes gestorben, sie will nit heiraten, bis der Mörder ihres —"

Lisi kam mit dem Wein aus dem Keller. Die geheimnisvolle Mitteilung ward abermals unterbrochen und der Förster verstand es, die Unterhaltung schnell wieder ins offene, lustige Geleise überzuleiten.

Nachdem er ein paar wadere Proben Jägerlatein zum besten gegeben hatte, über die alles herzlich lachte, that er einen kräftigen Zug aus der frischgefüllten Kanne, setzte sie mit Wohlbehagen auf den Tisch und schnalzte laut mit der weinkundigen Zunge.

"Den laß ich mir gefallen, Wirt!" rief er fröhlich, "der thut einem alten Jägerblut wohl. Und meinet halben mag's Winter bleiben, solange dir 's Buchenholz nit zu End' geht und dies Tröpfel Wein im Keller nit gar wird! Es soll nur kalt sein draußen, der Teufel da von einem Adelsberger macht schon warm!"

"Nimmer lang, Herr Förster! Nimmer lang wird's kalt!" unterbrach ihn höflich und wichtig der Dorfbader, der an der obern Ecke des Tisches sein Seidel Grinzinger trank. "s Barometer ist gestiegen, morgen taut's so gewiß, als ich Hidor Schabmaier heiß!"

"Ah was!" riefen mehrere Gäste zugleich. "Der Barometer ligt wie die Jager und der italienische Maler, der beim Wirt alleweil logiert."

Winter im
ern Alpenge-
ist so wun-
daß Jour-
zeitschriften
darüber be-
Auch die
Pinsel vieler
es versucht,
heiten dem
Publikum
zu führen.
dies alles
rklichkeit! —
Konterfei,
oder geübte
den Anblick
neefleid und

drinnen in
uns nun
nthnerland.
eine Dorf-
rne strömt
on alt und
ist heiterer
am großen
aber diese
Ein weh-
ge schwarze
aus Auge
Anmut der

einen alten
t zeigt, das
t, war die
nnen und
ie der alte
Jäger war
rüftig und
obes Alter
d rege und
chtig, noch
Er qualmte
und trank
gen Abend.
hen, schlug
iederholten
leins helle

nach gleich-
demselben
Schnurren

der Wirt
mir heute
unt. "Nit

„Müß' schön bitten!“ fiel ihnen der Förster in die Rede. „Wir Jager lügen nie; oder habt ihr mich schon einmal lügen sehen?“ fragte er und lachte selber dazu.

„Lügen sehen noch nit!“ sprachen sämtliche zugleich, „aber lügen hören schon oft!“ und alles lachte und der Förster mit.

Und mit dem Italiener, mit dem Herrn Marcell, meinem Gast, ist es auch nit so schlimm!“ nahm der Wirt jetzt das Wort. „Der Maler kann sich halt deutsch noch nit so gut ausdrücken, und sonst ist es a fischer Kämpel, und die Bergmanns List und ihren hübschen Buben, den Hansl, hat er gemolt, als wenn sie lebendig vor einem stünden.“

„s letzte ist wahr! Alle Achtung für seine Kunst!“ sprachen die meisten.

„Und freundl!“ und nit stolz ist er auch mit jedermann; aber 's Lügen kann er so wenig lassen wie der Wirt 's Brittscheln im Keller!“ meinte der Dorfvater.

Dies gab wieder Stoff zum Lachen und Reden, und lustig ging's weiter und der Wein that das Seine und strafte den

boshaften Väter am meisten Lügen.

Er wankte unsicher an das nächste Tischchen hinüber, als er von dort einen Span zum Pfeifenanzünden holte.

„Darf schon wirklich einmal brittscheln!“ spöttelte der dicke kleine Wirt,

„sonst schneidet

uns morgen der Schabmaier die Gurgeln ab. Schaut ihm nur zu, wie er wackelt, wie er zittert und herumfuchelt, bis er sein Pfeiferl in Brand steckt! — Und wenn's aufs Aufschneiden ankommt, nun da braucht der Vater nichts mehr zu lernen. Neulich hat er gerade dem Maler Marcell, der als Sicilianer 's erstmal an Winter im Gebirg zubringt und noch niemals 's Schneib'n (Schneien) g'sehen hat, weiß machen wollen, der Schnee war' nichts anderes als lauter Gambswoll', die von die Berg' runterfliegt.“

„Nun, so können's d' Jager nit.“ lachte der Förster, „und hat es der Italiener geglaubt?“

„Beileibe nit!“ sagte der Wirt. „Der Maler ist nit so dumm! — hat er auch noch nie Schnee gesehen, so hat er schon gelesen davon, er ist ja g'studiert! Er hat mir's freilich gleich erzählt, so gut er es zuwegen bracht, machte ein recht abdrehtes Gesicht dabei und sagte: Wart, den Vater werde ich schon wieder daran kriegen für die Lug! Er ist dann auf die Straßen 'naus'gangen und brachte eine Handvoll Schnee herein, that sie in eine Schale und stellte sie auf den Ofen. Als der Schnee zergangen war, nahm er eine schöne

rote Farb' aus seinem Malerfaß und im Nu sah das Schneewasser aus wie a feuriges Weinerl! Ein leeres Flascherl hat er auch noch g'habt, der Maler, von zu Haus und auf dem ist gestanden „Spirasselano dolsche“ oder wie das welsche Wörtel g'heissen hat. Da hinein hat er die gefärbte Schneebriih' nun 'gossen, fest zugestopfelt und mit einem Mordsiegel verschmiert. Die Benzl hat's dem Vater 'übertragen müssen mit einem schönen Gruß vom Herrn Marcell, es wäre ein Flascherl Wein aus Süditalien, und der Vater hätt's wohl auch 'trunken, wenn die Benzl, das weltsnarrische dumme Schapperl nit g'lagt hätt' beim Gehen: Dös Trantl, Väter, g'hört für die g'schneibene Gambswoll.“

Das gab wieder ein Hallo, als der Wirt endete. Der Vater verstand einen Spass, aber dennoch wart er den noch glimmenden Fichtenspan auf des Wirtes weinrote Nase, daß die Funken davonstoben.

„Gut 'troffen, Väter!“ hieß es, und so ging es weiter. Es war eine weinlustige, mutwillige Gesellschaft.

Zweites Kapitel.



Da kam Lisi, die Ausstillstellnerin, in die Stube.



Während erinnen in der Wirtstube die Alten wader drauf los kneipten, ergögte sich draußen im hohen

Schnee die Nachkommenschaft des Dörlleins, nicht achtend der grimmigen Kälte und der schneidigen Windsbraut, die über sie hinwegbrauste.

Der Schenke gegenüberlag

der weite Tummelplatz der frischen Jugend. Es war ein mehrere hundert Fuß breiter, bis an die Kirchengerberleiten sanft anstrebender Wiesenplan, der, im Sommer voller Blumen, aber jetzt der Endpunkt einer gewaltigen Lawinenmasse geworden, welche gestern von den Seitenabhängen des 6000 Fuß hohen Speicks donnernd und tosend niedergegangen war.

Der überschüttete Plan war Gemeindegut und man nannte ihn die Brunnmiese, denn er grenzte zur linken an das stattliche Brunnergut, das dem reichen Pfleger Rauhensteiner gehörte. Der prächtige Hof lag, geschützt durch einen kleinen Buchenwald vor Lawinen und Wassern des wild zerrissenen Speicks, am schönsten Punkte des Thales, dagegen zur rechten der Brunnmiese aufgestautes Felskonglomerat das schmucke Kirchlein vor jeglichem Unfall deckte. Die Brunnmiese blieb unbebaut, man kannte sie aus uralter Zeit schon als den Zielpunkt verderbenbringender Abwärtsstürzungen gewaltiger Schneemassen von den jähen Abhängen und

Leiten des drangen d in Form g sogenannter mit Unrech nun erleid Aufrichtens runden St acht gewalt gung ferti als die L Berk den so etwas i hatte und eiskalten L ein junger südländisch keit, und der sich der Reiz machte it und hüpf ganz weis rigen K zieher verpuze über zogen, spreulnierend um das f herum.

In diegen unter einige Augenend, bis i erstarrten end: „Bre Kindel! I su an d Ufchmah Schneeme Das „h der deut jener all fühl'sause Kälte, wo nischen S mehr frei Zunge bi „usch! u wenn er inmiehielt gefrorene anbaucher warmen: wie ihn e trug nich bößen. E mit Hilfe sichere Fe scher Ku mit hern Knöpfe.

„Jetzt muntern so viel E „Tum Wenn Und M

Nu sah das
! Ein leeres
aler, von zu
lano dolsche"
Da hinein
en, fest zuge-
chmiert. Die
en mit einem
ein Glascherl
es wohl auch
fische du n m.
Dös Trantl,
woll."
Wirt endete,
dennoch wair
f des Wirtes
n.
ing es weiter.
esellschaft.

Während
drinnen in
der Wirts-
stube die Al-
ten wader
drauf los-
kneipten, er-
göigte sich
draußen im
hohen
Schnee die
Nachkom-
menschaft
des Dörf-
leins, nicht
achtend der
grimmigen
Kälte und
der schnei-
digen
Winds-
braut, die
über sie
hinweg-
brauste.
Der
Schenke ge-
genüber lag
id. Es war
die Kirch-
in, der, im
idpunkt einer
gestern von
Speicks von-
at und man
te zur linken
ichen Pfleger
lag, geschürt
avinen und
in schönsten
er Brunnen-
mude Kirch-
brunnenviefe
re Zeit schon
brunfungen
hängen und

Peiten des nahen Gebirgs. Bis zu den Kirchwegen drangen die Spuren der niedergegangenen Lawine in Form großer ballartiger Schneefolse oder kleiner, sogenannter Schneewuzel, wie sich der Gebirgler nicht mit Unrecht auszudrücken pflegt. Diese Schneewuzeln nun erleichterten der Jugend jenes beliebte Spiel des Aufrichtens von Schneemännchen. Sie brauchte nur die runden Körper aufeinanderzutürmen und bald standen acht gewaltige Schneemänner zur allgemeinen Belustigung fertig in Reih und Glied da. Noch mehr aber als die Mädchen und Knaben selber erfreute dieses Werk den Maler Marcello del Arte aus Palermo, der so etwas in seinem Leben weder geträumt noch gesehen hatte und ungemein viel Spaß und Interesse an diesem eiskalten Stett zu haben schien. Der Maler war noch ein junger Mann voll südländischer Lebhaftigkeit, und der Anblick, der sich ihm darbot, der Reiz der Neuheit, machte ihn springen und hüpfen. In einen ganz weißen, langhaarigen Kalmtüchler versteckt, die Kapuze über den Kopf gezogen, sprang er geflüstert und rufend um das seltsame Werk herum.

In diesen Bewegungen unterbrach er sich, einige Augenblicke zeichnend, bis ihm die Hände erstarrten, oder schreiend: „Bravissimo, liebe Kinder! Bau' Sie nur so an diese Signori Ushmahn,“ wie er die Schneemännchen taufte. Das „husch! husch!“ der deutschen Kinder, jener allbekannte Gefühlsausdruck bei arger Kälte, war dem sicilischen Künstler nicht mehr fremd, aber seine Zunge brachte nur ein „usch! usch!“ hervor, wenn er im Zeichen innehielt und die blaugefrorenen Fingerspitzen anhauchend endlich im

warmen Kalmtüchler verschwinden ließ. Marcello, wie ihn einfach das ganze Dorf nannte, war glücklich und trug nicht wenig dazu bei, die Freude der Kinder zu erhöhen. Er verstand es, den unförmlichen Schneemännern mit Hilfe eines Spans und seines Taschenmessers natürlichere Formen zu geben. Der Maler übte sich in plastischer Kunst, und altes Laub, das die Lawine in Mengen mit heruntergewälzt hatte, gab Augen und Mund und Knöpfe an den Wämmen der fertigen Schneemännchen.

„Jetzt wird noch ein neuntes gemacht!“ rief einer der munteren Bildhauer, „so viel Häuser unser Dörfel hat, so viel Schneemännchen müssen's werden.“

„Tummelt euch, Buben!“ meinte ein anderer wieder. „Wenn der Rosenkranz aus ist, müssen alle fertig sein.“ Und Marcello legte selbst Hand an zur Vollendung des

letzten Signor Ushmahn, der nach Wunsch der Kleinen der größte, der Hauptmann, werden sollte. Ein Junge von etwa 5 Jahren fällt uns auf; er war unftreitig das schönste Kind unter den Spielenden, und lebhaft wie ein Bergwiesel half er bei dem großen Schneemann mit bauen. Marcello suchte etwas entfernter Laub und anderes Unnützig zum Aufputz für den Kommodore der schneeweißen Front eisiger Soldaten, denn jedes der Schneemännchen hatte einen Säbel in der Hand. Ein altes grünes Filzhütchen wurde unter Hallo von einem Knaben im Schnee entdeckt, mit geknickter Spielbahnsfeder und einem farblosen Seidenbändchen geziert. Dies war für den großen Schneemann einstimmig als Kopfbedeckung bestimmt. Da verkündete das Glöcklein das Ende der frommen Abendandacht, der Rosenkranz war zu Ende. Alle Weibchen und hübsche Mädchen und Greise traten aus dem Kirchlein und zerstreuten sich, eiligt vorwärts trachtend, auf der weiten Brunnenwiese ihren warmen Wohnhütten zuschreitend. Ein Mann von würdigen Jahren, im schönsten Alter und sorgfältig gekleidet, den warmen Tuchrock mit Astrachanfellen befestigt, das Gebetbuch in den behandschuhten Händen, ging gemessenen Schrittes auf dem schmalen ausgetretenen Weg, der von der Kirche zur Dorfschenke führt. Er mußte an den Kindern vorüber; da blieb er eine Weile suchend herumschauend stehen. Als er den schönen fünfjährigen Knaben gewahrte, rief er ihm freundlich zu: „Aber Hansl, feiert dich denn nit, lieber Schatz? Geh, komm und geh mit mir in die warme Wirtsstube nüber. Dort ist heut dein Mutterl, und das beste Glasl Kuster mit Zwieback soll dir der



„Soll ich dir helfen, Hansl, den Kopf aufs Schneemannl 'nauß'legen?“

Wirt bringen und meinethalben Würstl dazu, so viel du nur magst!“ Johannes, der schönen Witwe des verunglückten Bergmanns Flori Kind, war es, dem die liebevolle Ansprache galt. Der Kleine war aber so in Anspruch genommen mit Verbeiwälzung des ausgewählten Kopfstückes für den letzten Schneemann, daß er nur flüchtig aufsaß und unbeirrt weiter spielte. Der ihm so zugethane Mann war niemand anders als der Pfleger Kautensteiner und dieser näherte sich nummehr dem spieleifrigen Knaben, den er so besonders zu lieben schien.

„Soll ich dir helfen, Hansl, den Kopf aufs Schneemannl 'nauß'legen?“ fragte er den Knaben und nahm den zunächst liegenden möglichst großen Schneewuzel vom Boden auf.

„Den Wuzel nit!“ rief der Knabe, „das ist nit der

rechte! Dieser da muß hinauf, der da, den ich mir einbilde, Pfleger!" fuhr er weiter.

Des Knaben Wunsch war Befehl für den Rauchensteiner. Er nahm den von Johannes bezeichneten Wuzel und stellte ihn als Kopf auf den Rumpf des unvollendeten Schneegebildes. Der Knabe dankte nicht einmal, er war es gewöhnt, daß ihm der Pfleger nichts abichlug; selbst als ihm derselbe einen blanken Silbergulden in die kleine Tasche gleiten ließ, achtete er nicht einmal darauf. Das Geld hatte für den Knaben weder Wert noch Anziehungskraft, er bekam es ja täglich geschenkt, es war ihm nichts Neues mehr.

"Hansl, komm jetzt zu mir!" sprach der gute Mann, "komm her und gib mir ein Bussel!"

"Ich darf niemanden Busseln geben!" antwortete befehle springend der Knabe und schüttelte dazu den Lockenkopf. "Niemanden darf ich busseln!" wiederholte er, "mein Mutterl hat mir's verboten; höchstens dem Pfarrer auf die Hand eins und den braven Dirnerln auf's Höfcherl, hat die Mutter erlaubt, aber keinem Mannsbild, hat die Mutter g'sagt, das soll ich nit thun. Es könn' leicht einer von mir a Bussel kriegen, meint die Mutter, der vom Vater etwas Sicheres weiß, darum gib keinem a Bussel!"

Der Pfleger ließ den Kleinen los, welchen er bis jetzt zärtlich mit den Armen umschlungen hatte. Sein Gesicht ward einen Moment bleich und der Ausdruck ein noch traurigerer wie sonst. Er seufzte tief auf und ging allein der Schenke zu.

Der Schneemann, zu dem der Pfleger den Kopf herbeitrug, war unter der geschickten Weisung Marcell's, des allgemeinen Kinderfreundes, nun bald fertig. Freudig sprang die Dorfjugend um den letzten Signore Ufsmahn, als ihm vom Maler der grüne Hut aufgesetzt wurde. Das Thal wurde dunkler. Die Kinder huschten dem warmen Stübchen zu. Einzelne Schneeflocken wirbelten im Winde, bald schneite es mehr und die neun Kopf starke Schneemännergruppe stand verlassen und allein auf der verdödeten Brunnenniese, die kurz vorher noch voller Leben war.

Als der Kirchenpfleger in die Schenkstube trat, da erschraf die schöne Witwe, sie debte zusammen und that einen Schritt zurück. Sie wußte, daß Rauchensteiner ihrethalben kam. Er sprach freundlich, ja innig mit ihr und bot ihr die Hand zum Grusse. Sie aber nahm sie nicht und fragte nur kurz, was er zu trinken begehre.

"Was du willst, Pisi, das trink' ich auch!" antwortete er und nahm am kleinen Tischchen Platz, das gegenüber dem Ofentische stand. Die Gesellschaft am Ofentische grüßte mit Achtung den Pfleger, der zwar als Sonderling bekannt, nichtsdestoweniger aber für einen frommen, friedliebenden Nachbarn und als der größte Wohlthäter mit Recht in der Gemeinde galt. Es gab eigentlich keine Armen im Thal. Rauchensteiner gab mit vollen Händen, wenn die Armut an seiner Thüre pochte, und kam sie nicht zu ihm, dann suchte er sie auf, oder was er noch lieber that, er bat den würdigen, alten Dorfsaplan, Geld und anderes an die Dürftigen zu verteilen, ohne daß jemand wußte, wer der edle Geber war. Aber der seltene Gast macht gewöhnlich eine Störung in zusammengewohnter Gesellschaft. Man unterhielt sich nicht mehr so frei und ungezwungen wie bisher, und dem ehrengedachten Pfleger war man auch sonst noch Rücksichten schuldig.

Er selber aber fühlte nur zu gut, wie wenig er da herein in das Bethelager paßte. Jedoch die Liebe, die unwandelbare Liebe war's für Pisi, die spröde Witwe,

welche ihn noch schwerere Opfer hätte thun lassen, als in der rauchigen Kneipe zu sitzen. Durfte er sie doch unverwehrt sehen und mit ihr reden und war's auch nur über gleichgültige Dinge. Er dankte nicht herablassend oder verlegend, sondern schlicht und herzlich den Nachbarn für Gruf und Trunk und lud ein paar arme Teufel ein, mit ihm zu zechen, da ihm Pisi zum Verdruf ausgeschlagen hatte, mit ihm zu trinken. Der geschäftige Wirt ließ es nicht fehlen, den seltenen Gast aufs beste zu bedienen. Er schwänzelte beständig um den kleinen Tisch, fragte, wie der Wein munde, ob besserer erwünscht wäre oder etwas kalte und warme Speisen. Er hatte immer ein waches Auge und Ohr für den kleinsten Wunsch des splendiden Pflegers.

Rauchensteiner selbst trank mäßig, er ließ den Eingeladenen und dem langen, spindeldünnen Dorfbader das flotte Zechen und viel Zechen über.

Etwas lebhafter ging's wieder her, als jetzt polternd der Kunstmalers Marcell in die Stube trat, von allen, namentlich von dem Förster und dem Pfleger herzlich begrüßt. Er stampfte sich den Schnee von den Füßen und mit einem drolligen: "Uf! Uf!" flüchtete er zu dem Wärme speienden Ofen.

"Guten Abend, Signori!" sprach er dann und hüpfte dazu ein paarmal in der Stube auf und ab, denn Signor Marcello del Arte hatte kalte Füße bekommen. Er sah zu possierlich aus, der schwarzköpfige, braune Sicilianer in seiner weißen Kalmuckkapuze. Ein wahrhaftiger Eisbär, dachten wir uns, aber ein italienischer und somit ein neues Kuriosum auf der buckeligen Welt. "O Signori!" rief er den Anwesenden zu. "Ihre kleinen Kindel sind große Künstler! Aus kalten, abseuligen Snee machen sie der größte Signor Ufsmahn mit so dicke Bauch und große Kopf wie der Bierfieder zu Perchbrunn."

Man lachte über den lustigen Maler und der Wirt holte warme Filzschuhe für den noch immer herumhüpfenden Marcell. Es gab noch ein Stündchen voller Humor und Scherz, aber dann leerte sich allmählich die Schenke. Der Wirt hatte heute einen guten Tag gehabt.

Als die letzten Gäste, mit Ausnahme des Italieners und des still beim Glase sitzenden Kirchenpflegers, gegangen, rief letzterer dem Maler zu. "Herr del Arte, ich bit' schön, kommen Sie zu mir und trinken wir ein Fläschel Strohwein zusammen."

Der Maler nahm die Einladung an und setzte sich zu dem ernsten Mann am kleinen Tisch. Der Wirt ging diesmal selber und Pisi holte Zwieback aus der Küche für den naschhaften Italiener.

Die beiden Männer waren allein. "Herr del Arte!" fing der Pfleger an, "haben Sie das Bild fertig von der Pisi und ihrem Bübel, das ich bei Ihnen bestellt und von dem niemand etwas inne werden soll, daß Sie es für mich gemalt haben?"

"Heute ist fertig worden der schöne Bild, oder der Bild von die zwei schönste Leit' auf hundert Stund!" antwortete lebhaft und schnell der Befragte. "Hab' es eben, als Sie gewesen in der Kirche, in Ihr Haus gebracht, gut verpackt, daß niemand sieht, was es ist. Hoffe, daß Signor Pleger zufrieden sein wird!"

"Daran zweifle ich nicht!" unterbrach ihn etwas heiterer Rauchensteiner. "It's doch ihr Bild, der lieben Pisi Bild!" und gab dem Künstler 5 Stück 100 Gulden-Noten mit den Worten: "It's genug oder kostet es mehr?"

"O nein, Signor Pleger!" erwiderte der honorierte Maler. "Es ist genug, es sind um 100 Gulden mehr, als wie ich verlangt habe. Meine herzliche Dank und ich werde verschwiegen sein wie Signor Ufsmann da außen!"

Der Wirt Zwieback ur Allerweltsdi dem Strohw schnarchte, a artischen So Tag gehabt Italiener no spärlicher d Gesicht. Die in augen "Pisi, kom Beterin, mi zusammen i Mit Wieder sie dann i fragte, was geht.

"Was ich entgegnete er ich es noch — wie oft dir schon ge Pisi, und dei nes will ich, auf der Wel Bergmanni 5 Jahr', Mann, den mag, auf leitenhang einer Kohl unglückt is sind die be ressmessen Seelenant men Flori.

für ihn no Kirchen un laß endlich um den li und erbarm und mach lich mit d Wird mei zieh ein als bäurin in r

— Alles i dein, die ic lich gern ha — kannt endlich ver Pisi hört zu. Sie i dem Pfleg

"Rauche vergessen. schuld ist meiner Se sein heim muß seine wenn der kannt du bäuerin w ist, kann Jawort he mir's verz zurück um

lassen, als er sie doch nicht herabverzlich den paar armen Verdruß geschäftige aufs besten kleinen erwünscht Er hatte den Ein-Dorfbader polternd von allen, er herzlich den Hüften htete er zu und küßte ab, denn bekommen. je, braune Ein wahr-italienischer igen Welt. u. „Ihre kalten, ab- Uchmahn Biersieder der Wirt herum- hen voller nächlich die ag gehabt. Italiener's legers, ge- del Arte, inken wir feste sich Der Wirt aus der aben Sie abel, das was inne en?“ oder der Stund!“ „Dab' es Haus ge- s ist.“ is heiterer isen Lisi den-Noten mehr?“ honorierte den mehr, k und ich a außen!“

Der Wirt brachte Strohwein und Lisi Torte und Zwieback und die beiden Gäste plauderten jetzt über Allerweltsdinge, bis Signor Marcello del Arte, der dem Strohwein zu viel trauete, einnickte und bald nachher schnarchte, als wäre er ein leibhaftiger Bär aus der arktischen Zone. Der Wirt, welcher heute einen strengen Tag gehabt und viel Wein gekostet, machte es dem Italiener nach. Auch er schloß bald in einer Ecke und spärlicher Ollampenschein glänzte auf dem zufriedenen Gesicht. Der Pfleger war mit Elise allein noch auf, die in angemessener Entfernung in einem Hebebuch las.

„Lisi, komm her zu mir!“ bat Rauchensteiner die stille Beterin, mit Liebe und Wohlwollen im Tone. Lisi fuhr zusammen und blickte einen Augenblick den Pfleger an. Mit Widerwillen kam sie dann näher und fragte, was sein Begehre.

„Was ich will, Lisi!“ entgegnete er. „Brauch' ich es noch zu sagen? — wie oft hab' ich es dir schon gesagt! Dich, Lisi, und deinen Johannes will ich, sonst nichts auf der Welt! Morgen, Bergmannin, sind es 5 Jahr', daß dein Mann, den Gott trösten mag, auf dem Kirchleitenhang oben, mit einer Kohlenfuhr verunglückt ist. Morgen sind die heiligen Jahresmessen und das Seelenamt für den armen Flori. Beten wir für ihn morgen in der Kirche und dann, Lisi, laß endlich das Klagen um den lieben Toten und erbarm dich meiner und mach mich glücklich mit deiner Hand. Wird mein Weib! — zieh ein als Brunnhofbäuerin in meinen Hof! — Alles ist ja längst dein, die ich so unendlich gern hab'! Vielleicht — kommst du den Flori endlich vergessen.“

Lisi hörte schweigend zu. Sie weinte. Wöglich fuhr sie empor und schaute dem Pfleger scharf ins Gesicht.

„Rauchensteiner!“ hob sie an, „ich kann den Flori nicht vergessen. Eine Ahnung sagt es mir, daß er mit selber schuld ist an seinem Tod. Ein anderer hat ihn von meiner Seiten gerissen, aber mit unser Herrgott, sondern sein Feind, und derselbe muß noch aufkommen, es muß seine verruchte That noch aus Tageslicht, und wenn der Tag kommt, dann, Rauchensteiner, — dann kommst du vielleicht wieder fragen, ob ich Brunnhofbäuerin werden will! Bis aber der Mensch mit entdeckt ist, kann ich mit keinem zum Altar hintreten, mein Jawort hergeben, — ich kann mit — der Himmel wird mir's verzeihen!“ und schluchzend sank sie auf den Stuhl zurück und schauderte zusammen.

Der Pfleger hörte mit offenem Munde starr zu. Bleich wie ein Geisteswar der ernste Mann. Seine Hände zitterten und hielten sich krampfhaft am Tische fest, während dicke Schweifstropfen auf der Stirne erglänzten. Endlich stand er auf, legte zwei Zehnerbanknoten auf den Tisch und wandte zur Thüre hinaus. Ein leises, bebendes „Gute Nacht, Lisi!“ war der kurze Nachtgruß für die Weinende, die er so wahnsinnig liebte.

Drittes Kapitel.

Der folgende Tag war wohl freundlicher als die vergangene Nacht, aber dennoch lag etwas Drückendes in der Luft. Der Bader hatte recht, es taute. Ein lauer, unangenehmer Wind strich durchs Thal. Rinnen und Gräben füllten sich mit trübem Schneewasser und die Schneemänner auf der Brunnenwiefe nahmen bedenkliche Stellungen an. Ein paar davon stürzten eben ein. Der größte aber trotzte am längsten der fressenden Tauluft, nur sein Hut, den ihm Marcello del Arte aufgesetzt hatte, hing schief auf dem halbbergangenen Schneeschädel.

Um die achte Morgenstunde lud harmonisches Glockengeläute zur Andacht. Sie galt dem frommen Gedächtnis des vor Jahren verunglückten Oberförhlers Florian Bergmann, der, allgemein beliebt, noch in gutem Andenken stand. Von allen Seiten kamen Menschen zur Kirche herbei und deren schwarze oder Halbtrauerleidenung zeigte dem Kundigen leicht die ernste kirchliche Feier.

Es waren die üblichen Jahresmessen und das Seelenamt für den armen Flori, der von seinem jungen Weibe so lange beweint wurde.

Auch Rauchensteiner fehlte nicht in der Kirche. Zuworberst war in den Betstühlen sein Platz und ihm gegenüber auf der Frauenseite kniete, in Thränen aufgelöst, Floris bildschönes Weib. Rauchensteiner war heute mit einem dunklen Mantel angethan, er sah fränklich aus. Der Pfleger hatte eine lange, schmerzliche Nacht durchwacht. Lisis gestriger Bescheid ließ ihn wohl kaum noch hoffen, jemals seine innersten Herzenswünsche in Erfüllung gehen zu sehen. Gegen die seltsamen Ideen der Witwe war nicht aufzukommen, mußte er sich wohl denken. War für ihn die Liebste verloren, gäbe es keine Aussicht, sie zu besitzen? Solche und ähnliche Fragen dürften in schlafloser Nacht den Mann quälend auf dem Pfuhl abgemartert haben.

Orgeltöne brausten durch den geweihten Raum, die Ge-



„Rauchensteiner!“ hob sie an, „ich kann den Flori nicht vergessen.“

meinde ehrte in stiller Andacht den Abgeschiedenen, und Trostwar es für die Hinterbliebene, welche, ihren herzigen Knaben an der Seite, gesenkten Hauptes zum Himmel betete.

Ein einziges Mal, als der Trauerchor das erbebende Lied: „Aus der Tiefe zu dir rufen wir bedrängten Kinder dein! wolle unser Vater sein!“ anstimmte, blickte sie auf ihr Kind mit dem Ausdruck tiefster Mutterliebe und frommer Resignation.

Raubensteiner schaute hier auch auf den verwaisten Knaben hinüber, aber was ist ihm geschehen! Er bebte und noch blasser wurde sein Gesicht; war denn nicht noch etwas Hoffnung vorhanden, den toten Vater zu ersetzen? O wie würde er den kleinen Johannes lieben schon ihr zuliebe, die ihm mehr war als all seine Reichthümer und Güter und Ehrenwürden mitammen. Trostlos starrte er auf die Altäre; er blickte zum schwarzen Bußkreuz hinüber, aber nirgends fand er Ruhe und Trost. Der Mann war krank und mit Mühe hielt er aus, bis der Gottesdienst zu Ende ging. Man entfernte sich stumm aus dem Gotteshaus und außen blieb man beisammen stehen, damit die noch in der Kirche weilende Bergmännin dann sehen möge, wenn sie herauskomme, wer alles dem Seelenamte beigewohnt hatte. Es wird auf diese Aufmerksamkeit viel gehalten in den Bergen, und Vernachlässigung derselben führte nicht selten schon zu langen, oft lebenslänglichen Feindseligkeiten. Nun kommt sie die arme Frau, den bildhübschen frischen Jungen an der Seite. Der Pfleger in ihrer nächsten Nähe, aber unsicher war sein Schritt, er hielt sich ein paar mal am Kirchenportal fest. Ysi ging zu den nächsten Freunden und Bekannten, um ihnen für die Beweise frommer Liebe zu danken. Auch Raubensteiner zu danken, war ihre schwere Pflicht. Derselbe stand eben jetzt zunächst des großen Schneemanns, als Ysi verschämt auf ihn zutrat. Beide standen so, daß sie den Schneemann vor Augen hatten, der sich immer mehr neigte und triefend vor Wasser eine Lache am Boden umher bildete.

Da rasselten die letzten Schneeschichten am Schneemann, die seinen Kopf gebildet hatten, sie fielen auseinander und, o Himmel! — welch Entsetzen erfasste da die beiden, als ihnen in diesem Momente, wo Ysi danken wollte, wo Raubensteiner den letzten Hoffnungsstrahl aus ihren schönen Augen ersahnte, ein morscher Totenschädel sein graußiges Antlitz zeigte. Ein wahr-

haftiger Totenkopf war es, der nun auf dem Rumpfe des Schneemanns saß und sie anstarrte.

Ein Schrei des Entsetzens ließ die Umstehenden nach der Stelle schauen, und Grauen erfasste alle, selbst der alte Förster, der furchtlose Jäger, bebte bei diesem Anblick. „Er ist's! Er ist's, der Flori! Allmächtiger Herrgott!“ stöhnte der Kirchenspfleger und sein Antlitz war leichenblau geworden. Ysi entdeckte im selben Momente den Hut ihres Gatten, sie preßte ihn als teure Reliquie an die zuckenden Lippen. Alles verstummte im Kreis und sah erschreckt den fast zusammenbrechenden Raubensteiner an, der sich nur mit Mühe aufrecht zu erhalten vermochte.

„So sei's denn, barmherziger Gott!“ begann er, nachdem er tief Atem geschöpft und vor dem Weib des Verunglückten auf die Knie sank. „Ich finde keine Ruhe, armes Weib, in meinem Herzen, bis ich nit vor aller Welt mein Verbrechen bekenn! Ich, Ysi, ich Glender hab' deinen Mann gemordet, ja, ich war's, der vor fünf Jahren oben auf dem Kirchbergerleitenhang um Hil' verzweiflungsvoll rufen hab' hören und ein leichtes wäre es mir gewesen, deinem Flori noch zu helfen, der an einer Latzchen über'n Abgrund draußen gehangen, die letzten Kräfte zusammennehmend, wieder heraufzukommen. Ein Seil, das ich bei mir gehabt, hätt' ihn gerettet, aber die Liab', Ysi, die sündhafte, wahnfinnige, aber tiefe Liab' für dich hat mir's Herz aus dem Leib gerissen für alle andern als nur nicht für dich. Ich hab' ihn hinunterfallen lassen den Armen in die Schlucht, ich hab' ihn gemordet! Die Yahn (Lawine), die gestern niedergegangen ist, hat der Himmel gegen mich 'braucht und das



„Ich, Ysi, ich Glender hab' deinen Mann gemordet.“

Schneemann!“ — und er schauderte zusammen, „das dein Bübel aufgerich't hat, auf das ich selber den Kopf auf Gebeiß 'naufthun mußte, spricht gegen mich armseligen Sünder!“ Und jetzt verjagten ihm die Kräfte, er konnte nichts mehr sagen, nur mit Mühe brachte er die Worte hervor: „Ysi, ach verzeih mir, und Hansl, du auch, und jetzt bindet und fesselt mich und bringt mich dem Hente!“

Die Anwesenden rührten sich nicht, sie waren vor Schrecken wie in den Boden festgewurzelt. Ysi hörte schon lange nichts mehr, sie lag wie tot neben dem zerfallenen Schneemann.

Der alte Priester kam indessen heran und vernahm die entsetzliche Kunde. Er ließ den Totenschädel Floris ins sogenannte Weinhäuschen im Friedhofe bringen

und bat die Ywenige, aber tie hatte. Sie geb Knabe standen gebrochene Fra

„Raubenstein und den Meist aber auch gebi und Schenkung söhnt!“ Da e erhob sich schu blickte jetzt thro

„Bergmänni würdige Pfarr ewigen Frieden bis Euch Euer steiner, zu ver

Ysis schöne feucht. Sie b Seelsorger, da dem je und u für den vernid

„Raubenstei segend, sprach ziehen, Pfleger Gebetes bedür

Der Pflege völliges Schl dennoch fühlte weltlichen Gef

„Mit dir d länger verjöh nach oben, brunner Geri

Festen Sch nachher trakt Der Pfleger und dahin gi

Noch war nach dem Kir die Unglücks zunächst der niedergegange Post den P wächtigen P Wunder aus

seits noch sel Raubenstei vielen Herzen Wohlthäter i man hatte i

Haufe überfi trockener M und Hans i sorische Kreu

Raubenste seinen letzten tausend Gull sechs treuen I wandte hatte

Elisabeth Be sie in einem Verdenbrum für Ysi zuri erworben, u

Ysi nahm Försters un

und bat die Leute, nach Hause zu gehen, nachdem er wenige, aber tiefergreifende Worte an dieselben gerichtet hatte. Sie gehorchten alle und Raubensteiner und der Knabe standen allein mit dem Vikar um die zusammengebrochene Frau.

„Raubensteiner, Ihr habt schwer gesündigt an Gott und den Menschen!“ sprach der Geistliche, „Ihr habt aber auch gebüßt die lange Zeit und durch Almosen und Schenkungen für fromme Zwecke den Himmel verdient!“ Da erwachte die schwergetroffene Frau. Sie erhob sich schnell, nahm ihr Kind an die Brust und blickte jenseit thränenleeren Auges zum Himmel.

„Bergmännin!“ sprach ihr nach einer Weile der würdige Pfarrer zu, „Ihr schaut auf zu den Höhen ewigen Friedens, blickt nicht mehr auf die Erde zurück, bis Euch Euer Herz drängt, da dem Armsten, Raubensteiner, zu verzeihen!“

Lissi schloß ihre Augen senkten sich ruhig, jetzt waren sie feucht. Sie blickte einen Moment zu dem ehrwürdigen Seelsorger, dann aber flossen die Thränen reichlicher denn je und ihr Mund sprach die veröhnenden Worte für den vernichteten Pfleger.

„Raubensteiner!“ schluchzte sie, dann aber fester beisehend, sprach sie vernehmbar: „Ich hab' dir alles verziehen, Pfleger!“ gab ihm die Hand und wankte, des Gebetes bedürftig, zur Kirche.

Der Pfleger schritt weinend seinem Hause zu, ein völligtes Schloß; aber was war es ihm jetzt — und dennoch fühlte er sich etwas leichter, er wollte auch den weltlichen Gesetzen vollkommen Genüge thun.

„Mit dir dort oben, barmherziger Gott, bin ich schon länger versöhnt!“ sprach er für sich selber und blickte nach oben, „und nun — nun hinaus aufs Verchenbrunner Gericht!“

Besten Schrittes ging er ins Haus. Eine Stunde nachher trabten zwei tüchtige Schimmel aus dem Hof. Der Pfleger mit einem alten Knecht saß im Schlitten und dahin ging's, der Verchenbrunner Hauptstraße zu.

Noch war im ganzen Dorfe der entsetzliche Vorfall nach dem Kirchgang in aller Munde, als eine Stafette die Unglückspost brachte: Eine Stunde von hier ist zunächst der Verchenbrunner Poststraße eine Parvise niedergegangen und begrub angesichts der kaiserlichen Post den Pfleger Thomas Raubensteiner mit zwei prächtigen Pferden. Der alte Veit ist durch Gottes Wunder aus dem Schlitten geschleudert und weit abseits noch lebend aufgefunden worden.

Raubensteiner wurde trotz des Vorgefallenen von vielen Herzen betrauert; die Armen hatten ihren großen Wohlthäter verloren. Bei seinem Leichenbegängnis — man hatte den Verunglückten ausgegraben und nach Hause überführt — war es Lissi, die einen Kranz getrockneter Alpenblumen auf den frischen Hügel legte, und Hans steckte ein gleiches Bündel an das provisorische Kreuz auf demselben.

Raubensteiner that schon vor Jahren bei einem Notar seinen letzten Willen kund. Mit Ausnahme von zehntausend Gulden für die Armen und je tausend für seine sechs treuen Dienstboten, hinterließ er alles, — denn Verwandte hatte er keine mehr am Leben, — der verwitweten Elisabeth Bergmann und deren Sohn Johannes, und bat sie in einem Briefe, den er noch vor seiner Abfahrt ans Verchenbrunner Kriminalgericht, dem er sich stellen wollte, für Lissi zurückließ, das Erbe, das doch ehrlich von ihm erworben, nicht auszuschlagen.

Lissi nahm trotz vielen Zuredens des alten Vikars, des Förstlers und anderer Freunde nur so viel, um ihren

Sohn, der Talente zum Studieren zeigte, etwas Tüchtiges lernen lassen zu können. Das übrige schenkte sie freiwillig dem Armenfonds der Gemeinde.

Das I. deutsche Reichswaisenhaus.

Der Hinkende, um eine Ehrenpflicht zu erfüllen, führt seine Freunde auf einen Friedhof bei Madrid, an einen Grabhügel. Es ist spanische Erde, die den Grabhügel wölbt, aber sie deckt das brave Herz eines braven deutschen Mannes, eines Wohlthäters unseres Reichswaisenhauses.

Der wackerer Mann hat uns nicht gestattet, dem Lebenden für seine That der Barmherzigkeit und Menschenliebe dankend die Hand zu drücken, und nun stehen wir an seinem Grabe und legen mit bewegtem Herzen einen Kranz auf seine letzte Ruhestätte nieder. Gut ab!

Ferdinand Ganter
ist geboren in Röttenbach bei Neustadt im bairischen Schwarzwald, gestorben in Madrid am 19. Juni 1888.



Dem Bilde sieht man den Schwarzwälder nicht mehr an, der Mann mit dem in den Nacken geschobenen Hut und dem gewaltigen Schurrbart kommt dem Beschauer eher etwas „spanisch“ vor. Es ist aber auch kein Wunder, wenn einer sein halbes Leben lang unter den Spaniolen zubringt, so muß etwas Spanisches an ihm hängen bleiben. Bei unserem spanischen Schwarzwälder aber ist das Herz deutsch geblieben.

Er war armer Leute Kind und nachdem er die Volksschule durchgemacht, bekam er Gelegenheit, seine Kenntnisse beim Hüten von Schafen und Schweinen zu verwerten. Dieses sonst sehr nützliche Geschäft behagte ihm aber auf die Dauer nicht. In jedem Schwarzwälder steckt bekanntlich ein halber Uhrenmacher, in unserem jungen Ganter aber steckte ein ganzer, und als bei ihm eines Tages der Uhrenmacher zum Durchbruch kam, ließ er seine schutzbefohlenen Schafe und Schweine laufen und er selber lief nach London, um dort bei bekannten Schwarzwäldern die Uhrenmacherei zu lernen. In London lernte der junge Ganter sehr viel und verdiente sehr wenig. Es ging ihm recht kümmerlich, und als er sich nach einigen Jahren so viel Geld erspart hatte, um seine Überfahrt bezahlen zu können, ging er zu Schiff, um in Spanien sein Glück zu versuchen.

Sein Gepäck bestand in einem kleinen Felleisen und in einer vielversprechenden Ledertasche, die aber mehr

umpf des
den nach
selbst der
t Anblick
errgott!
e Leichen
ment den
Reliquie
m Kreis
Rauben-
erhalten
raam er,
Weib des
auf die
Ich finde
nes Weib,
rzen, bis
ler Welt
ubekenn!
Glender
dann ge-
var's, der
ren oben
dberger-
Gilt? ver-
rufen
ein leich-
gewesen,
noch zu
iner Pat-
Abgrund
ngen, die
zusam-
wieder
Ein
i mir ge-
gerettet,
Lissi, die
nsinnige,
für dich
aus dem
für alle
nicht für
ihm hin-
ssen den
Schlucht,
emordet
vine), die
gegangen
nel gegen
und das
nen —
ich selber
ht gegen
ihm die
t Mühe
mir, und
nich und
aren vor
orte schon
rfallenen
vernahm
l Floris
bringen

versprach, als sie halten konnte, denn wenn sie auch klapperte, es war kein Geld, sondern nur sein Handwerkzeug. Dieses nur begründete aber sein Glück. Auf dem Schiffe befand sich ein reicher Engländer, der im Besitze einer kostbaren Taschenuhr war, die er sehr hoch hielt. Die Uhr machte wahrscheinlich ihre erste Seereise, bekam die Seekrankheit, sie ging immer langsamer, und am Ende sagte sie: „ich kann nicht mehr“, und blieb stehen. Jetzt war es ein Glück für unsern Ganter, daß seine Ledertasche nicht mit Geld, sondern mit seinen Instrumenten gefüllt war, denn mit diesen gelang es ihm, die kranke Uhr zu kurieren und wieder in flotten Gang zu bringen, und der dankbare Engländer, dem er seine Lage anvertraute, belohnte ihn reichlich und verschah ihn mit wertvollen Empfehlungen an seine Geschäftsfreunde in Madrid. Von da an war ihm die Glücksgöttin hold. Er wurde ein reicher Mann und konnte noch in seinen besten Jahren, nachdem er sein Geschäft verkauft hatte, das Erworbene mit Muße genießen.

Die letzten Jahre seines Lebens brachte er mit seiner Frau — er war kinderlos — meist in Madrid, Rom, Neapel, Paris, Freiburg i. B. und Neustadt im Schwarzwald zu. Der Tod seiner Lebensgefährtin traf ihn schwer, er machte sein Testament und starb bald darauf. Sein großes Vermögen kam in zahlreichen Legaten in mehrerer Herren Länder an Verwandte, Freunde, Freundeskinder und milde Stiftungen, darunter auch das Reichswaisenhaus, dem er die stattliche Summe von 30000 Pesetas, das sind 24000 Mark, vermachtete.

Das Vermächtnis besteht in dem Anteil einer sichern, aber erst auf den 26. Februar 1894 kündbaren Hypothek und wird bis dahin mit sechs Prozent verzinst.

Ob die That des wadern Mannes Nachahmung finden wird? Der Hinfende will es hoffen, und wenn einer der geneigten Leser um einen Leibeserben in Verlegenheit sein sollte, — dann will sich der Hinfende für sein Waisenhaus bestens empfohlen haben. — Er wünscht übrigens seinen Lesern ein möglichst langes Leben und ist deshalb gerne bereit, ein etwa beabsichtigtes Erbe schon bei Lebzeiten der Erblasser für seine Waisen in Empfang zu nehmen. „Der Waisen Dank, Gottes Dank!“

Im übrigen hatte die Zunahme des Vermögens des Reichswaisenhauses im abgelaufenen Jahr einen nur geringen Fortschritt zu verzeichnen. Die Erhaltung einer Familie ist heutzutage ein kostspielig Ding, und wenn nun diese Familie gar mit 78 Kindern gesegnet ist, die ernährt, gekleidet und gut erzogen werden sollen, so weiß jeder Familienvater, daß dazu sehr ergiebige Einnahmequellen gehören. Diese Quellen laufen aber nicht mehr so reichlich wie in früheren Jahren, sie „tröpfeln“ nur noch, so daß unsere große Familie so zu sagen von der Hand in den Mund leben muß. Der Reiz der Neuheit ist vorüber, die erste Begeisterung ist verbraucht, und zudem, das große „Reservoir“ der Liebe und Barmherzigkeit, aus dem unsere Quelle früher so reichlich floss, ist seitdem vielfach angezapft worden, für Denkmäler zu Fuß und zu Roß, für unsere neuen afrikanischen Brüder, für Wassernot und Feuersbrunst und für eine Anzahl von Vereinen zu möglichen und unmöglichen Zwecken. Da bleibt natürlich für das arme Reichswaisenhaus nicht mehr viel übrig, und die laufenden Einnahmen, die zu dem Grundkapital geschlagen werden sollten, um den Bestand des Waisenhauses sicherzustellen gegen alle Wechselfälle, — diese Einnahmen müssen nahezu ganz für den Betrieb und die Erhaltung des Waisenhauses aufgebraucht werden.

Wenn aber auch die Schar unserer Fechter kleiner

geworden ist, es ist noch eine brave, tapfere Kerntruppe vorhanden, die treu zu ihrer Fahne hält, und diesen unsern wadern Freunden und Fechtgenossen rufen wir zu: „Haltet fest in alter Treue, erlahmet nicht in eurem Eifer, damit wir den Tag erleben, an welchem das Reichswaisenhaus durch hinreichend zinstragendes Kapital gegen alle Stürme gesichert ist.“

Elf Knaben sind letzte Ostern aus der Schule entlassen worden und der Verwaltungsrat hat sie mit Hilfe der Fechtverbände und anderer Freunde bei tüchtigen Handwerksmeistern in die Lehre gegeben. Sie sind nun wieder zerstreut in die weite Welt, aber ausgestattet mit einer guten Erziehung und unter der Obhut fürsorgender Wohlthäter.

Reichswaisenhaus-Rechnung

für das Jahr 1888. (Auszug.)

Einnahmen.

Kassenvorrat am 1. Januar 1888	ℳ	596.46
Zinsen aus Wertpapieren und Kapitalien	„	8362.17
Berpfligungsbeiträge	„	2911.20
Beim „Hinfenden Voten“ u. eingegangen	„	2726.19
Von der Generalfechtschule eingezahlt	„	15339.28
Sonstige Einnahmen	„	817.50
Summa aller Einnahmen	ℳ	30752.80

Ausgaben.

A. Lasten und Verwaltungskosten.		
Steuern und Umlagen, Versicherung gegen Feuer- und Brandschaden, Bewirtschaftung landwirtschaftlicher Grundstücke, Porti und Frachten, Sporteln u.	ℳ	1416.26
B. Für eigentliche Anstaltszwecke.		
Für Anschaffung von Schulbedürfnissen	„	126.04
Für das Aufsichts-, Wirtschafts- und Dienstpersonal und Arbeitslöhne	„	3326.85
Für das Anstaltsgebäude: Neubau und Unterhaltung u. f. Wasser- und Gasversorgung	„	6013.32
Für Haus-einrichtungsgegenstände	„	916.62
„ Bekleidung	„	2304.83
„ Heizung und Beleuchtung	„	800.79
„ Lebensmittel	„	9061.04
Aufwand für Haustiere und Sonstiges	„	1779.58
C. Grundstock-Ausgaben.		
Einlagen b. d. Gewerbebank ℳ 2500.—		
Einlagen bei der Sparkasse (Zins aus 1888)	„	389.73
Für Erwerbung einer Güterparzelle	„	206.57
Summa aller Ausgaben	ℳ	28841.63
Kassenvorrat am 31. Dezember 1888	„	1911.17
Summa	ℳ	30752.80

An zinstragenden Kapitalien sind bis heute angelegt:

a) in Wertpapieren bei der Reichshauptbank	ℳ	204958.91
b) bei der Sparkasse Fahr	„	11217.14
c) „ Fahr Gewerbebank, C. G.	„	7000.—
d) auf Hypothek in Madrid	„	21600.—
Summa	ℳ	244776.05

Fahr, 1. Mai 1889.

Die Verrechnung des I. deutschen Reichswaisenhauses.
Albert Guth.

Die

Es gab eine in welcher zur fornen, eine, fressenden eife weniger Tage gehörten. Di linke, aber g rollendes Fuhr Kastragen, ge Reiben gemäc

Das erste griffenen Emi mit dem Spi dem Gewirre Belten, Zugti dann die ein eine oder die beendigte, äh ihren Kurs Vängen- und anzutreten . . . geringern w souri lagernd lichen Quelle längst die M noch immer r unbegrenzte C hinauf einlen lichen Vorläu Auswanderun von Weilen . . . sich anrollen wiffermaßen derselben be Tageslicht, u gültig entlag schlossen, Che Bewähr für denn wo au hundert Mer ein Notar z bare Bezahlt Weib halba wurden bege gefühnt, wie aller Herren kaum übera herrschte nur jedes einzeln geträumten (strecken brau heimien; we geeitigt wi mihelos zu von andern drängt zu Jeder war f immer weite unbefommene Es steigerte demselben W mittel sich Menschen in berzig auf d kurzen Rafe

Gesetz B

Die Hochzeit in der Prairie.

Von Balduin Müllhausen.

Es gab eine Zeit — sie liegt noch nicht weit zurück —, in welcher zur Überlandreise vom Missouri nach Kalifornien, eine Straße, die man heut mit dem „feuerfressenden eisernen Roß“ der Eingeborenen innerhalb weniger Tage durchfliegt, zwei, drei und mehr Monate gehörten. Die Dauer war eben davon abhängig, ob flinke, aber genügsame Maultiergepanne und leichtrollendes Fuhrwerk gewählt wurden, ob schwerbefrachtete Lastwagen, gezogen von kräftigen Pferden oder langen Reihen gemächlich einhererschreitender Ochsen.

Das erste Ansammeln der von dem Goldfieber ergriffenen Emigranten auf den Ufern des Missouri fiel mit dem Spritzen des Frühlingsgrüns zusammen. Aus dem Gewirre der Tausende von Menschen, Wagen, Zelten, Zugtieren und Kinderherden entwickelten sich dann die einzelnen Karawanen, um, je nachdem die eine oder die andere Gesellschaft ihre Ausrüstung früher beendigte, ähnlich dem die Anker lichtenen Segler, ihren Kurs auf die als Grasmeer sich über viele Längs- und Breitengrade erstreckenden Ebenen hinaus anzutreten. Zug folgte auf Zug, Train auf Train in geringern und größern Abständen. Die am Missouri lagernden Heerhaufen glichen einer unerschöpflichen Quelle, denn die vordersten Karawanen hatten längst die Rocky-Mountains hinter sich gelassen, als noch immer neue Wagenzüge sich bildeten und in die unbegrenzte Straße am Nebraska, dem flachen Fluß, hinauf einlenkten. Erst der Herbst mit seinen bedrohlichen Vorläufern des Winters setzte der Flutwelle der Auswanderung ein Ziel. Was dann aber den Hunderte von Meilen langen Überlandweg als eine sich allmählich aufrollende bewegliche Kette belebte, das war gewissermaßen eine in sich selbst abgeschlossene Welt. In derselben begriffsten Menschen zum erstenmal das Tageslicht, während andere dem irdischen Dasein endgültig entzogen. Freundschaften wurden stürmisch geschlossen, Eheversprechen gewechselt, jedoch alles ohne Gewähr für die Dauer. Sogar Hochzeiten kamen vor; denn wo auf dem nordamerikanischen Kontinent nur hundert Menschen zusammentreten, da ist mindestens ein Notar zur Hand, der sich willig finden läßt, gegen bare Bezahlung ein liebebeißes Paar als Mann und Weib haltbar zusammenzuschreiben. Auch Verbrechen wurden begangen und in manchen Fällen umgehend gefoltert, wie es bei der Verschiedenartigkeit der aus aller Herren Länder zusammengewürfelten Elemente kaum überraschen konnte. Wirkliche Übereinstimmung herrschte nur in einer Regung: Westlich stand der Sinn jedes einzelnen, ob jung, ob alt; westlich nach dem geträumten Eldorado, wo man nur die Hand auszustrecken brauchte, um die Schätze eines Krösus einzuhemsen; westlich mit dem ganzen Egoismus, wie er gezeitigt wird, wenn zu der trankhaften Gier nach mühelos zu erringendem Golde sich die Furcht gesellt, von andern mit glücklichem Griff überflügelt und verdrängt zu werden. Was galten überhaupt andere? Jeder war sich selbst der Nächste: daher westlich und immer weiter westlich mit trampfhafter, nur zu oft unbefomener, die eigene Sicherheit gefährdender Eile. Es steigerte sich die Sehnsucht nach dem fernen Ziel in demselben Maße, in welchem die mitgeführten Hilfsmittel sich abnutzten und erschöpften, die Kräfte von Menschen und Tieren abnahmen, die Sonne unbarmherzig auf die schattenlosen Ebenen niederbrannte, den kurzen Rufen bis zur Nahrungslosigkeit ausdörrte und

Greßer Volkskalender für 1890.

die Quelladern bald nach ihrem Hervortreten aus dem Erdbreich in Dunst verwandelte; in demselben Grade, in welchem die von den Wölfen benagten Gerippe verendeter Zugtiere und die Gräber verstorbener Wanderer sich häufiger wiederholten. Westlich und immer weiter westlich, wie verfolgt von grausigen Wüstengehepsten. Wer nicht gleichen Schritt zu halten verstand, der mochte zurückbleiben. Ein oberflächlicher guter Rat, ein kaltes: „Auf Wiedersehn in den Goldminen,“ und vergessen war, was man einst auf den Ufern des Missouri sich gegenseitig angelobte, vergessen, was man mit heiligen Eiden beschwor, wenn die Flaschen kreisten, Geigen, Flöten und Ziehharmonika erklangen und bei den flackernden Lagerfeuern traute Heimatslieder in die milde Frühlingsnacht hinausgesendet wurden. Vergessen und verschollen! Aus den Augen, aus dem Sinn! Wer dahinsank, hatte in der Verblendung seine Kräfte überschätzt! Jeder war sich selbst der Nächste! — — —

Der Oktober hatte seinen Einzug gehalten. Unter der Einwirkung der Nachtfröste starben die letzten Kräuter, es erbleichte vollends der kurze Rasen, soweit er noch nicht von den durch braune Jäger zur Erzielung jungen Nachwuchses erzeugten Bränden vernichtet worden. Die sich westlich neigende Sonne vergoldete die seltsam geformten Plateaux der Scott-Bluffs, jener bizarren Bodenerhebungen, welche, gewissermaßen die östlichen Vorwerke der Rocky-Mountains, zugleich die westliche Grenze der in trostloser Einförmigkeit sich ausdehnenden unermesslichen Grasebenen bezeichneten. Duftig, wie die traumhaften Gebilde der Fata Morgana, bauten die fernen Höhen sich auf. Eigentümlich kontrastierte zu ihnen der auf hügelartiger Unterlage als schlanker Obelisk hoch emporstrebende Schornsteinfelsen. Er galt als weithin sichtbare Landmarke für die Stelle, auf welcher die Emigrantenstraße von dem Nordarm des Nebraska abbog, die Reisenden also gern länger rasteten, um mit erneuten Kräften die zwischen den Plateaux sich erstreckenden wasserarmen muldenförmigen Thäler zu durchschneiden. Nur eine einzige Wagenburg war sichtbar. In der Nachbarschaft des Schornsteinfelsen erhob sie sich mit ihren weißen Leinwandverdecken auf dem Ufer des breiten seichten Stromes. Fünfszig und mehr Pferde weideten abwärts, überwacht von berittenen Hüttern. Andere Männer regten sich zwischen den im Kreise zusammengefahrenen Wagen und vor den kleinen Küchenfeuern. Weiber und Kinder fehlten, ein sicheres Zeichen, daß es eine verhältnismäßig schnell reisende Handelskarawane war, welche dort Ruhetag hielt.

Eine halbe Stunde stromabwärts machte sich ein zweites Lager bemerklich. Aus einem Zelt und einem einzigen Wagen bestehend, erzeugte es auf der unabherrschbaren öden Fläche den Eindruck des Trostlosen, Mitleiderregenden. Ein mit torfartig schwälenendem Büffelmist genährtes Feuer sandte eine schmale weiße Rauchsäule in den klaren Ather hinauf. Zwei Pferde weideten in der Nachbarschaft. Obwohl kräftig gebaut und arbeitsgewohnt, erschienen sie wie ein Hohn im Vergleich mit der Aufgabe, welche noch vor ihnen lag. Über zwei Monate waren verstrichen, seitdem die dort hausende Familie fröhlichen Mutes dem Missouri den Rücken kehrte, und jetzt hätte man glauben mögen, daß sie, der Weiterreise überdrüssig, mit stumpfer Ergebung das Ende aller Dinge erwartete. Damals bestand sie aus dem Vater, einer zähen Farmergestalt, seiner zwanzigjährigen Tochter und zwei Söhnen im Alter von sechzehn und vierzehn Jahren. Die Mutter schlief längst in der heimatischen Erde. Außerdem war

Kerntruppe und diesen rufen wir t in eurem elchem das gendes Ka- Schule ent- at sie mit e bei tüch- eben. Sie aber aus- er der Ob-
Q
596.46
8362.17
2911.20
2726.19
15339.28
817.50
30752.80
en.
1416.26
te.
126.04
3326.85
6013.32
916.62
2304.83
800.79
9061.04
1779.58
3096.30
28841.63
1911.17
30752.80
e angelegt:
204958.91
11217.14
7000.—
21600.—
244776.05
ffenhaufes



bald nach Antritt der Reise ein etwa dreißigjähriger Mann nebst seinen Pferden zu ihnen gestoßen, eine willkommene Verstärkung der Gesellschaft für die nicht gefahrlose langwierige Fahrt. Seitdem hatte sich vieles geändert. Der alte Newfield war einer unter den Emigranten mörderisch auftretenden Epidemie erlegen. Damit ging Hand in Hand, daß Blatham, der bisherige Begleiter, sich von den verwaisten Geschwistern trennte. Diesen aber waren von den sechs eigenen Pferden, mit welchen man zuversichtlich hoffen durfte, die Wüste wohlbehalten zu kreuzen, zur Zeit nur noch zwei geblieben. Kein Wunder, daß wenn früher Jugendmut und Jugendlust ihren Pulsschlag regelten, sie jetzt so trübe dareinschauten, als hätten sie bereits mit dem Leben abgeschlossen gehabt.

Die beiden Burschen, echtes Jung-Amerika, auf deren wettergebräunten Hüften neben dem weit über ihre Jahre hinausreichenden Ernst sich ein eigentümlicher, jede Gefahr verachtender Trotz ausdrückte, waren mit dem Ausbessern der Pferdegeschirre beschäftigt. Mabel, ihre Schwester, stand neben dem Wagen, mit dem einen Arm sich auf eins der hohen Hinterräder stützend. Mochten auch die Merkmale einer langen mühseligen Wanderung in ihrem Äußern überall zutage treten, Bitterungseinklässe Antlitz, Hände und die bis zu den Ellenbogen hinauf entblößten Arme stark gebräunt haben, so blieb sie doch immer schön; noch weniger hätte dadurch die natürliche Anmut der Haltung ihres kräftig gebauten Körpers beeinträchtigt werden können. Wohl lugte düsterer Ernst aus ihren ruhigen braunen Augen und lagerte es wie Erbitterung um die etwas zusammengereiften üppigen Lippen, allein dies alles stand gewissermaßen im Einklang mit



Eine halbe Stunde stromabwärts machte sich ein zweites Lager bemerklich.

den regelmässigen Formen ihres Antlitzes, welches an das einer zürnenden Diana erinnerte, im Einklang mit dem lose aufgesteckten, etwas über die Stirn gesunkenen tiefbraunen Haar, den langen schwarzen Wimpern und den ungewöhnlich starken, sich beinahe berührenden dunklen Brauen.

Sinnend schweiften ihre Blicke über die weite Ebene. Was sie erspähte, war nicht geeignet, sie auch nur ein wenig zu ermutigen. Eine Anzahl Antilopen fesselte ihre Aufmerksamkeit. Indem die schön gezeichneten Tiere abwechselnd in wildem Rennen und regungslosem Herüberhängen ihre Neugierde verrieten, mochte sie dieselben um ihre Sorglosigkeit beneiden, daß sie plötzlich so wehmütig schaute. Teilnahmslos sah sie dann wieder über die das Lager in sicherer Entfernung träge umtreifenden Wölfe hinweg, teilnahmslos über die kleinern und größern Herden der südwärts wandernden Büffel, die noch bis zur Linie des Horizontes hin als schwarze Linien zu unterscheiden waren. Länger betrachtete sie das Lager der woblansgerüsteten Handelskarawane; zugleich verfinsterte sich ihr Antlitz bis zur Feindseligkeit. Sie war eines Reiters ansichtig geworden, welcher, von dorthier kommend, bereits eine erhebliche Strecke zurückgelegt hatte. Schärfer spähte sie hinüber; dann kehrte sie sich den Brüdern mit den Worten zu: „Ich irre mich nicht; Blatham befindet sich auf dem Wege zu

uns. Triffst er ein und ich rede mit ihm, so stört mich nicht! Ich will's versuchen, ihm zwei Pferde abzukaufen. Geben wir unsern letzten Cent dafür hin, ist's kein zu hoher Preis.“

„Versuch's immerhin,“ antwortete Harry, der ältere der beiden Burschen, „ich für meine Person jagte ihm lieber eine Kugel durch den Kopf, als daß ich eine Gefälligkeit von ihm forderte. Denn ich laß' mir's nicht ausreden: Von ihm kommt unser Unglück. Wäre er nach dem Tode des Vaters als rechtschaffener Mann bei uns geblieben, so würden wir uns zur Zeit auf der andern Seite des Mormonensees befinden. Statt dessen verdingte er sich rückwärts und vorwärts bald bei dem einen, bald bei dem andern Train, und bevor man sich dessen verfab, steckte er seine Nase wieder in unser Lager. Der Hentel über ihn! Was sucht er bei uns? Es ist, als hätte er seine Lust an unserm Glend.“

„Wir verlieren ihn jetzt sicher aus den Augen,“ erklärte Mabel herbe. „Eine Handelskarawane läßt sich durch ihn nicht aufhalten, und einer andern sich anzuschließen, findet er schwerlich noch Gelegenheit. Es ist zu spät im Jahr.“

„Verloren wir ihn zwei Wochen früher aus den Augen, so zählten wir heut noch vier Pferde,“ verjette Sidney geßäßig, „und einen heiligen Eid könnt' ich drauf leisten, daß er die Hand mit drinnen hatte,

als unsere beiden besten Gänle drauf gingen. Schoß er selber die Pfeile nicht ab, die ihnen des Morgens zwischen den Rippen steckten, so geschah's auf seine Veranlassung. Indianer genug hier herum, die für weniger als eine wollene Decke ein halbes Dutzend Tiere abschlachten. Aber die Todesursache der früher gefallenen Gänle könnt' er sicher ebenfalls aus-

kunft erteilen.“

„Ich glaube nicht daran,“ erwiderte Mabel beschwichtigend, aber sie kehrte sich ab, um zu verheimlichen, wie es in ihren Augen aufgluckerte, und zögernd fügte sie hinzu: „Nein, so gewissenlos kann kein Weiser sein. Was hätte ihn zu einer solchen Handlung bewegen sollen, die ihm obenein nicht den kleinsten Vorteil eintrug?“

„Er wollte uns die Reise verleiden,“ warf Harry ingrinnig ein; „solange der Vater lebte, war er die Gefälligkeit selber. Dann schlug er uns Gegenteil um, als hätte einer von uns ihm Arges zugefügt.“

Erst nach einer Pause düstern Sinns verlegte Mabel: „Das sind Mutmaßungen, die schwer zu beweisen sind. Viel Gutes traue ich ihm freilich nicht zu; trotzdem rate ich euch, ihn durch Unbesonnenheiten nicht noch mehr zu verfeinden. Er kann uns große Dienste leisten, aber auch schaden; da entscheidet vielleicht ein einziges unbedachtes Wort zu unserem Nachteil.“

Die Brüder antworteten nicht. Mabel dagegen, bei der bevorstehenden Zusammenkunft mit Blatham deren Ungestim fürchtend, schritt langsam davon und dem Reiter entgegen. Dieser hatte sein Pferd schärfer angetrieben und schwang sich nach zehn Minuten vor ihr aus dem Sattel. Ein lebhafter Gruß schwebte ihm auf den Lippen; sobald er aber in Mabels Augen eine

gewisse ableh-

hobene Hand
„Komme
er sie mit
Verwandten
aus deiner
noch einmal
treten wir m
Trennung, v
Gedanke war
daß du nicht
erwachten al
dich kenne,
zükendsten
mich ein; di
Pferde, um
auch nur ei
zu schauen,
Mabel ho
Wimper zu
als er geend
Ton, in we
gleichend, w
sich von se
weht. Den
schlanke Ge
den ersten g
hager und
Spuren ei
lose Leiden
blickenden
ihre Anden
Bart bedeck
vorspringen
„Ja, ich
tiefem Ern
Zeugenschaft
Sie brauch
eine verhan
gehe, mir z
hundert T
in meiner
verspreche
nach unse
mir zuflie
mich selbst
keine Bitte
in meiner
die letzten
Blatham
um vor M
Wut heim
Das stolze
erwidert li
mehr, als
Einige
seine beg
dann ant
„Begeg
dich zu v
höre denn:
so könnte
eisen an
stüpf Pferd
aus, und
Mabel
bewußter
„Solch

gewisse ableh-
hobene Hand
„Komme
er sie mit
Verwandten
aus deiner
noch einmal
treten wir m
Trennung, v
Gedanke war
daß du nicht
erwachten al
dich kenne,
zükendsten
mich ein; di
Pferde, um
auch nur ei
zu schauen,
Mabel ho
Wimper zu
als er geend
Ton, in we
gleichend, w
sich von se
weht. Den
schlanke Ge
den ersten g
hager und
Spuren ei
lose Leiden
blickenden
ihre Anden
Bart bedeck
vorspringen
„Ja, ich
tiefem Ern
Zeugenschaft
Sie brauch
eine verhan
gehe, mir z
hundert T
in meiner
verspreche
nach unse
mir zuflie
mich selbst
keine Bitte
in meiner
die letzten
Blatham
um vor M
Wut heim
Das stolze
erwidert li
mehr, als
Einige
seine beg
dann ant
„Begeg
dich zu v
höre denn:
so könnte
eisen an
stüpf Pferd
aus, und
Mabel
bewußter
„Solch

gewisse ablehnende Kälte entdeckte, ließ er die kaum erhobene Hand wieder sinken.

„Komme ich dir ungelegen, so verzeihe es,“ redete er sie mit der Vertraulichkeit eines näher stehenden Verwandten an, „aber ich bracht's nicht übers Herz, aus deiner Nachbarschaft zu scheiden, ohne dich zuvor noch einmal gesehen und gesprochen zu haben. Denn treten wir morgen unsere Weiterreise an, so gilt's einer Trennung, vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Dieser Gedanke war mir unerträglich. Doch als ich gewahrte, daß du nicht anstandest, mir entgegenzugehen, da erwachten alle Hoffnungen, die ich hegte, so lange ich dich kenne, noch einmal zu vollem Leben. Die entzückendsten Möglichkeiten stürzten überwältigend auf mich ein; die Flügel des Windes wünschte ich meinem Pferde, um schneller zu dir zu gelangen und, wenn auch nur eine Minute früher, in dein schönes Anlitz zu schauen, den Wohlklang deiner Stimme zu hören.“

Mabel hatte sich leicht entfaßt. Ohne mit einer Wimper zu zucken, lauschte sie Blathams Worten. Erst als er geendigt hatte, ließ sie die Blicke, wie den warmen Ton, in welchem er sprach, mit seinem Aushern vergleichend, über ihn hingleiten. Auch heute fühlte sie sich von seiner ganzen Erscheinung unheimlich angezogen. Denn mochten immerhin männliche Reize seine schlankte Gestalt auszeichnen, so verwißte das Gesicht den ersten günstigen Eindruck alsbald wieder. Knöchlig, hager und sommersprossig, trug es die unzweideutigen Spuren einer zügellos verlebten Jugend. Rückichtslose Leidenschaftlichkeit glühte verdeckt in den unstät blickenden Augen. Gefährliche Entschlossenheit fand ihre Andeutung in dem von einem dünnen rötlichen Bart bedeckten starken Unterkiefer und dem auffällig vorjüngenden Kinn.

„Ja, ich ging Ihnen entgegen,“ bestätigte sie mit tiefem Ernst; „es war mir darum zu thun, ohne die Zeugenschaft meiner Brüder zu Ihnen zu sprechen. Sie brauchen nicht zu hören, daß ich unsere Lage für eine verhängnisvolle halte, nicht daß ich Sie darum angehe, mir zwei Ihrer Pferde käuflich zu überlassen. Zweihundert Dollars an barem Gelde befinden sich noch in meinem Besitz. Genügt diese Summe nicht, so verspreche ich, Sie vollständig zu befriedigen, sobald nach unserer Ankunft in Kalifornien der erste Verdienst mir zufließt, und ich habe ja arbeiten gelernt. Für mich selbst fordere ich keine Gefälligkeit, erbehe ich keine Bitte, und handelte es sich um Leben und Tod; in meiner Besorgnis um die Brüder dagegen schwinden die letzten Bedenken.“

Blatham sah zur Seite, jedoch nicht schnell genug, um vor Mabel zu verbergen, daß neben verhaltener Wut heimlicher Triumph in seinen Augen wohnte. Das stolze Mädchen, welches seine Vertraulichkeit unerwidert ließ, als eine Flehende vor sich zu sehen, war mehr, als zu erleben er je erwartet hatte.

Einige Atemzüge säumte er. Verstohlen umfingen seine begehrlischen Blicke die verlockende Gestalt, dann antwortete er mit einem Anfluge von Hohn: „Begegnetst du mir wie einem Fremden, so ehre ich dich zu hoch, um deinem Beispiel zu folgen. Und so höre denn: Böttest du mir einen zehnmal so hohen Preis, so könnte mich das nicht bewegen, auch nur ein Fußzeilen an dich abzutreten. Willst du hingegen meine fünf Pferde als Geschenk gelten lassen, so sprich es aus, und binnen einer Stunde sind sie hier.“

Mabel presste die Lippen fester aufeinander und selbstbewußter richtete sie sich empor.

„Solch Anerbieten kann Ihr Ernst nicht sein,“

sprach sie mit ruhiger Entschiedenheit, „es sei denn, Sie fühlten darauf, daß ich nie ein Geschenk von Ihnen annehmen würde.“ Sie gewahrte, daß es wie ein Blitz feindseliger Erregung über Blathams Gesicht zuckte, und fügte, ihren Ausspruch mildernd, hinzu: „Von Ihnen nicht, aber auch von keinem andern.“

„So braucht es kein Geschenk zu sein,“ wendete Blatham ein, „betrachte die fünf Gänle vielmehr als Entgelt für die Erlaubnis, die Reise in deiner Gesellschaft fortzusetzen. Glaube mir, besäße ich hundert Pferde, mit Freuden gäbe ich sie hin um den Preis, dir nahe zu sein, dich überwachen zu dürfen auf Schritt und Tritt. Und mehr noch, ein Indianer hat sich mir angeschlossen, ein Halbblut vom Stamme der Pawnees. Er ist scharfsinnig und gewandt, seine Begleitung daher bei solch kleiner Gesellschaft nicht zu unterschätzen.“

Mabel zuckte die Achseln und versetzte eintönig: „Ihr Vorschlag mag gut gemeint sein, allein um darauf einzugehen, müßte ich weniger hoch von mir selbst denken. Können Sie sich von ein paar Pferden nicht trennen, so beklage ich, mich vergeblich an Sie gewendet zu haben.“

Blatham lachte ingrinnig, verdeckte indessen seine auflockernde Wut dadurch, daß er anscheinend besorgt fragte: „Du wähnst wirklich, mit meinen Pferden die furchtbaren Wüsten auf der andern Seite der Rocky-Mountains kreuzen zu können? Wähnst, im Verein mit deinen Brüdern allen Beschwerden und Fährnissen, wohl gar den Angriffen wider Eingeborener gewachsen zu sein? Welche Macht bilden ein Mädchen und zwei bartlose Knaben? Denn auf Hilfe von nachfolgenden Trains dürft ihr nicht mehr rechnen, und wie bald würden da eure Pferde unter der Überlast der Arbeit zusammenbrechen. Es braucht aber nur ein Schneesturm aufzuspringen, um binnen wenigen Stunden ein Ende mit euch allen zu machen.“

Mabel erbleichte. Sie gedachte ihrer Brüder, faste sich indessen schnell und erwiderte gelassen: „Weshalb sollte uns vom Geschick nur Schreckliches vorbehalten sein? Nein, nein, Ihre schwarzen Bilder entmutigen mich nicht. Auf alle Fälle werden wir den großen Salzsee erreichen, und unter den Mormonen giebt es sicher Menschenfreunde, die uns eine Zuflucht für den Winter gewähren. Setzen Sie aber solche vernichtende Erfahrungen voraus, was hindert Sie da, im ehrlichen Handel mir Gelegenheit zu bieten, denselben auszuweichen? Es stände im Einklang mit der freundschaftlichen Anhänglichkeit, welche Sie meinem verstorbenen Vater gegenüber so oft beteuerten.“

„Dir, Mabel, dir nur allein galten meine Betuerungen,“ versetzte Blatham leidenschaftlich, als Mabel, seinen beängstigend glühenden Blick meidend, einfiel: „Und doch wurde es Ihnen so leicht, uns nach des Vaters Tod unserem Schicksal zu überlassen.“

„Wer vertrieb mich, wer verschmähte meinen Beistand, als ich ihn aus aufrichtigem Herzen anbot?“

„Ja, Sie boten ihn an,“ floß es unsäglich herbe von Mabels Lippen, „aber unter Bedingungen, die für mich unerfüllbar waren, oder ich hätte weniger gewissenhaft sein müssen. Doch lassen wir das ruhen. Entscheiden Sie sich, ob Sie mir durch den Verkauf der Pferde einen Dienst von unschätzbarem Werte erweisen wollen, oder nicht.“

„Um sie binnen kürzester Frist denselben Weg gehen zu lassen wie deine andern?“ fuhr Blatham nunmehr erbittert auf; „damit wäre dir wenig geholfen. Dein und deiner Brüder Untergang würde dadurch nur etwas weiter hinausgeschoben.“

o stört mich
erde abzu-
dafür hin,

der ältere
jahte ihm
ich eine
lass' mir's
Wäre
ener Mann
Zeit auf der
Statt dessen
ald bei dem
or man sich
er in unser
er bei uns?

Glend.“
Augen,“ er-
ne läßt sich
en sich an-
theit. Es ist

er aus den
de,“ verietste
d könnt' ich
innen hatte,
beiden besten
auf gingen.

selber die
st ab, die
Morgens
den Rippen
o geschah's
Veranlassung.
genug. hier
für weniger
ollene Decke
Dugend Tiere
a. Über die
che der früher
Gänle könnte
einfalls Aus-

Mabel be-
zu verheim-
und zögernd
kein Weiser
handlung be-
einsten Vor-

warf Harry
war er die
es Gegenteil
zugefügt.“

ens versetzte
schwer zu be-
lich nicht zu;
esonnenheiten
n uns große
eidet vielleicht
in Nachteil.“
dagegen, bei
Blatham deren
on und dem
schärfer an-
uten vor ihr
schwebte ihm
s Augen eine

Durchdringend sah Mabel in seine Augen. Eine furchtbare Anklage sprach aus ihrem Blick, indem sie erwiderte: „Sie beziehen sich darauf, daß unsere besten Pferde hinterlistigster Weise getödet wurden. Da frage ich, weshalb mußte solch Unglück uns allein und nicht auch andere Emigranten betreffen? Was konnte den elenden Räuber dazu bewegen, uns die Fortsetzung der Reise zu erschweren und schließlich unmöglich zu machen? Wenn er noch Vorteil von seiner verräterischen Handlung gehabt hätte. Dergleichen liegt sonst nicht in der Natur der Eingeborenen, es sei denn, daß ein heimlicher Feind sie dazu aufreizte.“

Außerlich ruhig hatte Blatham den von tiefem Argwohn zeugenden Blick ertragen. Sobald Mabel aber erbigte, kehrte er sich achselzuckend ab.

„Du kennst die Indianer nicht,“ versetzte er wie beläufig, „die sind nämlich zu allem fähig. Als Gewinn betrachten sie es schon, wenn es ihnen gelingt, die verhassten Eindringlinge ungestraft zu schädigen.“ Wie unentschlossen ließ er eine kurze Pause eintreten, und mit wachsender Leidenschaftlichkeit fuhr er fort: „Mabel, das Herz möchte mir brechen, wenn ich mir die Gefahren vergegenwärtige, welche dich und deine Brüder in Fortsetzung der Reise bedrohen; könnte ich aber deine Wohlfahrt mit meinem Leben erkaufen, mit Freuden würde ich es hundertmal hingeben. Teuerste Mabel, ein Monat und länger ist es her, als ich mich von euch trennte. Es geschah in Verzweiflung, weil du mir die letzte Hoffnung auf deinen Besitz mit dürren Worten abgeschnitten hattest. Ich wollte gehen, so weit der Himmel blau, und doch hielt es mich mit unzerreißbaren Banden in deiner Nähe. Daraus magst du ersehen, mit welcher treuen, uneigennütigen Zuneigung ich dir ergeben bin — nein, Mabel, unterbrich mich nicht, geh auch nicht fort, bevor du mich zu Ende gehört hast. Laß mich dir noch einmal sagen, daß meine Liebe zu dir trotz der erfahrenen schweren Demütigungen stets dieselbe unerschütterliche geblieben ist, dagegen in meiner Verzweiflung die Ursache dafür zu suchen, wenn ich hier und da dein Mißfallen erregte. Und nun frage dich selber offen und ehrlich, ob du an der Hand so vieler treuer Anhänglichkeit einer zweifelhaften Zukunft entgegengehen würdest. Daraufhin aber stehe ich dich an: raube mir nicht die letzte Hoffnung auf irdische Glückseligkeit. Du brauchst dich ja nicht sofort zu entscheiden; nur um dich laß mich sein, an deinem Anblick mich weiden, bis wir an unserem gemeinschaftlichen Ziel sind.“

„Nicht weiter,“ unterbrach Mabel ihn nunmehr, und in Erinnerung der Mittel, deren er sich unstreitig bedient hatte, um in ihrer arglistig geschaffenen Hilflosigkeit einen Bundesgenossen zu finden, drängte das Blut der Entrüstung sich bis in ihre Schläfen hinauf, „nicht weiter, denn jedes andere Wort wäre verloren. Ich will nicht untersuchen, wie solche Beteuerungen sich mit Ihrer Weigerung, mir eine Gefälligkeit zu erweisen, zusammenreimen; wiederhole aber ausdrücklich — und Zeit zum Überlegen bedarf ich nicht — daß, um Ihre Frau zu werden, ich anders fühlen und denken müßte. Aus denselben Ursachen sehe ich mich gezwungen, Ihre Begleitung auszuschlagen. Ich darf wohl im ehrlichen Handel um die Pferde mit Ihnen mich einigen, dagegen weitere Verpflichtungen mir gewalttham aufdrängen zu lassen, verbietet sich unter den obwaltenden Verhältnissen von selbst; verloren brauchen wir deshalb immer noch nicht zu sein.“

„Mabel, bestimme dich,“ versetzte Blatham unter dem Einfluß der in ihm gährenden Leidenschaften mit plötzlich

veränderter Stimme, „sei eingedenk, daß das Blut deiner mutwillig gemordeten Brüder um Rache zum Himmel schreien wird.“

„Die Rache des Himmels würde nur denjenigen treffen, welcher ihren Tod wirklich verschuldete,“ erwiderte Mabel eintönig; „doch wir sprachen schon zu lange miteinander,“ und sich abwendend, um zu ihren Brüdern zurückzukehren, fügte sie hinzu: „Ich bedaure, Sie mit meiner Bitte belästigt zu haben; hätte ich doch Ihre Antwort vorhersehen können.“

In tiefen Zügen entwand der Atem sich Blathams Brust. Einen Basiliskenblick hätte man es nennen mögen, mit welchem er die von ihm fortretende schlanke Gestalt überwachte.

Doch in der nächsten Sekunde überwog zügellose Hier wieder alle andern Empfindungen, und das Pferd hastig mit sich fortziehend, befand er sich gleich darauf an ihrer Seite.

„Mabel,“ keuchte er förmlich, „ich frage dich — hier in der tödlichen Einsamkeit einer menschenfeindlichen Wildnis frage ich dich: weist du mich endgültig zurück?“

Mabel war wieder stehen geblieben. Tiefer Unwille webte auf ihren Zügen, indem sie erklärte: „Ich thue es mit reinem Gewissen, denn nie gab ich in Worten, Mienen oder Blick Veranlassung zu irgend welchen unberechtigten Hoffnungen.“

„Und dennoch wirst du die Meine,“ rief Blatham zähneknirschend hervor, „die Meine, und solltest du deinen Sinn erst dann ändern, wenn der Tod dich und deine Brüder höhnisch angrinst.“

„Nimmermehr geschieht das,“ beteuerte Mabel, nunmehr selber leidenschaftlich, und stolz richtete sie sich auf, „nein, nimmermehr, ich rufe Gott zum Zeugen an, und wäre mir deshalb beschieden, meine Gebeine neben denen meiner Brüder von den Wölfen benagen zu lassen. Was Sie an uns sündigten, es wird sich furchtbar an Ihnen rächen. Glauben Sie aber, dadurch, daß Sie uns feige der Mittel zur Fortsetzung der Reise beraubten, auch nur den geringsten Einfluß auf meine Entschließung zu gewinnen, so täuschten Sie sich.“

Gellend lachte Blatham auf. Seine Wut kannte keine Grenzen mehr. Die in Mabels Worten enthaltene Anklage hatte ihn erschreckt, aber auch sein Blut in Gift und Galle verwandelt.

„So höre auch mein letztes Wort,“ rief er aus, „könnte ich durch ein Büschel Haare aus der Mähne eines meiner Gänle dich und die Deinen vor dem Gräßlichsten bewahren, um dich demnächst einem andern in die Arme sinken zu sehen, so stürbe ich lieber einen tausendfachen Tod, bevor ich einen Finger zu deiner Rettung ausstreckte.“

Mabel hatte nur einen Blick unfähiger Verachtung für ihn. Anscheinend gleichmütig beobachtete sie, wie er sich wutschäumend aufs Pferd schwang, den am Satteltknopf hängenden Lasso ergriff und denselben mit vollster Gewalt auf die Weichen des erschrockenen Tieres niederlaufen ließ, daß es sich hoch aufbäumte und in wildem Galopp davonstürmte.

Eine Weile blickte sie ihm nach. Ein seltsamer Ausdruck innerer Befriedigung verdrängte vorübergehend das Gepräge tiefer Sorgen von ihren erregten Zügen.

„Ich konnte nicht anders,“ lispelte sie unbewußt vor sich hin, „habe ich mich dadurch an meinen Brüdern veründigt, so mag Gott mir gnädig sein.“

Sie kehrte sich um, das Haupt gesenkt, begab sie sich

langsam ins
Brüder sich
erzwungen ab
Mühe sein w
Beruhigung.
würdet ihr se

„Um Hand
wie schwerlich
kreuzte,“ verh
zu ihm gehen
Pferde jetzt b

„Es ist b
ihn zum legt
wenn wir ih

„Mag er z
fahren, je e
so lieber. wi
auch ohne ih
meinten die

Brüder tre
eifrig erklä
daß sie die
des Wagens

auf das gerin
zu beschränke
ten, um sich
dem nächsten
scherposten

Scott-Bluff
schlagen zu

Mabel a
leichtert au
gute Mut de
befreite sie

letzten Zweif
sie bis dah
wieder bef

Mit einer
Heiterkeit w
sich ihren
heiten vor de
feuer, wo

Brüder a
gingen, v
Häufigkeit
auszuscheid
nur irgend

entbehren
Die Sonn
ihnen noch
Mabl. G

die ungebe
dennden Pie
gen Keimen
worauf W

Brüder gel
Deden gef
glaubten,
Obdachs e

An ernste
zur Abwe
schleichend

Mabel
das vorde
sie, wie
dichtete.
Pracht se
die mond

langsam ins Lager zurück. Auf die in den Zügen der Brüder sich offenbarende stumme Frage erklärte sie erzwingen gleichmütig: „Ich wußte, daß es vergebliche Mühe sein würde, versuchte es aber zu meiner eigenen Beruhigung. Verkauften sollte ich mich ihm, das würdet ihr schwerlich gutgeheißen haben.“

„Um Hand in Hand mit einem Schurken zu gehen, wie schwerlich jemals ein verworfenerer die Prairie kreuzte,“ versetzte Harry erbittert. „Hättest mich sollen zu ihm gehen lassen; vielleicht wären die erschossenen Pferde jetzt bezahlt.“

„Es ist besser so,“ erwiderte Mabel, „wir sahen ihn zum letztenmal, das ist ein größerer Gewinn, als wenn wir ihm zu Dant verpflichtet geworden wären.“

„Mag er zur Hölle fahren, je eher, um so lieber, wir werden auch ohne ihn fertig,“ meinten die beiden Burschen trotzig, und eifrig erklärten sie, daß sie die Ladung des Wagens nur bis auf das geringste Maß zu beschränken brauchten, um sich bis nach dem nächsten Pelztauscherposten in den Scott-Fluß durchschlagen zu können.

Mabel atmete erleichtert auf. Der gute Mut der Brüder befreite sie von den letzten Zweifeln, welche sie bis dahin immer wieder bestürmten.

Mit einer gewissen Heiterkeit unterzog sie sich ihren Obliegenheiten vor dem Küchenfeuer, wogegen die Brüder aus Wert gingen, von ihren Gabeligkeiten alles auszuschneiden, was sie nur irgend glaubten entbehren zu können. Die Sonne leuchtete ihnen noch zu ihrem Mahl. Es wurden die ungehemmt weidenden Pferde an langen Leimen auf einer etwas grasreicheren Stelle gepflückt, worauf Mabel die erste Wache übernahm. Die beiden Burschen hatten sich innerhalb des Zeltes in ihre Decken gehüllt. Es sollte das letztemal sein, wie sie glaubten, daß sie sich dieses für überflüssig erachteten Obdach erfreuten. Die Büchsen lagen neben ihnen. An erste Gefahren dachten sie nicht; aber sie wollten zur Abwehr der die Pferde vielleicht zu nahe umschleichenden Wölfe gerüstet sein.

Mabel saß auf der Wagendeichsel, den Rücken an das vordere Schutz Brett gelehnt. Traurig beobachtete sie, wie die Dämmerung sich mehr und mehr verdichtete. Der Himmel war klar. In unbeschreiblicher Pracht schickte das erwachende Sternengebiet sich an, die mondlose Nacht zu schmücken. Was am Tage die

unabsehbaren Ebenen gleichsam in ein Bild des Todes verwandelte: die durch nichts unterbrochene fable Farbe und die das Auge ermüdende Schattenlosigkeit, das verhällte die Dunkelheit wohlthätig. Freundlich gestattete sie der Phantasie, mit Scenerien reicherer Zonen sich zu umgeben, sich zu verlegen weit fort über ungemessene Räume nach den Stätten glücklich verlebter Tage. Doch Mabels Phantasie lag in den Banden schwerer Sorgen. Nach oben richtete sie die Blicke, wo die leuchtenden Weltkörper in ungestörter Ordnung ihre ewigen Bahnen verfolgten. Kein Stern war da, der ihr tröstlich zugeschimmert hätte. Kalt, teilnahmslos erschien ihr deren Gefunfel, feindselig sogar, wie die allmählich erlöschenden Feuer

des zeitigen Heims des verräterischen Blatham. Meteore zogen wohl hin und wieder ihre sprühenden Linien am magisch erhellten Firmament, allein welche Deutung hätte sie deren flüchtigem Auftauchen und Verschwinden beilegen können? Höchstens die eines Traumes, welcher nach seinem Verwehen kaum eine Erinnerung zurückläßt.

Die Zeit verrann. Der nächtlichen Kühle sicherwehrend, zog Mabel die wärmende Decke fester um ihre Schultern. Einen prüfenden Blick sandte sie zu den ruhig grasenden Pferden hinüber, und von Erschöpfung übermüdet, schloß sie die Augen. Sie schlief nicht, aber wie im Traum hörte sie das gelegentliche Heulen und Jauchzen der Prairiewölfe, das tiefe, hohle Brüllen, mit welchem hier und da Büffelstiere nach dem Durchwaten des seichten Stromes sich gegenseitig zum Kampfe herausforder-

ten. Friedlicher sandten Regenspfeifer und Krönschnepfen aus Wolkenhöhe ihre durchdringenden Rufe zu ihr nieder. Als weißer Reif schmiegte der Tau sich Gräsern und welken Kräutern an.

Wie lange Mabel so dageessen hatte, sie wußte es nicht, aber Winternacht war vorüber, als sie, durch die zunehmende Kälte ermuntert, wieder um sich spähte. Die Pferde, offenbar gesättigt, hatten sich niedergelegt. Nur noch als schwarze Bodenerhebungen vermochte sie dieselben zu unterscheiden. Achlos glitten ihre Blicke über zwei andere, sich dem Erdboden fest anschmiegende Schatten hinweg, die, in der Entfernung von etwa zweihundert Ellen dem Flußbett entsteigend, mit kaum wahrnehmbarer Bewegung die Richtung auf die Pferde zu verfolgten. Gern hätte sie den Brüdern den Schlaf



Mabel saß auf der Wagendeichsel, den Rücken an das vordere Schutz Brett gelehnt.

das Blut
Nache zum
igen treffen,
berte Mabel
lange mit-
n Brüdern
re, Sie mit
doch Ihre
Blatham's
es nennen
nde schlante
g zügellose
d das Pferd
leich darauf
dich — hier
enfeindlichen
h endgültig
efer Unwille
„Ich thue
in Worten,
end welchen
ff Blatham
est du deinen
h und deine
Mabel, nun-
sie sich auf,
Zeugen an,
ebene neben
benagen zu
s wird sich
ie aber, da
Fortsetzung
ngsten Ein-
so täuschten
kannte keine
n enthaltene
ein Blut in
rief er aus,
der Nähne
r dem Gräfs-
n ändern in
lieber einen
er zu deiner
Verachtung
stete sie, wie
ng, den am
denselben mit
rechten Tieres
umte und in
in feltamer
zte vorüber-
hren erregten
nbewußt vor
en Brüdern
begab sie sich

bis zum hellen Morgen gegönnt, doch deren gleichsam eifersüchtig behauptete Dienstfertigkeit berücksichtigend, stand sie davon ab. Sie erhob sich daher, und um den Wagen herumschreitend, begab sie sich nach dem aufgeschürzten Zelt hinüber. Im Vorbeigehen schürzte sie das unter der Asche glimmende Feuer; erst als dasselbe einen matten rötlichen Schein in das Zelt hineinwarf, trat sie zwischen die Brüder hin. Beide schlofen so fest, daß sie durch ihre Bewegung nicht gestört wurden. Traurig sah sie auf die von der dürftigen Beleuchtung gestreiften Gesichter nieder. Es widerstrebte ihr noch immer, sie zu ermuntern. Thräne auf Thräne entwand sich ihren Augen. Wer sagte ihr, wie oft es ihnen noch beschieden sei, sich eines derartigen sorglosen Schlummers zu erfreuen, wie bald die jungen Gemüther unter der Wucht eines schrecklichen Verhängnisses zusammenbrechen sollten! Das Schnauben drang zu ihr herein, mit welchem die Pferde sich erhoben, ansehend um die unterbrochene Beschäftigung des Grasens zu erneuern. Sie achtete dessen nicht. Die Regungslosigkeit der beiden jungen Leute mochte das Bild des Todes in ihrer Seele heraufbeschwören, denn sich hastig niederbeugend, legte sie die Hand auf das Haupt des ältern.

„Harry,“ sprach sie zärtlich, „willst du jetzt die Wache übernehmen, soll's mir recht sein.“ Harry richtete sich auf. Ein Weilschen gebrauchte er, um sich aus seinen Träumen in die Gegenwart zu versetzen, dann sprang er empor, zugleich griff er nach seiner Büchse.

„Hast wieder zu viel auf dich genommen,“ bemerkte er, indem er aus dem Zelt trat, „und dir dient die Ruhe ebenso sehr wie uns —“

„Nicht doch,“ unterbrach ihn Mabel, die ihm ins Freie hinaus gefolgt war, verstummte aber, als hastiges Stampfen herüberdrang, als ob die Pferde geschreckt worden wären.

„Die Wölfe,“ hob sie alsbald wieder dringlich an, „schnell, Harry, schnell, Sidney, — so lange hielten sie sich fern — hört, wie die Pferde arbeiten — schnell, schnell, bevor sie die Leinen zerreißen“ — abermals verstummte sie jäh, denn während die jungen Leute sich eiligst auf den Weg begaben, unterschied sie, daß die Pferde sich vollen Laufs entfernten. Nur als Schatten sahen jene sie noch in der Dunkelheit verschwinden; bald darauf verhallte auch ihr Hufschlag in der Ferne. Als die Brüder nach einiger Zeit mit den Resten der Leinen ans Feuer zurückkehrten, waren sie noch immer guten Mutes. Sie trösteten sich mit der Hoffnung, bei Anbruch des Tages der Flüchtlinge anständig zu werden; doch neuer Schrecken bemächtigte sich ihrer, als sie beim Schein des Feuers sich überzeugten, daß die Leinen zerschnitten worden waren, also nur ein Raub ausgeführt sein konnte. Der erste Eindruck dieser Entdeckung war ein lähmender. Was auch immer die jungen Gemüther überwältigend bewegte; keiner wagte seine schwarzen Befürchtungen laut zu offenbaren. Die letzten Mittel zur Fortsetzung der Fahrt verloren zu haben, war ja das schwerste Verhängnis, welches auf sie hätte hereinbrechen können. Erst nach einer längern Pause brach Harry das beängstigende Schweigen mit den Worten: „Das ist Blathams Werk. Dieselben Hände, welche die Pfeile auf unsere Pferde entzündeten, spielten uns diesen neuen Schurkenstreich. Aber es soll ihm bezahlt werden. Bei Gott! bevor die Sonne über die Ebene scheint, bin ich drüben bei ihm. Anklagen will ich ihn vor allen Leuten, und sind die zu feige, ihn zu richten, so geschieht's von meinen Händen, mag daraus werden, was da wolle.“

Mabel erbebte bis in ihr Herz hinein. Sie bezweifelte nicht, daß der erbitterte trotzig Bursche sich zu einer Unbesonnenheit würde hinreißen lassen, und zitterte für ihn. Sie wußte aber auch, daß ihre Beschwichtigungsgründe nur dazu dienten, seinen Widerspruchsgestirnis zu entfachen und den jüngern Bruder trotz seiner großen Jugend mitfortzureißen. Während beide aber mit der ruhigen Zuversicht gereifter Männer ihre nächsten Schritte berieten und erwogen, blickte Mabel ratlos um sich. Die Feuer in dem fernen Lager waren längst erloschen, durch nichts mehr zeichnete es sich aus. Sie gedachte Blathams und ein Schauer durchriefelte sie. Seine letzte Drohung sich vergegenwärtigend, schwebte ihr vor, ihn abermals vor sich hintreten zu sehen und zwar dann erst, wenn in der That ein gräßlicher Tod sie samt ihren Brüdern höhnisch angrinste. Dem nur um diesen Zeitpunkt näher zu rücken, konnte er mit teuflischer Berechnung sich ihrer letzten Pferde bemächtigt haben. Und wiederum vor eine fürchterliche Wahl gestellt: wie durfte sie angesichts des unabwendbaren Unterganges ihrer Brüder nur entscheiden! Wo lag jetzt noch Rettung? Die Emigrantenstraße hatte sich entwölfert; wer jetzt noch aus dem Ofen kam, der eilte mit allen Kräften; von ihm war keine größere Teilnahme zu erwarten, als von so mancher andern Karawane, welche sie blutenden Herzens an sich vorüberziehen sah. Dünster grübelte sie vor sich hin. Die beiden Burschen, ihr Urteil scheuend, sprachen mit unterdrückten Stimmen zu einander. Eine Stunde verrann, und noch immer saßen sie vor dem schwälenden Feuer. Wer hätte in der trostlosen Lage noch die Neigung besessen, sich zum Schlaf auszustrecken? Während Mabel verzweifelt in die Glut starrte, beobachteten die Brüder ungeduldig den Ofen. Sie schienen das erste Grauen des Morgens nicht erwarten zu können. Zu dem, was sie heimlich plantem, bedurften sie des Tageslichts. Zuweilen schürzten sie die Glut heftig, daß ein Funkenmeer, weithin sichtbar, hoch emporwirbelte, um sie alsbald wieder bis zum Ersticken mit dem eigentümlichen Brennstoff zu bedecken.

Blöglich richtete Mabel sich auf. Was den Brüdern in ihrer wilden Erregung entgangen war, hatte sie mit scharfem Ohr unterschieden.

„Ich meine Hufschlag zu hören,“ bemerkte sie förmlich zaghaft, als hätte sie sich scheut, nichtige Hoffnungen anzuregen, „die Pferde — wenn sie zu uns zurückkehrten —“

Die Brüder lauschten mit angehaltenem Atem, doch schon nach kurzer Pause versetzte Harry spöttisch: „Da müßten sie ein gut Stück Wegs hinter sich gelegt haben, um aus entgegengesetzter Richtung zu kommen,“ und weiter nach abermaligem Lauschen: „Und dann das Knallen von Peitschen und das Gallo. Verdamm! Das gilt mehr Gäulen, als einem abgetriebenen Paar.“

„Sie folgen der Landstraße,“ bemerkte Mabel in fieberhafter Spannung; „es wäre ratsam, hinüberzugehen und die Leute anzusprechen. Vielleicht befinden sich mitleidige Seelen unter ihnen, denen es nicht zu viel ist, verunglückten Reisenden beizuspringen. Ja, geht, ich schüre unterdessen das Feuer, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen.“

„Hol der Teufel sie alle,“ antwortete Harry mit dem ganzen Ungeßüm eines trotigen Farmerburschen, dessen Ideen während einer schweren Prüfungszeit verfrüht reiften, aber er erhob sich und warf die Büchse auf die Schulter, „das müßte schon ein Narr sein oder

jemand, der h
Jahreszeit no
biegen.“ Er
eher läßt sich
gebrauchen, u
werden. Wa
Sorgen; ist's
zu leisten,“ u
in der Dunkel
Sidney wa
ihre schwanke
er gespannt i
einer mit ä
Minute zu
wieder sandt
dichten Funke
er wählte d
Ob es beac
Schnelligkeit
Und herbei f
wilde Jagd
verdammt,
hinlegte. M
liche; denn
aufmunternd
zahlreicher S
der Peitsche
Funken stol
Auf hartes
Thonpfeifen
entführte.
tiefer. Wer
auf weniger
Einde wa
Drange, vor
der winterli
gewinnen, er
dungen.

Näher k
Schnauben
schallten die
noch eine k
Harry sich
so weit gele
Durchdring
tnall, wom
in eine a
Pulsschlag
leichtert auf
die sink te
Nollen der
sich dem i
diese Bewe
immer an
war, das sel
emporsand
worden. W
er sich aus
etwa vierh
halten. F
stürmte S
„Die B
los aus,“
ihre Hilfe
Er spro
der Schei
gleich dare
anhielt.

Sie bezweifelte sich zu... ihre Beiden Widerbruder trotz hrend beide Lämmer ihre Mabel... er waren ete es sich nder durch-geegenwärtch hintreten... Hat ein hhnisch an- näher zu sich ihrer derum vor e sie ange- er Brüder ung? Die jetz noch äften; von arten, als e blutenden er grübelte ihr Urteile nmen zu- och immer er hätte in , sich zum weifelnd in ungeduldig s Morgens ie heimlich Zuweilen kunkensher, ie alsbald ntmilich n Brüdern hatte sie merkte sie t, wichtige enn sie zu Atem, doch tisch: „Da sich gelegt kommen.“ Und dann llo. Ver- abgetrie- el in fieber- berzulegen finden sich zu viel ist, , geht, ich nerksamkeit Harry mit erbürschen, äfungszeit die Milchse sein oder

jemand, der selber hilfsbedürftig ist, der sich um diese Jahreszeit noch bewegen ließe, von seinem Wege abzubiegen.“ Er lachte gehässig und fügte hinzu: „Weit eher läßt sich vermuten, daß sie die Peitschen schärfer gebrauchen, um vorbeizuschlüpfen, ohne angesprochen zu werden. Was sie nicht sehen, bereitet ihnen keine Sorgen; ist's doch unbequem, Hilfsbedürftigen Beistand zu leisten,“ und bald darauf verschwand seine Gestalt in der Dunkelheit.

Sidney war seiner Schwester näher gerückt. Gleich ihr schwankend zwischen Furcht und Hoffnung, horchte er gespannt in die Richtung, aus welcher das Geräusch einer mit äußerster Eile reisenden Karawane von Minute zu Minute deutlicher herüberdrang. Hin und wieder sandte er auch durch heftiges Schüren einen dichten Funkenfchwarm empor, ein Signal, von welchem er wähnte, daß es nicht mißverstanden werden könne. Ob es beachtet wurde, mochte Gott wissen; bei der Schnelligkeit der Fahrt ließ es sich kaum erwarten. Und herbei stürmte der Zug, als ob es die gespenstische wilde Jagd gewesen wäre, die, zur ewigen Raftlosigkeit verdammmt, planlos über die unbegrenzten Ebenen hinwegzieht. Nein, so reisten keine gewöhnliche Sterbliche; denn lauter und durchdringender mischte sich aufmunterndes Hallo und Duffa mit dem Stampfen zahlreicher Hufe, mit dem Rollen von Rädern, Knallen der Peitschen und Klirren und Rasseln der Ketten. Funken stoben, wo hier und da ein beschlagener Huf hartes Gestein traf, oder der Luftzug den kurzen Thonpfaffen einen Teil ihres glimmenden Inhaltes entführte. Mabels letzte Hoffnung sank tiefer und tiefer. Wer derartig reiste, der konnte keine Rücksicht auf weniger Begünstigte nehmen. In der schrecklichen Ebnöde war jeder sich selbst der Nächste. In dem Drange, vorwärts zu kommen, vor dem hereinbrechen der winterlichen Schneestürme ein sicheres Obdach zu gewinnen, ersickten alle milderer Regungen und Empfindungen.

Näher kam der Zug, vernehmlicher wurde das Schnauben scharfgetriebener Tiere, vernehmlicher erschallten die Stimmen der begleitenden Männer. Nur noch eine kurze Strecke trennte sie von der Stelle, wo Harry sich bereit hielt, sie anzurufen. Doch bevor er so weit gelangte, ertönten einige kurze Kommandorufe. Durchdringendes Gellen und verstärktes Peitschengeknall, womit man eine Herde frei laufender Tiere in eine andere Richtung lenkte, folgte. Mabels Pulsschlag stockte; gleich darauf aber atmete sie erleichtert auf. Aus dem Klirren und Stampfen, welches die flink trabenden Gespanne erzeugten, wie aus dem Rollen der Wagen ging hervor, daß die wilde Jagd sich dem Fluß näherte. Sidney jubelte. Ihm galt diese Bewegung schon allein als Rettung. Was nur immer an sorgfältig gepartem Brennholz zur Hand war, das schob er in die Glut, die alsbald helle Flammen emporfandte. Der Train war unterdessen sichtbar geworden. Als langgestreckter schwarzer Schatten zeichnete er sich aus. Es lag augenscheinlich in seiner Absicht, etwa vierhundert Schritte weiter stromabwärts Raft zu halten. Bevor er indessen zum Stillstand gelangte, stürmte Harry vollen Laufs herbei.

„Die Vereinigte-Staaten-Post!“ rief er beinahe atemlos aus, „wenn von irgend jemand, so können wir von ihr Hilfe erwarten.“

Er sprach noch, als vereinzelter Duffschlag sich näherte, der Schein der Flammen einen Reiter streifte, der gleich darauf sein dampfendes Maultier vor dem Feuer anhielt. Bei der Erwähnung der Post hatte Mabel

die Hände gefaltet. Ein Wort vermochte sie nicht hervorzubringen; aber während sie auf den schnell deutlicher aus der Dunkelheit hervortretenden Reiter starzte, prägte sich wahre Todesangst, gepaart mit überschwenglichen Hoffnungen in ihren Zügen aus.

„Hallo! Wen haben wir hier noch?“ rief eine jugendfrische Männerstimme vom Sattel herunter; „hätte nicht geglaubt, auf dieser Seite der Rocky-Mountains noch Emigranten einzuholen.“

Eine Antwort erfolgte nicht. Den beiden Brüdern lähmte Erstaunen die Zunge. Mabel dagegen hatte auf den ersten Ton von des Reiters Stimme das Antlitz in beide Hände gelegt und schluchzte, als ob ihr Herz nunmehr gänzlich gebrochen wäre.

Befremdet sah der Reiter um sich. Eben noch von Finsternis umgeben, hinderte die flackernde Flamme ihn, die verschiedenen Gestalten schnell zu unterscheiden. Dann aber rief er, wie die Wirklichkeit bezweifelnd, erschrocken aus: „Harry! Sidney! Ihr seid es? Wo weilt Eure Schwester, wo Euer Vater? Ihr hättet zur Zeit längst kalifornischen Boden betreten haben müssen,“ — sein Tier trat einen Schritt zur Seite, und jetzt erst wurde er an der Flamme vorbei Mabels ansichtig. Einige Sekunden verharrte er wie versteinert. Der erste Blick auf sie belehrte ihn, daß unheilvolle Erfahrungen hinter ihr lagen, eine Leidensgeschichte, deren Umfang er leicht erriet. Ohne ein weiteres Wort schwang er sich aus dem Sattel, und neben Mabel hintretend, sprach er mit vor Behmut zitternder Stimme: „Mabel, wie muß ich Sie wiederfinden! Wer hätte das geahnt, als ich vor zwei Monaten die wenigen Stunden mit Ihnen allen vor Ihrem Feuer verbrachte. Damals kam ich aus dem Westen; seitdem hatte ich die ernste Absicht, Sie in San Francisco aufzufuchen, und jetzt — Mabel, ich scheine zu tragen —“

Da erhob sich Mabel, und dem jungen Manne mit dem von braunen Locken und gleichfarbigem Bart eingeraubten Gesichte und den eigentümlich sanft schauenden blauen Augen beide Hände reichend, verfehte sie, ihre Thränen gewaltsam bekämpfend: „Nein, Campbell, fragen Sie nicht. Was Sie hier sehen, ist alles, was von der damals so lebensfroh in die Zukunft schauenden kleinen Gesellschaft blieb. Unsere beiden letzten Pferde wurden vor wenigen Stunden geraubt. Liegt es nicht in Ihrer Gewalt, uns mit den Mitteln zur Fortsetzung der Reise zu versehen, so steht für meine Brüder und mich das Argste zu befürchten.“

„Hier dürfen Sie nicht bleiben!“ rief Campbell sichtbar erschüttert aus, und noch immer hielt er Mabels Hände und suchte er in ihren feuchtschimmernden großen Augen; „wie Ihre Rettung zu bewirken ist, das kann ich jetzt noch nicht entscheiden. Ich muß mich zuvor mit meinen Begleitern beraten; wir müssen die Mittel erwägen, welche uns zu Gebote stehen, außerdem das, was wir unternehmen, in Einklang mit der Verantwortlichkeit bringen, welche auf meinen Schultern lastet. Doch beruhigen Sie sich, teuerste Mabel, und auch Ihr seid guten Muts,“ wendete er sich an die beiden Brüder, ihnen wie alten Bekannten die Hand schüttelnd, „sind es auch nur wenige Stunden des Besammenseins, auf welche sich unsere Freundschaft begründet, so habe ich doch in Eurem Kreise nicht Salz und Brot gegessen, um es alsbald wieder aus meinem Gedächtnis zu streichen.“ Er sandte einen Blick nach dem Posttrain hinüber. Aus dem schwarzen Gewirre las er, daß man Anstalt traf, zunächst die Tiere zu tränken. Auch ein Feuer war bereits entzündet und man beeilte sich,



alle Vorbereitungen zu einer kurzen Rast zu treffen. „Ich muß hin und zum Rechten sehen,“ sprach er weiter, abermals Mabels Hand ergreifend, „sobald ich abkömmlich sein werde, bin ich wieder hier; bis dahin ist dieser oder jener Plan gereift. Auf alle Fälle entschlagen Sie sich der ferneren Sorgen und seien Sie überzeugt, daß nichts geschieht, was nicht Ihren vollen Beifall findet.“

Mabel rang nach Worten.

„Wie vom Himmel entsendet, erscheinen Sie zu einer Stunde, in welcher wir unser Los für besiegelt halten mußten,“ sprach sie endlich tief aufatmend; „auf ein solches Wunder konnten wir nicht hoffen.“

„Kein Wunder, teuerste Mabel,“ fiel Campbell mit einer gewissen heitern Leichtfertigkeit ein, „hin und her vermittele ich zwischen dem Missouri und San Francisco, da kann es nicht überraschen, wenn ich allen Überlandreisenden wenigstens einmal begegne — doch jetzt auf Wiedersehen, binnen kurzer Frist,“ und so herzlich, so innig und tröstlich sah er in Mabels Augen, als hätte er sich gar nicht mehr von ihnen losreißen können, und von ihr fortretend, schritt er um das Feuer herum zu seinem Maultier hinüber.

Wie von verheißenden Träumen umfangen, blickte Mabel ihm nach. Sie war so bewegt, daß sie seinen Scheidegruß kaum zu erwidern vermochte. Erst nachdem er sich in den Sattel geschwungen hatte und mit einem abermaligen „Auf Wiedersehen“ seinem Tiere die Sporen gab, schlug ihr Herz freier. Erschöpft ließ sie sich vor dem Feuer nieder, und wie zuvor weinte sie auch jetzt heiße Thränen. Sie wußte nicht, woher sie kamen; denn die Sorgen, welche sie bis zum Verzweifeln quälten und marterten, die hatte Campbell mit wenigen Worten von ihrer Seele genommen.

Eine Stunde war noch nicht verstrichen, als Campbell im Kreise der Geschwister vor dem Feuer Platz nahm, und nach einer abermaligen Stunde, da war er vertraut mit allen Ereignissen, welche sie auf der langen Wüstenfahrt begleiteten. Doch auch die Geschwister hatten erfahren, daß der Postzug aus drei sechsspännigen leichteren Wagen bestand, deren zwei vorzugsweise mit ausgekörntem Mais beladen waren, um den zähen genügsamen Maultieren hin und wieder ein kleines Kornfutter verabreichen zu können. Außerdem war die Zahl unbeschwert laufender Tiere darauf berechnet, daß die Gespanne sowohl wie die Reittiere von vier zu vier Stunden abgelöst werden konnten. In dem eigentlichen Postwagen hatten vier Reisende Platz gefunden. Deren geringes Gepäck war auf die andern beiden verteilt worden, jedoch ohne den Raum soweit zu beschränken, daß für Mabel und ihre Brüder nicht ein bequemes Unterkommen zu beschaffen gewesen wäre. Es wurde daher beschloffen, von dem Eigentum der Geschwister nur das Unentbehrlichste mit zu verladen, den Rest dagegen nebst Wagen, Zelt und Pferdegeschirren preiszugeben.

Der Osten hatte sich bereits gerötet, als Campbell sich zur Rückkehr nach dem Postlager anschickte. Auf seinen Wunsch gab Mabel ihm das Geleit. Willig duldete sie, daß er ihren Arm unter den seinigen zog. Eine kurze Weile schritten sie schweigend nebeneinander einher. Dann hob Campbell in seiner mannhaft offenen Weise an: „Es giebt Lagen, in welchen man nicht fragen darf, ob das, was man zu thun oder zu sprechen gedenkt, den gerade waltenden Verhältnissen angemessen sei. Ob Prairie und Himmel die einzige Umgebung bilden, ob ein gastliches Dach sich über uns wölbt, es kann die Aufrichtigkeit der Gesinnungen nicht

beeinflussen. Noch weniger darf bei mir vorausgesetzt werden, daß wenn ich jetzt mit dem rückhaltlosesten Vertrauen zu Ihnen rede, ich Ihre Lage in ähnlicher Weise ausbeuten möchte, wie Blatham schurkischerweise es versuchte. Ich schide voraus, teuerste Mabel, daß wenn nicht unberechenbare Ereignisse uns hindernd entgegenreten, Sie und Ihre Brüder unfehlbar innerhalb vier Wochen wohlbehalten an Ihrem Ziel eingetroffen sein werden. Daraufhin aber darf ich mit gutem Gewissen die Frage an Sie richten, ob Sie hinlänglich Vertrauen zu mir besitzen, um mir Ihre Hand zur Vereinigung fürs ganze Leben zu reichen. Meine Frage klingt geschäftsmäßig, aber woher sollte ich nach den ergreifenden Schilderungen Ihrer Leiden die Worte nehmen, zumal im Drange der kurz bemessenen Zeit, um Ihnen verständlich meine innige Zuneigung zu beteuern, Sie zu überzeugen, daß seit der Stunde, in welcher wir einander zum erstenmal begegneten, Ihr Bild keinen Augenblick aus meinem Gedächtnis wich, mein ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet war, Sie wiederzusehen. Daß ich Sie gerade hier finden mußte, möchte ich ebenfalls einen Fingerzeig des Himmels nennen, und wenn Ihnen nur ein wenig an meiner irdischen Glückseligkeit gelegen ist, Sie nur ein wenig Freundschaft für mich hegen — Mabel, dann soll es meine heiligste Lebensaufgabe sein, Ihr Herz in einem Maße zu gewinnen, daß Sie nie bereuen, Ihre ganze Zukunft in meine Hände niedergelegt zu haben.“

Ohne einen Versuch der Unterbrechung hatte Mabel seinen Worten gelauscht, aber tiefer neigte sie das Haupt und schwerer lehnte sie sich auf seinen Arm, während heiße Thränen ihre Wäde verfleierten.

„Ihr Mitleid reicht zu weit,“ hob sie, nachdem Campbell geendigt hatte, zaghaft an, „Sie befinden sich zu sehr unter dem Eindruck dessen, was Sie durch mich erfahren, um unbefangen sich selbst zu prüfen und andere zu beurteilen. Und dann zu dieser Stunde — und wie wenig kennen Sie mich —“

„Hinlänglich,“ fiel Campbell dringender ein, „um für jedes Wort, welches ich sprach, Gott zum Zeugen anrufen zu dürfen. Nein, teuerste Mabel, weisen Sie mich nicht zurück. Bei dem Andenken Ihres armen Vaters beschwöre ich Sie, nicht durch die äußern Formen sich in Ihrer Entscheidung bestimmen zu lassen. Ich will Ihr Bestes, aber auch das meinige, und was ich Ihnen hier unter dem Sternenhimmel in der trostlosen Wüste angelobe, das ist so heilig, als ob ich vor dem Altar des Herrn stände.“

„Ich glaube Ihnen, gewiß, ich glaube Ihnen,“ versetzte Mabel ergriffen, „und ich bitte Sie, wenn Sie dann noch ebenso denken, Ihre Frage nach unserer Ankunft in Kalifornien zu erneuern —“

„Sie braucht nicht erneuert zu werden, sofern meine jetzige Frage auch nur den leisesten Wiederhall in Ihrem Herzen findet,“ unterbrach Campbell sie hastig, „dann aber gehe ich noch weiter, indem ich aus überwallender Seele erkläre: Bestimmen Sie, daß Freund und Leid hinfort zwischen uns geteilt sein sollen, weshalb dann noch warten, bis sonnigere Tage sich vor uns eröffnen? Weshalb nicht schon von dieser Stunde an Hand in Hand geben, gemeinsam in Empfang nehmen und tragen, was uns vielleicht auf der immerhin nicht ungefährlichen Reise zugebracht sein mag? Unter meinen Fahrgästen — und auch das erscheint wie eine Fügung des Himmels — befindet sich ein Notar, welchen ich von der ehrenwertesten Seite kennen lernte —“

„Unmöglich wollte Campbell daß er sie fe einwilligte, Ihnen zu sei. Was bed Ausdruck ei Markt hinein lichen Einfa inmitten des Glück, welch Ihnen ein se möchte, es Doch die B ruhigeren Z mein Lager, innerhalb Stunden bre auf. Ingewi Pflichterfüll es kein Bau Bögen, w liegt die E gung dafür, in einer A heit, in we das Herz al chen sollte, die Herrsch dasselbe ei Und so hß Sie auf mei indem Sie wägung a mädchenhaft bastigkeit en den Bedeut stellen. Si Ihre Reite ausschließlic gleitung von beendigen. Ihnen auch der größten tung, so i Ihrer selb doch ratfan neben ihre Brüdern e tigtter Besä nen zur E Es tritt d stand noch kalifornische fast ausfü gegenüberi nicht weiter fragen: W werden, N schon jetzt gefettet zu

Es war jungen Le offenbarend Sie stand Haupt gen tiefe Blut Campbell

„Unmöglich,“ rief Mabel erschrocken aus und sie wollte Campbell ihren Arm entziehen, da aber, daß er sie fester an sich zog, „und wenn ich wirklich einwilligte, sogar gern und dankerfüllt einwilligte, Ihnen zu seiner Zeit anzugehören —“

„Was bedarf es da mehr?“ fiel Campbell mit einem Ausdruck ein, welcher das zögende Mädchen bis ins Mark hinein durchzitterte, „ob heute hier in der tödlichen Einsamkeit der Wildnis, ob erst nach Monaten inmitten des sich überstürzenden Weltverkehrs: das Glück, welches ich in Ihrem Besitz finde und wie ich Ihnen ein solches so gern, so unendlich gern bereiten möchte, es kann dadurch keine Wandlung erfahren. Doch die Zeit drängt,“ versiel er in einen ernstern ruhigeren Ton, indem er stehen blieb. „Dort steht mein Lager, spätestens

innerhalb zweier Stunden brechen wir auf. In gewissenhafter Pflichterfüllung giebt es kein Häudern und Zögern, und darin liegt die Entschuldigung dafür, wenn ich in einer Angelegenheit, in welcher nur das Herz allein sprechen sollte, dem Kopf die Herrschaft über daselbe einräume. Und so hören auch Sie auf meine Worte, indem Sie kluge Erwägung allen aus mädchenhafter Zaghastigkeit entspringenden Bedenken voranstellen. Sie werden Ihre Reise in der ausschließlichen Begleitung von Männern beendigen. Begegnet Ihnen auch jeder mit der größten Ehrerbietung, so ist es um Ihrer selbst willen doch ratsamer, wenn neben ihren jungen Brüdern ein berechtigter Beschützer Ihnen zur Seite steht. Es tritt dieser Um-

stand noch schärfer hervor, nachdem wir erst die kalifornische Grenze überschritten haben und wir fast ausschließlich noch ungeordneten Verhältnissen gegenüberstehen. Doch ich spinne diese Betrachtungen nicht weiter aus; wohl aber darf ich jetzt noch einmal fragen: Wenn der Gedanke, überhaupt meine Frau zu werden, Ihnen nicht peinlich ist, willigen Sie dann ein, schon jetzt durch Gesetzespruch unauflöslich an mich gefettet zu werden?“

Es war bereits so hell geworden, daß die beiden jungen Leute einer die in des andern Zügen sich offenbarenden Regungen zu überwachen vermochte. Sie standen einander gegenüber. Mabel hatte das Haupt geneigt. Auf ihrem schönen Antlitz wechselten tiefe Blut und jähes Erblichen in schneller Folge. Campbell beobachtete sie ängstlich. Endlich ertrug er

ihre ratlose Schweigen nicht länger. Sanft ergriff er ihre Hand und förmlich schüchtern entwand sich seinen Lippen: „Mabel, wird es Ihnen denn so unsäglich schwer, eine Entscheidung zu treffen?“

Mabel sah auf. Einige Sekunden starrte sie, wie um Mitleid flehend, auf das tief gebräunte Antlitz und in die ehrlichen blauen Augen. Lang und tief atmete sie, während das regsame Blut ihre Wangen zu sprengen drohte. Plötzlich aber breitete sie ihre Arme weit aus, und Campbells Hals umschlingend, barg sie ihr Antlitz an seiner Brust: „Handle nach deinem Wohlgefallen,“ drang es kaum verständlich und doch so entzückend zu seinen Ohren; „dir will ich angehören und dienen immerdar. Ob heut oder morgen — dein Wille geschehe.“ —



„Mabel, wird es Ihnen denn so unsäglich schwer, eine Entscheidung zu treffen?“

ihren Arm um sie gelegt und küßte ihre Augen und Lippen. „So mag dein Entschluß geeignet sein viel tausendmal,“ sprach er gedämpft, „was aber das Geschick an dir und den Deinigen verbrach, das will ich fühlen mit allen Kräften, bis mir das Auge bricht. Doch jetzt richte dich auf, du mein eigenes treues Mädchen. Kehre zurück zu deinen Brüdern, ordne das, was du mitzunehmen wünschst, und trauere nicht um das, was du aufgibst. Ich besitze mehr als genug für uns beide, und gefällt es dir, so führt meine nächste Postfahrt uns nach den friedlicheren Dörfern zurück, wo ich mich nicht mehr von dir trenne. Sobald ihr mit allem fertig seid, kommt herüber. Im Vorbeifahren laden wir auf, was irgend noch Platz auf dem Wagen findet.“ Er küßte die

Tränen von Mabels Wangen und trieb sanft zur Eile. Wie von einem süßen Traum umfangen, sah Mabel um sich. Sie mochte sich fragen, ob es Wahrheit, was sie eben erlebte. Plötzlich erblickte sie. Ihre Blicke hatten sich in die Richtung verirrt, in welcher sie abends zuvor das Lager der Handelskarawane beobachtete.

„Er ist fort,“ sprach sie schauernd. Campbell küßte sie. „Laß ihn,“ beschwichtigte er ihre neu erwachenden Sorgen, „wird er seines Raubes nicht froh, so ist er selber verantwortlich dafür,“ und von Mabel unbemerkt, glitt ein bedrohliches Lächeln über sein offenes Antlitz, „doch gehe jetzt, ja gehe. Die Zeit eilt, und die freundliche Aufgabe, welche unserer harrt, darf nicht länger aufgeschoben werden, als bis die Sonne als Glück-

Campbell hatte seinen Arm um sie gelegt und küßte ihre Augen und Lippen.

So mag dein Entschluß geeignet sein viel tausendmal, sprach er gedämpft, was aber das Geschick an dir und den Deinigen verbrach, das will ich fühlen mit allen Kräften, bis mir das Auge bricht. Doch jetzt richte dich auf, du mein eigenes treues Mädchen. Kehre zurück zu deinen Brüdern, ordne das, was du mitzunehmen wünschst, und trauere nicht um das, was du aufgibst. Ich besitze mehr als genug für uns beide, und gefällt es dir, so führt meine nächste Postfahrt uns nach den friedlicheren Dörfern zurück, wo ich mich nicht mehr von dir trenne. Sobald ihr mit allem fertig seid, kommt herüber. Im Vorbeifahren laden wir auf, was irgend noch Platz auf dem Wagen findet.“ Er küßte die

drausgesetzt haltlosesten in ähnlicher schürftigste Mabel, es hindernd unsehbar Ihrem Ziel arf ich mit n, ob Sie mir Ihre zu reichen. höher sollte per Leiden e kurz be eine innige , daß seit erstenmal us meinem d Trachten Daß ich ebenfalls und wenn Glückselig ist für mich ste Lebensgewinnen, in meine tte Mabel te sie das inen Arm, erten. , nachdem ie befinden Sie durch zu prüfen ser Stunde ein, „um am Zeugen weisen Sie res armen die äußern n zu lassen. n, und was n der trost- ob ich vor men,“ ver- wenn Sie ch unserer fern meine derhall in sie hastig, aus über- daß Freund ollen, wes- se sich vor ser Stunde Empfang der immer- sein mag? es erscheint et sich ein te kennen

wunsch uns ihre ersten Morgenstrahlen zusendet." Noch einmal grüßten sie sich mit den Augen, dann schritten sie in entgegengesetzten Richtungen davon.

Als Mabel mit ihren Brüdern im Lager des Posttrains eintraf, war die Sonne eben der Prairie entstritten. Wie zu einem Feste geschmückt, prangte der ganze Osten in Gold und Purpur. Durch die nahe dem Erdboden lagernden Dunstschichten der blendenden Strahlen beraubt, erinnerte die gerötete Scheibe an das Gesicht eines zu früh Ermunterten, welcher nach behaglich vollbrachter Nacht den Schlaf noch nicht aus den Augen rieb. Dichter Reif bedeckte die sable Ebene. Doppelt lieblich erschien im Gegensatz zu der vorherrschenden weißen Farbe der lichtblaue Himmel. Wohl mochte selten ein Brautzug, wie Mabel in Begleitung ihrer Brüder ihn bildete, an Einfachheit

übertroffen worden sein, eine dankbarere und beglücktere Jungfrau war dagegen schwerlich jemals dem Auserkorenen entgegen geschritten, als Mabel, indem sie sich zögernd, allmählich aber mit wachsender Zuversicht auf den ihrer harrenden Geliebten zubewegte. Erst an seinem Arm hängend, besiegte sie leichter die Befangenheit, welche angeichts einer größern Anzahl fremder Männer sich ihrer bemächtigte. Und wer sie kommen sah, der richtete sich selbstverständlich so ein, daß sie dicht an ihm vorübergehen mußte, um ihr einen aufrichtig gemeinten freundlichen Gruß zu bieten, welchem gewöhnlich noch einige, wenn auch etwas rauhe Ausdrücke der Bewunderung folgten. Neben dem vordersten mit festen Verdecken und aufgerollten Seitenledern versehenen Vantewagen war mittelst zweier Koffer und eines Wagenbrettes eine Art Tisch hergestellt worden. Vor demselben saß auf einem Feldstuhl der Richter Longwood, wie Campbell ihn vorstellte. Von diesem ausgiebig unterrichtet, war er eben mit Schreiben fertig geworden, so daß das betreffende Dokument nur vorgelesen zu werden brauchte, um demnächst die gesetzlichen Fragen und Unterschriften der Hauptbeteiligten wie der Zeugen folgen zu lassen. Bei dem Eifer, mit welchem jeder sich bereit zeigte, der unter den auf ihr ruhenden neugierigen Blicken holdselig errötenden schönen Braut zu dienen, nahm die Erledigung der gebotenen Formen nur wenige Minuten in Anspruch. Hieran schlossen sich die üblichen Glückwünsche, von welchen sogar der



Vor demselben saß auf einem Feldstuhl der Richter Longwood.

einfachste Manteltreiber sich nicht ausschloß. Bestand das darauf folgende Hochzeitsmahl aber nur aus den gewöhnlichen einfach zubereiteten Speisen, so wurde ihm durch die eben stattgefundenen feierlichen Handlung eine Würze erteilt, welche weder durch Glanz noch durch Uppigkeit hätte erhöht werden können. Und wo wäre eine prächtigere Hochzeitsfackel zu finden gewesen, als sie an diesem geeigneten Morgen am östlichen Himmel emporflammete? Wo ein zarter gewebter Teppich, als ihn die auf dem kurzen Rasen sich eng aneinander reihenden funkelnden und glitzernden Eiskristalle bildeten? Wehmut, Glück und innerer Friede strahlten aus den Augen der Braut; Stolz und Selbstvertrauen offenbarten sich in der Haltung des stattlichen Postführers.

Das Risten zum Ausbruch nahm nur kurze Zeit in Anspruch. Wie durch Zauber gelangten die Zugtiere in die Geschirre und andere wieder unter die Sättel. Die Peitschen knallten und das aufmunternde Hallo ertönte, und flirrend und rassend setzten die Gespanne sich mit den leichtrollenden Wagen in Bewegung. In flinker Gangart folgte die zur Ablösung bestimmte freilaufende Herde. Neben dem verlassenem Lager der Geschwister wurde nur einige Minuten angehalten. Einen letzten Blick der Wehmut sandte Mabel nach dem Gefährt hinüber, welches so lange gewissermaßen ihre einzige Heimat gewesen, dann wendete sie sich westlich, wo die bisher so gefürchteten, bizarr geformten Höhen, erglühend in der vollen Beleuchtung der höher steigenden Sonne, sie nunmehr freundlich verheißend grüßten.

Als der Postzug zur späten Nachmittagsstunde sich langsam nach dem letzten Berggründen hinaufwand, auf dessen anderer Seite die in der Ferne von den eigentlichen Rocky-Mountains begrenzte wüste Ebene sich ausdehnte, erregte eine Anzahl Krähen und Geier Campbells Aufmerksamkeit. Über einer in das nächste Plateau einschneidenden, spärlich mit verkrüppelten Tannen und Cedern bekleideten Schlucht kreiften sie, hin und wieder pfeilschnell hinabschießend, um alsbald wieder oben zu erscheinen. Es erzeugte den Eindruck, als hätten sie Wölfe eine Beute streitig machen wollen. Von bösen Ahnungen beschlichen, ritt Campbell in Harrys Begleitung hinüber und, einen Abhang von mäßiger Tiefe hinter sich lassend, in die Schlucht hinein. Nach Zurücklegung einer kurzen

Strecke auf der der That mehr entfernten. Sie fielen auf ein Ein Toter la Bestien bereits Harry sofort überzeugte er Kopf erhalten durch den san glühe Wasser ergaben, daß waren, mutm an den Fluß Des weitem er in der nächst barfchaft des nur noch die eines einzelnes, dessen Molassins be wesen.

„Ich hätt geglaubt, daß schied ihn so len würde.“ Campbell d dem vor sprachlosen ju fährten; „er Opfer der Hinterlist e Bleibt seinen die Beerdigu sagt, so ist's te Schuld. W ihm nicht he Schweigen fen sie die Aber auf dem fragte Harry ter dem vol druck des eb ten, förmlich „Wer kam begangen ha „Kein an der Pawnee die eintönige „die Pferde, chen sich auch die eu fanden, auf Büche und boten eine Halbbreed d hätte entgeh einigen Sie nachzufeseu, abgetriebene der Pawnee er kaum ein „Wir mei schließen, zu Harry, „te getrennt mit „Es gefe Campbell,

Bestand aus den so wurde Handlung lang noch Und wo n gewesen, en Himmel ppich, als aneinander stalle bil- strahlten stertrauen hen Post-

isten zum nahm nur r Anspruch. Zauber ge- Zugtiere chire und er unter die e Peitschen d das auf- Hallo er- firrend und ten die Ge- mit den en Wagen ang. In gart folgte löhung be- reilaufende leben dem Lager der wurde nur uten ange- men letzten

Behmut el nach dem über, wel- re gewisser- re einzige wesen, dann sich west- e bisher so , bizarr ge- hen, erglü- der vollen g der höher Sonne, sie freundlich grüßten.

Postzug zur dem letzten r Seite die Mountains te eine An- mtheit. Über spärlich mit en Schlucht hießend, um rzeugte den eute streitig hlichen, ritt und, einen end, in die ner kurzen

Strecke auf dem hindernisreichen Boden wurden sie in der That mehrerer Wölfe anständig, welche sich schon entfernten. Dann noch einige Schritte, und ihre Blicke fielen auf ein Bild, welches sie mit Grausen erfüllte. Ein Toter lag vor ihnen. Obgleich von den wilden Bestien bereits angeschnitten und verstümmelt, erkannte Harry sofort Blatham. Campbell stieg ab. Leicht überzeugte er sich, daß der Tote einen Schuß durch den Kopf erhalten hatte. Weitere Nachforschungen, welche durch den sandigen Boden der zur Zeit schwerer Regengüsse Wasser führenden Schluchten begünstigt wurden, ergaben, daß acht Pferde der Schlucht aufwärts gefolgt waren, mutmaßlich um, die Emigrantenstraße meidend, an den Fluß und auf dessen andere Seite zu gelangen.

Des weitern entdeckte er in der nächsten Nachbarschaft des Toten nur noch die Fährte eines einzelnen Mannes, dessen Hüfte mit Rotassins bekleidet gewesen.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß sein Geschick ihn so bald ereilen würde,“ bemerkte Campbell düster zu dem vor Entsetzen sprachlosen jungen Gefährten; „er ist das Opfer der eigenen Hinterlist geworden. Bleibt seinen Gebeinen die Beerdigung versagt, so ist's seine eigene Schuld. Wir können ihm nicht helfen.“

Schweigend verließen sie die Schlucht. Aber auf dem Abhange fragte Harry, noch unter dem vollen Eindruck des eben Erlebten, förmlich zaghaft: „Wer kann den Mord begangen haben?“

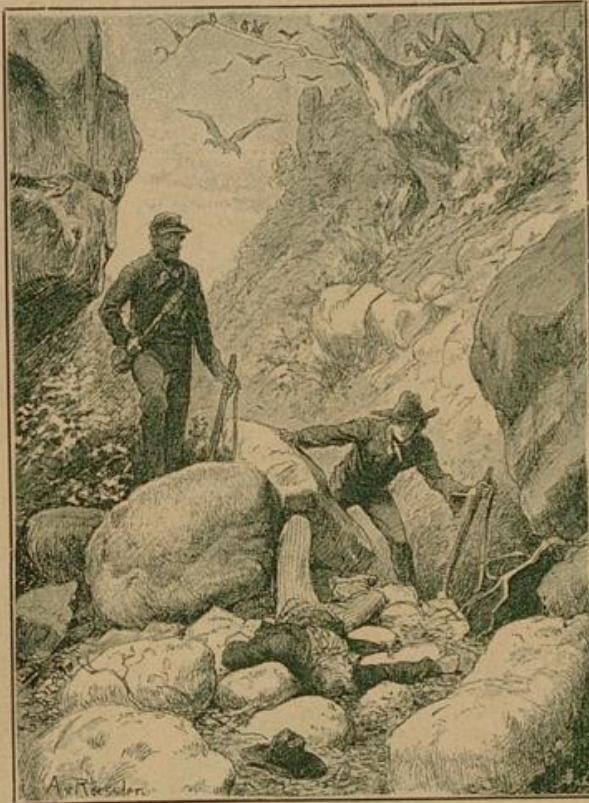
„Kein anderer als der Pawnee,“ lautete die eintönige Antwort, „die Pferde, unter welchen sich zuverlässig auch die ewigen befanden, außerdem die Büchse und sonstigen Habseligkeiten des Erschossenen boten eine zu reiche Beute, als daß der verräterische Halfbreed die Gelegenheit zu deren Aneignung sich hätte entgehen lassen mögen. Soffentlich begegnet er einigen Sioux, die mit ihm ähnlich verfahren. Ihm nachzusetzen, wäre vergebliche Mühe. Was ist an zwei abgetriebenen Gänlen gelegen? Und im Grunde beseitigte der Pawneeränder nur einen elenden Verbrecher, wofür er kaum eine Strafe verdient.“

„Wir meinten, Blatham, nach seinen Äußerungen zu schließen, zum letztenmal gesehen zu haben,“ verlegte Harry, „trotzdem scheint er sich von seiner Karawane getrennt und den Weg rückwärts eingeschlagen zu haben.“ „Es geschah zu einem bestimmten Zweck,“ erklärte Campbell, „wäre ich nicht rechtzeitig eingetroffen und

eure Not hätte ihren Gipfel erreicht, so würde er seine Nase bald genug wieder in euer Lager gesteckt haben. Das nähere werden wir ja erfahren, wenn wir den Train einholen —. Da — unsere Wagen sind oben; wenn die Tiere sich ordentlich verschminkt haben, müssen wir dort sein. Vergab geht's dann wie der Blitz. Und noch eins, Bursche: Was du eben sahest, behalte vorläufig für dich. An dem heutigen Tage darf der gute Mut deiner Schwester durch nichts getrübt werden.“ Mit dem letzten Wort trieb er sein Tier schärfer an.

Als sie die Höhe erreichten, wo der Postzug ihrer harzte, schweiften ihre Blicke über ein ödes, wüstenfarbiges Thal, welches nackte Höhengzige auf allen Seiten begrenzte. Wie verloren erhob sich in der

Entfernung von einigen englischen Meilen das Lager der Handelskarawane. Man hatte sich bereits für die Nacht eingerichtet. Kaum eine Stunde dauerte es, bis der Postzug auf dem ebenen, meist abwärts führenden Wege daselbst eintraf und nach kurzem Aufenthalt seine Reise wieder fortsetzte. Die von Campbell angestellten Nachforschungen ergaben, daß Blatham, bevor der Train den letzten Höhengzug überschritt, auf Grund der Frage betreffs der beiden geraubten Pferde einen heftigen Wortwechsel mit dem Führer der Karawane gewissermaßen vom Zaun brach. Derselbe endigte damit, daß er seine eigenen Pferde mit denen der Geschwister und des Halfbreeds zusammentrieb, eines derselben mit seinen Habseligkeiten belud und erstärkte jeden Gedanken an Kalifornien aufgegeben zu haben.



Er ist das Opfer der eigenen Hinterlist geworden.

Das letzte, was man von der Höhe aus von ihm sah, war, daß er sich in der That östlich wendete. Das weitere, wie es dem Halfbreed gelungen war, sein Opfer auf einen Abweg zu locken, erriet Campbell leicht genug.

Auf Urlaub.

Eine „heitere“ Erinnerung von Robert von Hagen.
 Wer kennt nicht die kleine Episode aus dem Leben des alten Wrangel, der einst einen jungen Offizier „Unter den Linden“ in Berlin mit der Frage stellte: „Was sind Sie?“
 „Lieutenant im 11. Infanterieregiment.“
 „Ich frage Ihnen, was Sie sind?“

„Excellenz, ich bin Offizier Seiner Majestät des Königs!“

„Na, denn werd' ich Ihnen sagen, was Sie sind, — unrafiert sind Sie, verstehen Sie mir? Gebn Sie 'mal gefälligst auf 24 Stunden in Hausarrest!“

— Dies erinnert mich an ein eigenes Erlebnis aus jener Zeit, da ich die Ehre hatte, aktiver Offizier Sr. Majestät des Kaisers von Osterreich 52. Infanterieregiments zu sein.

Wir standen in der Hauptstadt Triens, Capodistria, in Garnison und ich hatte also eine ziemlich lange und ermüdende Fahrt, als ich zu Weihnachten 1865 einen bloß auf vier Tage fixierten Urlaub nach Wien antrat. Ach wie freute ich mich, meine Lieben nach langer langer Zeit wieder zu sehen, welche amüsante Stundeneinteilung dieser vier Tage unbegrenzter Freiheit hatte ich mir während der Fahrt ausgearbeitet; und als ich nun gar schon von weitem die Spitze des lieben alten Stephans-turmes erblickte, da hüpfte das Herz unter dem Lieutenantsrock, dem Rock, den ich erst sechs Monate lang trug, so lustig, daß ich nicht anders konnte als hinausjodeln aus dem Waggonfenster: „s giebt mir a Kaiserstadt, 's giebt mir a Wien! Alleweil fidel, fidel!“

Na, da war ich endlich! In der form wollte ich bei meinen Leuten — ich hatte ihnen auch gar nicht avisiert, daß ich auf Urlaub komme, nein, überraschen wollte ich sie so ganz und gar, und der Effekt, den ich zu machen gedachte, schien mir gewaltiger, wenn ich in funkelneue Paradeuniform, versehen mit dem für einen tapfern Krieger „unerläßlichen“ Nasenklebner ins Haus trete: „Hier bin ich!“ — Also ich stieg zuerst im Hotel ab, wechselte die Uniform, ging zum Rasen, Parfümeur, Friseur und fuhr dann auf das Platzkommando auf der Löwelbastei, um mich vorchriftsmäßig als hierher beurlaubt zu melden. Mit General Fleischhacker, — so hieß der Platzkommandant — sei nicht gut Kirschen essen, hatten mir meine Regimentskameraden avisiert, ich mußte daher vor meinem Eingang zu dem Gesträngen in das Meldezimmer peinlichst meine Adjustierung, Gut. Alles in schönster Ordnung.

„Excellenz, ich melde mich ganz gehorsamst zu viertägigem Urlaub, Lieutenant K. vom 52. Infanterieregiment.“

„Danke! So, — hm —! Sagen Sie mir einmal, haben Sie das Armeeverordnungsblatt de dato 6. November 1862 Seite 8 Paragraph 14, enthaltend Ad-

justierungsvorschriften für die 1. 1. Landarmee und die Marine gelesen?“

„Na wie mir da wurde! Ja, läuten hatte ich 'mal was gehört von diesem unglückseligen Paragraph 14, — aber gelesen? Was half's, ich mußte „Ja“ sagen.“



„Excellenz, ich melde mich ganz gehorsamst zu viertägigem Urlaub.“

„Nun — und diesen Vorschriften zuwider tragen Sie einen Nasenklebner, Kneifer, Zwiider oder wie Sie dies unnütze Ding da sonst nennen — —“ und dabei zog er langsam, ganz langsam aus der Rocköffnung das verräterische Schnürchen, an dessen Ende schließlich das Corpus delicti erschien.

„Derr Lieutenant, benutzen Sie gefälligst gleich Ihren Wagen und fahren Sie direkt zum Profoschen in der Alferkaserne, woselbst Sie 24 Stunden verbleiben wollen.“

„Sehr wohl, Excellenz,“ sagte ich, — aber eigentlich war mir nicht „sehr“ oder besonders wohl — keineswegs aber sang ich jetzt auf der Fahrt zur Internierung: „Alleweil fidel, fidel!“

Es wird wohl nicht jedermann eine — nun wie soll ich sagen, — na, sagen wir „eigentümliche“ Vorschrift der österreichischen Armee bekannt sein, welche besagt, daß der Untergebene sich bei seinem Vorgesetzten, welcher ihm eine Strafe zudiktirt hat, nach Verbüßung derselben noch extra zu bedanken habe. Die betreffende Formel lautet: „Derr (folgt die Charge), ich danke gehorsamst für die erhaltene, überstandene, wohlverdiente Strafe!“ —

Nun hatte ich aber nächsten Tages, als ich des Arrestes entlassen war, vergessen, dieser amüsanten Vorschrift zu genügen. Ich holte mein Gepäck aus dem Hotel und fuhr zu chère maman, der ich natürlich bedeutete, direkt von der Eisenbahn zu kommen. Nachmittags, von einer Spazierfahrt zurückkehrend, fand ich einen Dienstbrief des Platzkommandos vor, des Inhalts, nächsten Tages mich beim Platzkommandorapport zu melden.

„Na, was das wohl wieder sein mag,“ fragte ich mich, und that nächsten Mittag, wie mir geheißen.

„Derr — Herr Lieutenant,“ hob der General an, indem er sich mit dem ganzen Stolge eines Platzkommandanten umgürtete, „haben Sie nicht das Dienstreglement II. Teil 3. Abschnitt Seite 117 gelesen?“ — Ja? — Und Sie wissen nicht, daß es da heißt, daß der Untergebene zc. zc. sich zu bedanken hat? Gehen Sie

sofort nochmals auf 24 Stunden zum Profoschen. Guten Morgen!“

„Guter Morgen,“ dachte ich, und eine Hölle kochte in mir.



Im Arrest.

„Mama, ich — ich — Stadt und kon — ich — Herr Mitglied zu — Tragfähigkeit hat. Adieu!“

„Wie, an — Ja — die ganz und ge — von halb Cu — Und wieder Profoschenre — pünktlich bei — um erstens — zu melden, d — Tag wieder —

„Wider als — Wissen Sie — Lust hätte, — tragen eine — Streifen — zu breit.“

Jetzt kommt — Excellenz zum Profoschen giment um — mir, um me —

„Dun S — Wege. Ber — geben Sie n — unangemessen — danten von — sind — in S —

Als ich — tägigen „Ar — distria einvi — Kameraden. in Wien un —

— sieht au — ja, sechs To — „In der pyramidalen Wort „gran — kommandant

„Ein biß — schön!“ heiß — auch ein la —

Der alte — das Konfist — folger bestim — anzunehmen — ich nicht ja — Mann hatt —

lange, süß — gläubig un — „Wir wolle — Wir nehm — Widerwille — als ein beg —

Es gab — her; der De — Wege und — oder Leibes — sparte die t

„Mama, ich komme heute nicht zum Diner,“ avisierte ich — „ich — ich muß sogleich fort nach Wiener-Neustadt und komme erst morgen mittag zurück — ich — ich — (Herrgott, was sage ich nur) — ich bin als Mitglied zu einer Kommission kommandiert, welche die Tragfähigkeit einer neu erfundenen Kanone zu prüfen hat. Adieu!“

„Wie, an einem hohen Feiertag?“
„Ja — die Sache ist schnellig und muß vorläufig ganz und gar geheim bleiben. Das Wohl und Weh von halb Europa hängt davon ab! Adieu, Mama!“

Und wieder ging's „Alleweil fidel, fidel!“ nach dem Profosenarrest. Nächsten Tages versäumte ich nicht, pünktlich beim Platzkommandorapport zu erscheinen, um erstens mich gehorjamsst zu „bedanken“, zweitens zu melden, daß ich „meinen Urlaub“ beendet, nächsten Tag wieder zum Regiment abgehe.

Wider als das vorige Mal sagte diesmal der General: „Wissen Sie, Herr Lieutenant, daß ich übrigens gute Lust hätte, Sie nochmals in Arrest zu schicken? Sie tragen eine vorschriftswidrige Haarfrisur und der weiße Streifen Ihrer Krawatte ist um vier bis fünf Linien zu breit.“

Jetzt konnte ich mich aber nicht länger halten. „Excellenz,“ erwiderte ich, „wenn ich jetzt nochmals zum Profosen gehen soll, dann muß ich bei meinem Regiment um eine Urlaubsverlängerung nachsuchen, — nur, um meinen Urlaub absetzen zu können.“

„Dun Sie das, und zwar sofort auf telegraphischem Wege. Verlangen Sie 48stündigen Nachurlaub und gehen Sie wegen vorschriftswidriger Adjustierung und unangemessenen Betragens gegen den Platzkommandanten von Wien dahin, woher Sie soeben gekommen sind — in Arrest!“

Als ich nach Beendigung eines im ganzen sechs-tägigen „Urlaubs“ bei meinem Regimente in Capodistria einrückte, da umringten mich die ahnungslosen Kameraden. „Veneidenswerter, wie glänzend du dich in Wien unterhalten hast, kann man sich lebhaft denken, — siehst auch recht blaß und angegriffen aus, — nun ja, sechs Tage Urlaub in Wien — —!“

„In der That,“ erwiderte ich, „ich habe mich pyramidalisch, vandalisch, lammibalsch, — mit einem Wort „grandios“ amüsiert. Ich war sogar beim Platzkommandanten von Wien dreimal „geladen!“

Lat einisch.

„Ein bißchen Französisch macht sich ganz wunderbar schön!“ heißt es in einem Lustspiele. Aber zuweilen ist auch ein lateinisches Wörtlein nicht zu verachten.

Der alte Pfarrer zu Steinfaden war gestorben und das Konsistorium hatte ihm ohne Säumen einen Nachfolger bestimmt, aber die Bauern sträubten sich, ihn anzunehmen: er gefiel ihnen nicht. Warum? das kann ich nicht sagen, denn sie wußten es selber kaum. Der Mann hatte eine kräftige Stimme, predigte laut und lange, führte einen ehrbaren Lebenswandel, war rechtgläubig und dazu freundlich gegen alle Welt. Aber: „Wir wollen ihn nicht!“ — „Er gefällt uns nicht!“ — „Wir nehmen ihn nicht!“ sagten die Bauern, und ein Widerwillen ohne Grund ist noch schwerer zu besiegen als ein begründeter.

Es gab lästige Schreibeereien und Laufereien hin und her; der Herr Superintendent bemühte sich trotz schlechter Wege und vorgerückter Jahreszeit, trotz Leibeschwäche oder Leibesstärke mehrmals in das entlegene Dorf und sparte die besten Worte und vortrefflichsten Gründe nicht

— alles umsonst! Je süßer und freundlicher er zu ihnen redete, desto mehr verstockten sich die Bauern. „Nur zäh!“ dachten sie; „wir bezwingen's!“ Es that ihnen wohl, der Behörde gegenüber ihren Willen durchzusetzen; sie ließen die schönste Rede zu einem Ohr herein und zum andern hinaus gehen und hatten auf alles eine Antwort: „Er gefällt uns nicht — wir wollen ihn nicht — wir nehmen ihn nicht!“

Da beschloß der gute Superintendent, allmählich auch ärgerlich geworden, noch einen Versuch zu machen, und zwar mit einer kleinen List. Eines schönen Tages kam er wieder nach Steinfaden heraus und versammelte die Presbyter. „Ich bin der Sache müde,“ sprach er, „und wäre schwerlich aus freien Stücken noch einmal hergekommen; es ist auch zum letztenmal.“

„Aha!“ dachten die Bauern frohlockend.

„Gerechte Einwendungen gegen den Euch bestimmten Herrn Pfarrer könnt Ihr nicht machen: Eure Weigerung ist, geradeheraus gesagt, nichts als Eigensinn. Doch sei dem, wie ihm wolle! Aber ich hab' da den Auftrag vom Konsistorium erhalten“ — er entfaltete ein amtliches Schreiben mit großem Dienststempel — „ich soll Euch die Sache noch einmal in aller Geduld und Freundlichkeit vorstellen, und wenn Ihr dann nicht hört, wenn alles nicht hilft, dann“ — er erhob seine Stimme und sich selbst zu selber Zeit — „dann soll ich Euch persuadieren! Seht, da steht's!“

Nun ist persuadieren ein uns mundgerecht gemachtes gut lateinisches Wort und heißt zu deutsch überreden, wer's versteht, aber die Bauern verstanden's eben nicht. Wohl aber wußten sie, daß „Schwarte“ die Haut des Schweines, und übertragen auch die anderer Säugetiere bedeutet, und „schwarten“ so viel als „tüchtig durchprügeln“ heißt, und das muß ihnen bei dem furchtbar klingenden Wort vorgeschwebt haben. Da stand die mächtige Gestalt des alten Herrn in voller Länge und Breite vor ihnen, mit weißer Halsbinde und rotem Gesicht, in der linken Hand das verhängnisvolle Schreiben, die rechte auf den starken Krückstock gestützt, der noch vom alten Frits herzurühren schien, und wiederholte nachdrücklich: „Wollt Ihr ihn jetzt gutwillig nehmen, oder soll ich Euch persuadieren — wählt!“

Sie steckten die Köpfe zusammen, sie flüsteren miteinander, und nach kurzem Besinnen trat der Obmann vor und sprach: „Nein, Herr Superintendent, wenn die Sache so liegt, persuadieren lassen wir uns doch nicht; da wollen wir ihn lieber in Gottes Namen nehmen!“

Und sie bekamen ihn und fuhren nicht schlecht dabei; sie haben ihn dreißig Jahre lang behalten, und da starb er ihnen noch zu frühe, und seinem Sarge ist die Gemeinde mit aufrichtigem Schmerze gefolgt. Denn es war der rechte Mann für die rechte Stelle — warum hätte sich sonst die Behörde so viele Mühe gegeben?

Deutsche Sprüche.

Das Glücksrad dreht sich wunderbar,
Heut sind wir unten, morgen oben;
Doch wen es schnell emporgehoben,
Vergesse nie, daß er auch unten war.

Den Geizhals und ein fettes Schwein
Sieht man im Tod erst nützlich sein.

Freude, Mäßigkeit und Ruh'
Schließt dem Arzt die Thüre zu.

tee und die
te ich 'mal
agraph 14,
s halb's, ich

lesen Vor-
a Sie einen
er, Zwi-der
müde Ding
" und da-
ganz lang-
nung das
n, an dessen
s Corpus

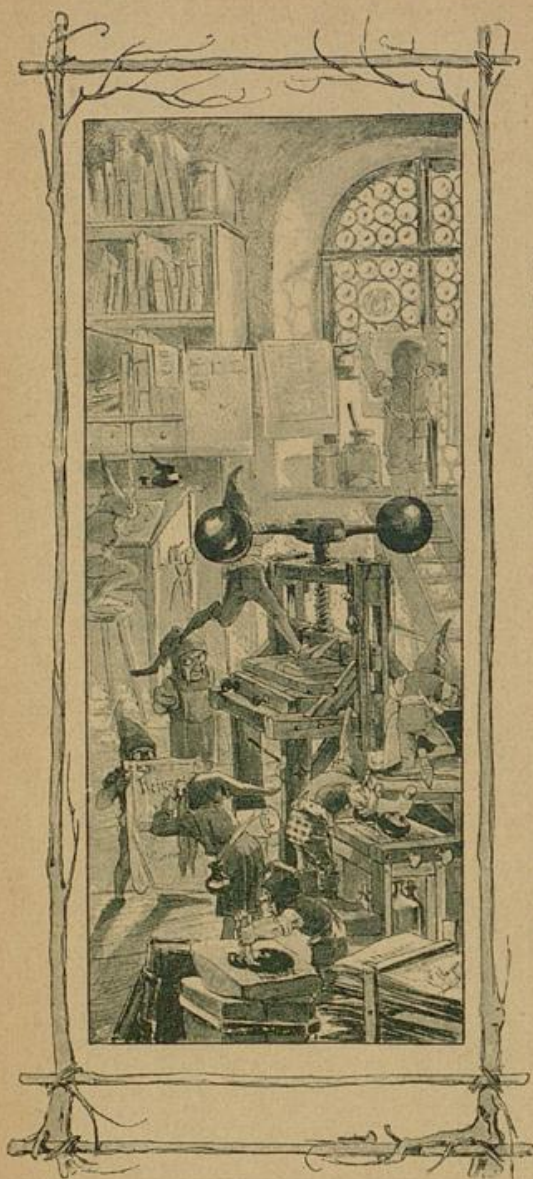
nutzen Sie
Wagen und
a Profosen
selbst Sie
n wollen."
enz," sagte
g war mir
nders wohl
ng ich jetz
ternierung:

t jedermann
ch sagen, —
entwühlige
chischen Ar-
che besagt,
h bei seinem
ihm eine
selben noch
mel lautet:
nst für die
wohlver-

ften Tages,
lassen war,
n Vorschrift
nein Gepäd
r zu chiere
ch bedeutete,
zu kommen.
er Spazier-
d ich einen
mandos vor,
Tages mich
apport zu

wieder sein
und that
ir geheßen.
enant," hob
er sich mit
s Platzkom-
haben Sie
nt II. Teil
gelesen?" —
n nicht, daß
egebene 2c. 2c.
Gehen Sie
ßen. Guten
Hölle fochte

Die Wichteln Guttentbergs.



„Singt in lautem Jubeltone
Einen frohen Festgesang.
Singt nach alter Väter Weise
Zu der Saite Silberklang,
Herz und Auge zu dem Rheine,
Zu dir, altes goldnes Mainz!“

Wenn irgend jemand die Macht der Zwerge und Heizelmännlein bezweifeln wollte, so darf er sich nur die kleinen, schwarzen, metallglänzenden Wichteln näher betrachten. Die 24 kleinen Kerle nämlich, die Johannes Gensefleisch de Guttentberg, der große Zauberer in Mainz, heraufbeschworen hat, aus der Finsternis ans helle Tageslicht. Was haben die Knirpse nicht alles vollbracht, — die ganze Welt haben sie umgekehrt, das oberste zu unterst. Darum werden sie auch, selbst in unsern Tagen, von vielen — leider nur zu vielen — in die unterste Hölle verflucht, von den andern aber hoch gepriesen und in den Himmel erhoben. Wenn es aber auch nicht zu leugnen ist, daß die schwarzen Bürschlein schon manches Böse gethan und auch heute noch thun, so ist das Gute, das sie geleistet, weit überwiegend. Sie nur haben die Böpfe abgeschritten und den eingefressenen Puder aus den Röcken getrieben, — sie haben die Wotten, Schaben und das andere Ungeziefer, so dem Beelzebub unterthan, verjagt und vernichtet, — sie haben in die dunkelsten Winkel hineingeleuchtet und Licht geschafft, — sie haben Fenster und Thüren weit aufgerissen, daß Luft, frische Lebensluft hereindrang und den Moderdunst vertrieb. Das alles haben die 24 Männlein gethan und thun es heute noch, sie, die so unscheinbar aussehen und so bescheiden sind.

Darum seien sie gepriesen für jetzt und immerdar. Den größten Geistern der Völker waren sie die unentbehrlichen Hilfstruppen, den Armen und Elenden waren sie Lehrer und Tröster, sie verknüpfen die Zeiten, die durch Jahrhunderte, — die Völker, die durch Tausende von Meilen geschieden. Die Kleinen haben das Größte geleistet.

Darum singen auch ihre Jünger und Priester, und jubeln mit vollem Recht:

„Stoßt an, Guttentberg lebe, hurra hoch —
Er hat die Wahrheit ans Licht gebracht
Und Lug und Trug zu Schanden gemacht.
Frei ist die Kunst!
Frei ist der Mann!“

Für Geist und Herz.*)

Ist auch dein Kreis unscheinbar, eng und klein,
Erfülle ihn mit deinem ganzen Wesen,
Bestrebe dich, ein guter Mensch zu sein!
Gelingt dir dies, so bist du auserlesen.
Auf Größe muß der Mensch zumeist verzichten,
Die Güte aber ist der Kern der Pflichten.

Die Männer heißen das starke Geschlecht, aber hundertmal übertrifft sie das Weib in der Kraft, zu dulden und stille zu tragen. Die Geschichte hat wenige im Leiden standhafte Männer, aber fast jedes Frauenleben enthält eine Episode aus dem Leben Hiobs.

* Aus „Ähren und Blüten“. Eine Sammlung von Sprüchen der bedeutendsten Dichter und Denker in Poesie und Prosa.“ Herausg. von Moritz Schauenburg in Laub.

Zu der gu
sorgliche Neg
gegen den U
versteige, das
leugnen, wo
Kobolde und
in der guten
der „Hinter
dem gehörte,
Fronen un
in dieser g
heutzutage,
glauben mo
sollte nur j
Tage in d
würde ihm
zelnun ergr
Wahr ist es
hätte. Alle
Familie, u
der Nase, r
mit, statt b
Wahr ist,
Wanderlag
lagen, es u
bloß geheim
Aber —
schuld an
Sprichwort
Wie oft
in den G
Wechselstie
um Alm
ist schwer
Früher
Mann —
losklopfte,
tiefe Gedar
Menschheit
und wo fu
es heute?

Es ist
noch hat d
goldenen
dazu, mit
— selbst
es der He
Am
Jh
Es
sel
He
Da

Es ist
noch hat d
goldenen
dazu, mit
— selbst
es der He
Am
Jh
Es
sel
He
Da

W
Es
St
W

Schuster, bleib bei deinem Leisten!

Wohl dem, wenn er auch Schuhe sickt,
Den nimmer das Gewissen drückt.

In der guten alten Gnomenzzeit, wo noch eine fürsorgliche Regierung befahl, es solle von den Kanzeln gegen den Unglauben gedonnert werden, der sich soweit versteige, das Dasein von Hexen und bösen Geistern zu leugnen, wo den Oberbögten dringend anbefohlen wurde, Kobolde und Wechselbälge wohlverwahrt abzuliefern; — in der guten alten Zeit, wo noch die Zünfte florierten, der „Hinterfasse“ fast rechtlos war und der „Wildfang“ dem gehörte, der ihn „fest“ machte, wo die Bauern zum Fronen und zum Treiberdienst geprügelt wurden, — in dieser guten alten Zeit sei es besser gewesen als heutzutage, meinen manche und möchten es gerne andere glauben machen, — ja — profit Wohlzeit! — Es sollte nur jeder Bürger oder Bauer einmal vierzehn Tage in der guten, alten Zeit leben müssen, es würde ihm bald der Appetit vergehen. Freilich, einzelnen erging es besser, aber die Mehrzahl darbt. Wahr ist es, daß das Handwerk einen goldenen Boden hatte. Allein damals war Meister und Geselle eine Familie, und der Meister saß, mit der Zwischbrille auf der Nase, mitten unter seinen Leuten und schaffte selbst mit, statt beim Frühschoppen und Saueressle zu sitzen. Wahr ist, es gab noch keine Ausverkäufe und keine Wanderlager, keine Pappbedelsohlen und Papiereinlagen, es wurde nur mit Pechdraht genäht und nicht bloß geleimt und gepappt.

Aber — Hand aufs Herz, wie oft ist der Meister schuld an der Wirtschaft, wie oft vergißt er das alte Sprichwort: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!“

Wie oft verwandelt sich der brave, gefunde Meister in den Herrn Fabrikanten, der jeden Augenblick am Wechselstieber leidet und stets bereit ist, „hinten rum um Ullm 'rum“ zu machen. Ja, beim Leisten bleiben ist schwer heutzutage.

Früher da war der Schuster ein ernsther, denkender Mann — ein Philosoph. Wenn er da auf sein Leder losklopfte, oder den Pechdraht zog, kamen ihm allerlei tiefe Gedanken. Er wußte ja am besten, wie sehr die Menschheit vernagelt war, wie tief sie im Pech saß und wo sie der Schuh drückte. So war es, — wie ist es heute? Wo findet sich ein

„Hans Sachs, ein Schuh-
Macher und Poet dazu?“

Es ist anders geworden in unsern Tagen. Aber noch hat das Schusterhandwerk, wie jedes andere, den goldenen Boden nicht verloren. Helft ihr nur selbst dazu, mit Friem und Ahle, mit Leisten und Pechdraht, — selbst mit dem Knieriemem, wenn es sein muß, wie es der Heintzelmeister auf dem Bilde macht — und:

Und drückt euch manchmal auch der Schuh,
Ihr müßt es eben tragen, —
Es kommt die Zeit, wo man ihn wird
Fest auf den Leisten schlagen.
Helft ihr nur fleißig selbst dazu,
Daß euch recht passend wird der Schuh!



Für Geist und Herz.

Was große Geister je der Menschheit gaben,
Es dauert unvergänglich fort,
Gleich wie am Wein wir uns erlaben,
Wenn auch die Rebe längst verdorrt.

Stilles Klagen und Wimmern
Wird deine Not verschlimmern,
Lege nur frisch die Hände an,
So ist das Schlimmste schon abgethan.

Zwei Anekdoten von unserem Fritz.

Während des französischen Feldzugs war eine junge Koblenzerin im Schlosse zu Versailles thätig und leitete daselbst die Pflege der Verwundeten. Letztere wurden fast täglich von den hohen Herrschaften, die sich mit im Hauptquartier des Kaisers befanden, besucht. Unter ihnen war es hauptsächlich der Erbprinz von Hohenzollern, der mehreremal in der Woche das Lazarett betrat, von Bett zu Bett schritt und sich nach dem Befinden der einzelnen erkundigte. Wenn er dann den großen Saal durchgegangen hatte, pflegte er auch das sogenannte Waschnagazin, in welchem junge Damen mit den nötigen Verbandgegenständen beschäftigt waren, zu betreten und sich auch kurze Zeit dort mit den Pflegerinnen der Kranken zu unterhalten.

Die junge Koblenzerin, welche wir kurz Hedwig nennen wollen, war schon als Kind dem Erbprinzen bekannt gewesen. Ihr Vater war Offizier und hatte dem Regiment angehört, welches im Jahre 1849 zuerst die Fürstentümer Hohenzollern besetzt hatte. Da voraussichtlich das Regiment dort lange blieb, so hatte jener Offizier seine Familie nachkommen lassen, und Hedwig war die Gespielin der Prinzessin Stephanie von Hohenzollern, späteren Königin von Portugal, der Schwester des Erbprinzen, geworden. Letzterer hatte dies erfahren und unterhielt sich sehr gern mit Hedwig, da ihm dabei stets das Andenken an seine früh verstorbene Schwester wach wurde.

Eines Tages saß er wieder bei den jungen Damen, als Hedwig eintrat, die bis dahin noch bei einem Schwerverwundeten beschäftigt gewesen war. Als sie den Erbprinzen erblickte, trat sie grüßend auf ihn zu und sagte: „Königliche Hoheit, das kann ich aber unmöglich erlauben, daß Sie sich immer hier bei meinen Damen niederlassen, sich mit ihnen unterhalten und diese in der Arbeit stören. Wenn königliche Hoheit hier weilen wollen, dann müssen Sie uns ebenfalls bei der Arbeit unterstützen.“

„Aber was soll ich denn nur thun?“ fragte, erstaunt über diese etwas dreiste Zumutung, der Prinz.

„Arbeiten, königliche Hoheit, arbeiten wie jene Damen. Hier giebt es nichts zu regieren. Da hätten Sie schon nach Spanien gehen müssen, hier giebt es nur Charpie zu zupfen und Binden zu bestechen. Beides steht zu Diensten.“

„Ach, Charpie zupfen ist langweilig.“ versetzte der Prinz, „und wenn ich denn nur hier bleiben darf unter der Bedingung, daß ich arbeite, so ziehe ich es vor, eine Binde zu bestechen.“

Sein Wunsch wurde erfüllt. Hedwig holte das nötige Material herbei, zerriß die Leinwand in Streifen, fädelte eine Nadel ein und zeigte es dem Prinzen, wie er zu arbeiten habe. Dieser blieb denn auch und entfernte sich nicht eher, bis er seine Arbeit beendet, eine Binde gefertigt hatte.

Tags darauf besuchte der Kronprinz des Deutschen Reichs das Lazarett, und als er den letzten Saal betrat, erblickte er Hedwig. Er schritt auf sie zu, reichte ihr die Hand, erkundigte sich nach ihrem Befinden und fügte hinzu: „Nicht wahr, gestern ist der Erbprinz von Hohenzollern hier gewesen?“

„Woher wissen das Kaiserliche Hoheit?“ fragte erstaunt Hedwig.

„Vom Erbprinzen selbst, er hat sich gestern bei Tafel über Sie beschwert. Sie haben den armen Prinzen gezwungen zu nähen und haben ihm keinen Fingerhut gegeben. Er hat sich derart die Finger zerstoßen, daß er heute nicht einmal eine Zeitung halten kann!“

„O das thut mir leid.“ versetzte das junge Mädchen, „dann muß er freilich her ins Lazarett geschafft und verbunden werden. Ich als Wissethäterin übernehme selbst die Pflege und in wenigen Tagen wird er geheilt sein.“

„Das glaube ich wohl.“ erwiderte der Kronprinz, „aber nun werden Sie mir auch zeigen, was er genäht hat.“

„Sehr gern, Kaiserliche Hoheit. Aber dort steht meine schwarze Büchse, da müssen erst Kaiserliche Hoheit etwas für meine Verwundeten hineinwerfen, denn solche Kostbarkeiten, wie die Arbeit des Erbprinzen, werden nicht umsonst gezeigt.“

„Ich soll Geld geben? Und wieviel wohl?“ fragte erstaunt der Kronprinz.

„Nun, ich glaube, fünf Silbergroschen werden nicht zuviel sein!“

Der Kronprinz lachte auf. „Denken Sie.“ sagte er, „ich, ein alter Familienvater, Vater einer zahlreichen Familie, werde ein solcher Verschwender sein und, um die Knuderei des Erbprinzen zu sehen, fünf Silbergroschen ausgeben? Nimmermehr!“

„Nun, wenn das ist, werde ich die Binde Ew. Kaiserlichen Hoheit auch so zeigen.“

Sie eilte fort und holte die Binde, die sie zum Andenken zurückgelegt und mit Sorgfalt aufbewahrt hatte.

„Darf ich sie mitnehmen?“ fragte der Kronprinz, nachdem er sie genau betrachtet.

„Wenn mir Kaiserliche Hoheit versprechen, daß ich sie zurückerhalte? Sie hat für mich einen hohen Wert, sie ist ein Andenken an den Erbprinzen.“

Der Kronprinz versprach es und nahm die Binde mit. Tags darauf erschien im Lazarett ein Hoflakai und überbrachte Hedwig die Binde. Als diese sie auseinander schlug, entrollten derselben viele Goldstücke. Zuletzt fand sie einen Zettel vom Kronprinzen selbst. Letzterer teilte ihr mit, daß er die Binde an der Kaiserlichen Tafel gezeigt und dabei jenes Geld für ihre Verwundeten eingesammelt hätte.

Eine zweite, ebenfalls sehr interessante Anekdote, welche ich gleichfalls jener jungen Dame verdanke, ist folgende. Hedwig besuchte regelmäßig den sonntäglichen Gottesdienst in der Schloßkirche zu Versailles. Sie war dabei fast stets die einzige Dame unter den vielen Soldaten und hatte deshalb nächst der Thür ihren bestimmten Sitz.

Punkt zehn Uhr erschien regelmäßig der Kaiser, begleitet von den andern Fürstlichkeiten. Ihm folgte in der Regel der Kronprinz, dann Prinz Karl, der Bruder des Kaisers.

Eines Sonntags betraten die hohen Herrschaften wieder das Gotteshaus, der Kronprinz aber folgte auf zu kurze Entfernung seinem Vater. Prinz Karl hatte dies bemerkt und hielt deshalb den Kronprinzen an der Schärpe fest, wobei er ihm: „Frits, immer zehn Schritte hinter dem Kaiser.“ zuflüsterte.

Lächelnd wendete sich der Kronprinz um und erwiderte so laut, daß es alle Umstehenden hören konnten: „Gewiß, lieber Dankel, meine zehn Schritte hinter dem Kaiser, — aber ich messe, wie du weißt, immer mit Kinderchritten!“

Deutscher Spruch.

- Des Hauses Schmuck ist Reinlichkeit,
- Des Hauses Glück: Genügsamkeit,
- Des Hauses Ehr': Gaffreundlichkeit,
- Des Hauses Segen: Frömmigkeit.



Wesen trieb, zer Landvogt in feiner We Peter von S von Burgu dieser von t Pfanden hat Dieser S genußfüchtig verwickelt w not geriet, r lichen Ausn für ein tüch Es fand sie geschäft, es welcher die f reich zusam rauben, w freilich wa und Siegel werden; die möge sie das störte t was versta Staatsraifo Nun hat haltenen B die ihn ge gerne bereit da konnte daß er sich freilich ha

Ein Gefzler am Oberrhein.

Nach geschichtlichen Quellen von C. Geres.

Kapitel I.



Abriehlich eine auffallende Erscheinung ist es, daß am Oberrheine, in Breisach, wo auch die Familie Gefzler zu Hause, ein Mann sein Wesen trieb, dessen Gebaren dem des gehafteten Schweizer Landvogts in Bezug auf Willkür und Grausamkeit in keiner Weise etwas nachgab. Dieser Mann nun war Peter von Hagenbach, der Landvogt Karls des Kühnen von Burgund in den oberrheinischen Landen, welche dieser von dem Herzoge Sigmund von Osterreich zu Pfanden hatte.

Dieser Herzog Sigmund war ein recht leutseliger, gemüthsüchtiger Herr, der auch in allerlei böse Händel verwickelt war, so daß er bald in die drückendste Geldnot geriet, weshalb er auf den damals nicht ungewöhnlichen Ausweg verfiel, einen Teil seiner treuen Lande für ein tüchtig Säcklein schönen Goldes zu verpfänden. Es fand sich auch bald der rechte Mann für das Geldgeschäft, es war der ehrgeizige Herzog von Burgund, welcher die feste Absicht hatte, sich allmählich ein Königreich zusammenzukaufen — oder auch zusammenzurauben, wenn es auf dem ersten Wege nicht ging. Freilich war den österreichischen Vorlanden unter Brief und Siegel feierlich zugesagt, sie sollten nie verpfändet werden; die Bürger hatten auch kniefällig gebeten, man möge sie beim österreichischen Hause belassen, doch das störte die hohen Geschäftsmänner in keiner Weise; was verstanden denn die einfältigen Unterthanen von Staatsraison!

Nun hatte aber der gute Sigmund trotz der erhaltenen Pfandsomme immer noch einige Pfandschulden, die ihn genierten. Der großmüthige Burgunder war gerne bereit, auch diese zu decken, und er that es auch; da konnte man es ihm wahrlich nicht übelnehmen, daß er sich dafür an den Unterthanen schadlos hielt! — Freilich hatte er diesen feierlich versprochen, keine neuen

Gefzler Volkskalendar für 1890.

Steuern aufzulegen, — doch, was schadete dies? Die Staatsraison verlangte neue Steuern und er führte ohne Zögern den „bösen Pfennig“ ein, d. h. von jeder Maß Wein, welche in der wohlfeilen damaligen Zeit 2 Pfennige galt, mußte 1 Pfennig Steuer bezahlt werden. Das gab nun groß Geschrei und Widersehtlichkeit, derweil die Leute da oben herum von alter alemannischer Zeit her mit einem gar stattlichen Durste begabt sind.

An einem wunderschönen Sommerabende im Juli des Jahres 1473 trabte auf der Straße, die von Sulz nach dem sundgauischen Städtlein Thann führte, rasselnd ein Reiterhaufen daher. Es waren gar grimelige Gefellen, die da ihres Weges zogen, — pikardische Reiter im Dienste des Burgunders. Unter den schweren Eisenhauben hervor blitzten aus hageren, sonnenverbrannten Gesichtern schwarze Halunkenaugen in die friedliche Landschaft hinaus. Die Gefellen mußten wohl auf einem reißigen Zug sein, denn sie trugen die burgundischen Feldzeichen und grüne Tannenreiser. Die Sonne ging schon hinter dem Wasgaugebirge zur Rüste, der kühle Abend brach herein, ehe das ersehnte Nachtquartier sich zeigte, und so war es wohl nicht zu verwundern, daß gar mancher der Eisenmänner, dem nach des Tages Hitze die Zunge trocken am Gaumen klebte, einen recht derben Fluch ausstieß. Der schwerbewaffnete Führer, auf dessen Schaller drei Pfauenfedern nickten, war ein älterer untersefter Mann, dessen bartloses verlebtes Gesicht nicht gerade durch seine Schönheit bestach; er trug lang herabhängendes Haar, das beim scharfen Ritte in der Luft flatterte: dies war der gefürchtete Landvogt Peter von Hagenbach.

„Da seht, Bögelin,“ — wandte er sich an seinen Begleiter, einen jüngern Mann, der neben ihm ritt, „da seht, hier liegt endlich das verdammte Nest, in einer halben Stunde reiten wir über das holperige Pflaster.“ — „Ich weiß nicht, Herr Peter,“ meinte der Angeredete, „ob wir so schlankweg eintraben können. Die Thanner werden kaum willig die Thore öffnen, gegen den bösen Pfennig sind alle aufständig; — sie sagen, das gehe gegen Brief und Sigill.“

„Was Brief und Sigill!“ schrie wild der Hagenbach, „mein Herzog und der Kaiser sind einig, wie können da die Handwerksbuben sich dagegen setzen. Seht dort hin, Fritz, da kommt schon ein Bote mit der Nachricht, daß sie gutwillig öffnen! Wie steht's,“ rief er dem ansprengenden Reiter von weitem zu, „wie steht's, — ziehen die Hunde die Gitter auf?“

„Euch selbst, Herr, mit einiger Begleitung wollen sie wohl einlassen, dem reißigen Haufen aber die Thore schließen!“

„Bei St. Georg, ich glaube, die Hunde haben Witterung von unserem Vorhaben, wir haben uns vergebens in Schweiß geritten. Das sollen sie büßen, so wahr ich des Herzogs Vogt bin! Reitet zurück, Reinach, der Gewaltthauere soll jetzt still liegen, rasten und so anrücken, daß er morgen mit dem frühesten vor der Stadt steht. Die Rennfabne bleibt bei mir, und Ihr, Bögelin, schickt ein paar Streifreiter gegen die Thore. Wir wollen sehen, wo wir unterkommen, und morgen,“ setzte er grimelig lachend hinzu, „morgen wollen wir das kühle Nachtquartier wie billig den Hunden bezahlen, — folgt mir!“

Der Haufe wandte sich einem Gehöfte zu, dessen Schornsteine ihren Rauch an den Abendhimmel schickten. Am nächsten Tage stand der aufgebotene Gewaltthauere der Landschaft vor Thann. Die erschreckten Bürger sahen wohl ein, daß der Widerstand vergeblich, da sie

nicht gerüstet, sie versuchten deshalb zu unterhandeln. Den ganzen Tag über zogen sich die Verhandlungen hin. So wollte es Hagenbach, denn er ließ unterdessen Leitern und Sturmwerkzeug herbeischaffen, und als die Nacht hereinbrach, während noch Abgesandte der Stadt bei ihm weilten, überstiegen seine Pikarden die Mauern. Er war nun Herr der Stadt.

Hagenbach hatte mit seinen scheinbaren Zusagen die Bürger so in Sicherheit eingewiegt, daß der größte Teil derselben zur Ruhe gegangen war. Sie sollten fürchterlich aufgeschreckt werden. Die Ratsherren und noch andere von ihm Bezeichnete ließ er aus den Betten reißen und auf das Rathaus bringen. Dort suchte er sich bei dreißig aus, die er in Eisenfesseln schlagen und auf den Marktplatz schleppen ließ. Den Scharfrichter hatte er gleich mitgebracht.

Alles Jammern der Unglücklichen fruchtete nichts, und als der Thiersteiner, dem er sehr befreundet war, ihm vorzustellen wagte, es sei doch besser, die Schuldigen vor Gericht zu stellen, lachte Hagenbach laut auf: „Gericht, Gericht, — das giebt's bei meinem Herrn nicht; wer seinem Willen widerstrebt, muß sterben, so ist es Sitte in Burgund. Auf daß Ihr aber sehet, daß ich auch gnädig sein kann, will ich mich für dieses Mal mit 3 Köpfen begnügen. Die übrigen aber will ich schafen nach meiner Willkür, dann weißt sie aus der Stadt. Zum Exempel jedoch bleiben die Körper der Enthaupteten auf offenem Markte liegen, den Hunden zum Fraß. So ist es mein Wille und niemand wage mir zu widersprechen.“

Die nächsten Tage brachte der Vogt damit zu, daß er das Vermögen der Ausgewiesenen einzog, den besten Teil davon behielt er. Schon hatte er alles zum Abzug gerüstet, da erschienen in tiefer Trauer vor ihm die Hinterbliebenen der Gemordeten. Die Witwe des enthaupteten Ratsherrn Wegerlin fiel vor ihm nieder und brachte schluchzend ihre Bitte vor: „Herr, seid gnädig! Gestattet, daß wir die toten Körper unserer Lieben von der Straße nehmen und in geweihter Erde bestatten! Um Christi willen erfüllt die Bitten der Wittwen und Waisen!“

„Nein!“ schrie der Wüterich, „nein, und abermals nein, — liegen sollen sie bleiben zum Zeugnis, daß hier burgundisch Recht gelte. Weß' dem, der seine Hand an die Toten legt!“

Da umfaßte die arme Frau die Knie Hagenbachs,

er aber trat nach ihr, daß sie vornüber stürzte, mit dem Kopfe auf die Steinplatten der Halle, und blutüberströmt liegen blieb. Über diese Robeit murrt selbst des Vogtes Rittgesellen, der junge Vögelin aber sprang vor, hob das mißhandelte Weib vom Boden auf, indem er dem Vogte mit vor Erregung bebender Stimme zurief: „Laßt's genug sein Eurer Rache, Herr Peter, und gebt den armen Leuten die Leichname frei!“

Verwundert sah sich Hagenbach um, und da er nur finstere Gesichter erblickte, auf denen die Mißbilligung seines Thuns deutlich zu lesen war, sprach er: „So, Vögelin, Ihr seid ja ein barmherziger Reitermann, — ich will Euch prophezeien, daß Ihr's auf diese Weise im Dienste von Burgund nicht weit bringt.“

„Ubrigens bin ich heute gut gelaunt und will Euer Jammer stillen, Ihr weichherzigen Knaben! So nehmt denn meinewegen die Aser fort, schafft mir aber dies heulende Weibervoll hinaus, — mein Wort könnte mich gereuen.“

Wenn aber der Landvogt meinte, er habe durch diese Gewaltthat allen Widerstand gebrochen, da irrte er sehr. Kaum war er nach Dreisach zurückgekehrt, sollte er merken, daß es noch Männer gab, die ihm und seinem Herzog widerstanden.

Ein solcher war der wadere Bürgermeister Stähelin.

Hagenbach ließ denselben zu sich beschleiden und, in der Hoffnung, daß die Nachricht von Thann ihn mürbe gemacht, herrschte er ihn an: „Nun, Stähelin, wie steht's jetzt mit der Zahlung des bösen Pfennigs? Ich meine, Ihr werdet Euch nicht lange bestimmen, — denkt an Thann!“

„Herzog Karl,“ antwortete dieser unerschrocken, „hat uns zugesagt, daß keine neuen Steuern auferlegt werden, wir halten uns an sein Wort und weigern die Zahlung.“

Da fuhr Hagenbach auf: „Was! Bist du hier Herr und hast Gewalt? Daß dich der Ritt schütt! (Nuch Hagenbachs) — Hätt' ich dich draußen vor dem Thor, ich wollte dich anders reden lehren. Sieh zu, daß dich's nicht dein Leben koste!“

Der Bürgermeister suchte die Achseln. „Nur kalt, Herr Landvogt, einstweilen haben wir die Gewalt, die Burg ist in unserer Hand und Eurer Handvoll Knechte sind wir gewachsen. Zudem — im Nothfalle, wissen wir, wo Hilfe zu finden.“

Hagenbach wußte recht gut, daß er hier die Saite nicht zu scharf anziehen durfte, darum gab er vorerst klein bei.



„Laßt's genug sein Eurer Rache, Herr Peter!“

„Nun gut an meinen merkt Euch nicht vor B er giftig hin Hilfe zu fin

Ja, die „ und Schädig aus tiefstem sein Hehl da

Als er h hörte, daß d Gesandten f Hand gedrüc verbergen.

„Ich habe aber bei ih bis sie solch und als die Begleiter ho Antwort: „ doch begierig Am schl mit dem Sch hochgeachtete

„Oho,“ k noffen Man Krüppel zu Der Daß hat mir G Herrn und Es kam sollte.

In Dase Junge; sch Leuten die schlimmere Vieh von d vor den T Pferden w ab, vor all Dase muß Damit h galt es, in Versuche, Laufenburg terten an Bürger. S gangen.

Hauptfä den festeste Zwecke ver den unwoh mit denen sammenges Herren vor daß der A Städtebürg teilte; daß ehrte, wel bringen so seinen Rec Einmal aber, nach Fuchs sich von den rauen al So kan

„Nun gut, so will ich nicht entscheiden, wendet Euch an meinen Herrn, den Herzog, er ist in Trier. Doch merkt Euch wohl, der hat die Macht und fürchtet sich nicht vor Papst und Kaiser, — noch weniger,“ setzte er giftig hinzu, „vor den Stuhbauern, bei welchen Ihr Hilfe zu finden glaubt.“

Ja, die „Stuhbauern“, die Schweizer, die Schänder und Schädiger des Rittertums, die haßte Hagenbach aus tiefstem Grunde des Herzens, und er machte wahrlich kein Hehl daraus.

Als er bei der Anwesenheit des Kaisers in Basel hörte, daß dieser bei der Aufwartung der schweizerischen Gesandten sich erhoben und denselben freundlich die Hand gedrückt, konnte er seine Erbitterung darüber nicht verbergen.

„Ich habe einen Herrn, der ist kein römischer König, aber bei ihm könnten die Eidgenossen lange warten, bis sie solche Ehre genießen,“ äußerte er sich öffentlich, und als die Schweizer sich darüber beklagten, einer seiner Begleiter habe sie „Buben“ genannt, da war die ganze Antwort: „So, Buben hieß er Euch? Ei, er, da bin ich doch begierig zu erfahren, was Ihr dagegen thun wollt?“

Am schlimmsten aber trieb er seinen frechen Hohn mit dem Schultzeißen von Luzern, dem Hasfurter, einem hochgeschätzten Manne, der an einem Fuße hinkte.

„Dho,“ höhnte er denselben, „haben denn die Eidgenossen Mangel an gesunden Männern, daß sie krumme Krüppel zum Tögen schicken?“

Der Hasfurter entgegnete kalt: „Daß ich lahm bin, hat mir Gott geschickt, sieh aber wohl zu, für deinen Herrn und dich bin ich gerade genug.“

Es kam eine Zeit, wo sich Hagenbach daran erinnern sollte.

In Basel benahm sich Hagenbach wie ein toller Junge; schnitt fremden Pferden die Halfter ab, warf den Leuten die Trinkgeschirre an den Kopf, beging aber auch schlimmere Streiche. So raubte er den Wegzern das Vieh von der Weide, warf des Bürgermeisters Knechte vor den Thoren nieder und nahm ihnen Wagen nebst Pferden und Ladung, schnitt den Baslern die Zufuhr ab, vor allem aber sagte er jedem, der es hören wollte, Hoff mußte burgundisch werden.

Damit hatte es freilich noch gute Wege. Vor allem galt es, in den Pfandlanden die Herrschaft zu sichern. Versuchte, sich Mühlhausens, Waldshuts, Säckingens, Laufenburgs und Rheinfeldens zu bemächtigen, scheiterten an dem Argwohne und der Wachsamkeit der Bürger. Die Lehre von Thann war nicht verloren gegangen.

Hauptsächlich jedoch war seine Absicht auf Breisach, den festesten Punkt am Oberrhein, gerichtet. Zu dem Zwecke veranstaltete er ein großes Jagen, zu dem er den umwohnenden Adel eingeladen, aber auch 300 Reiter, mit denen er sich Breisachs bemächtigen wollte, zusammengezogen hatte. Hier aber verbarben ihm die Herren vom Adel selbst das Spiel. Es war ja richtig, daß der Adel den grimmen Haß Hagenbachs gegen das Städtebürgertum, noch mehr aber gegen die Schweizer teilte; daß er Karl den Kühnen als einen Mann verehrte, welcher der Ritterschaft den alten Glanz wieder bringen sollte; allein Hagenbach hatte den Adel selbst in seinen Rechten schwer gekränkt.

Einmal hatte er ihm das Jagdrecht beschränkt; dann aber, nach dem Grundsatz, wo der Wolf jagt, hat der Fuchs sich zu trollen, hatte er die Herren vom Stegreif von den Heerstraßen vertrieben, — es sollte niemand rauben als er selbst.

So kam es, daß der Anschlag auf Breisach verraten

wurde. Ein Herr ritt vor das Thor der festen Stadt und rief den Wächtern zu: „Saget den Herren vom Räte, sie sollen wohl fürsehen, der Landvoigt will jagen!“

Die Breisacher verstanden, schlossen ihre Thore, und der Plan war vereitelt.

Die Breisacher hatten aber noch mehr gethan, sie hatten wiederholt des bösen Pfennigs wegen Vosschaften an Herzog Karl geschickt und nach mancherlei Verzug endlich die Antwort erhalten: Einstweilen sollte die Steuer stille stehen, bis der Herzog in die Vorlande komme, was in Völsche geschehen werde.

Kapitel II.

Der Herzog von Burgund zug
Mit einer solchen großen Macht —
Da hort man großen Schall
Von Posunen und Trummen —
Do kam der Fürst angeritten
Mit finen edeln und rittern
Gen Breisach in die Statt.

Reimchronik.

Wie eine drohende Wetterwolke zog Herzog Karl mit einem starken Heere herauf nach dem Oberrhein. Rechts und links von seiner Straße flammten Dörfer und Gehöfte auf und fliehende und jammernde Einwohner vertündeten seine Anfunft. Städte, die mächtig genug waren und nicht unmittelbar an der Straße lagen, wie z. B. Kolmar, schlossen ihre Thore. Breisach hätte es auch gerne gethan, allein wie konnte es? Hatte es doch den Burgunder des bösen Pfennigs wegen gleichsam selbst eingeladen.

Am Weihnachtstage 1473 zog der Herzog mit 4000 Pferden ein in die Feste, — des römischen Reiches Ruhelissen war in seiner Hand. So schwer es auch den Bürgern ums Herz sein mochte, sie empfingen ihn mit aller Feierlichkeit in voller Prozession und geleiteten ihn in das reichgeschmückte Münster. Das war eine Pracht, wie die guten Breisacher sie nie zuvor gesehant. Auf den Burgunder und seine Begleiter schien es Gold, Perlen und Edelgestein geregnet zu haben, so blitzte und funkelte es in der Winterjonne.

Ach, das Schauen und Bewundern verging den Leuten aber schnell, denn die Augen liefen ihnen über, wenn sie sahen, wie die Soldner Karls hausten, und bei dem Herzoge war von Gnade auch nichts zu spüren. Knieend mußten ihm die Bürger den Treueid schwören und wurde ihnen der Beschluß verkündet, bei dem bösen Pfennige habe es sein Verbleiben. Das war eine böse Weihnacht! —

Als der Herzog abzog, begleitete ihn Hagenbach, kehrte aber alsbald mit pikardischen Reitern, Gaubieden der schlimmsten Sorte, zurück und ließ sich die Schlüffel der Stadt übergeben. Da er außerdem 300 deutsche Knechte in Sold genommen, war er jetzt unbeschränkter Herr in der Stadt.

Frits Bögelin war in burgundischen Dienst getreten, trug den Rock Hagenbachs, grau, braun und weiß und auf dem Armel dessen Wahrzeichen: 3 Würfel mit hohen Nummern und dem herausfordernden Wahlspruch: „Ich paß.“ Er führte als Hauptmann ein Fähnlein Fußknechte.

Durch diesen Übertritt in des Herzogs Dienst hatte er sich mit den Seinen ganz überworfen und, so leichtlebig er auch war, ging es ihm doch zu Herzen, daß er ein Fremder geworden in seiner Familie.

Er empfand deshalb eine gewisse Freude, als er eines Tages Botschaft erhielt von seiner Lieblings-

fürzte, mit
id blutüber-
rerten selbst
ber sprang
auf, indem
Stimme zu-
Peter, und

da er nur
ißbilligung
er: „So,
eifersmann,
s auf diese
weit bringt.
in ich heute
t und will
amer stillen,
erzigen Kna-
nehm denn
n die Her
t mir aber
de Weiber-
s, — mein
te mich ge-

er der Land-
te, er habe
Gewaltthat
verstand ge-
irrte er sehr.
ar er nach
rückgekehrt,
erken, daß es
ner gab, die
inem Herzog
en.
her war der
ürgermeister

ch ließ den-
ich bescheiden
er Hoffnung,
achricht von
a müße ge-
achte er ihn
n, Stäbelin,
jetzt mit der
des bösen
? Ich meine,
et Euch nicht
nen, — denkt
!“
y Karl,“ ant-
agt, daß keine
ms an sein

du hier Herr
hütt! (Nuch
e dem Thor,
u, daß dich's

haben wir die
und Surer
zudem — in

ie Saite nicht
verst klein bei.



schwester, der Anna, die den Weibel trug im Kloster Marienau, er möchte sie heimsuchen, sie habe Notwendiges mit ihm zu reden. Was konnte dies wohl sein? Nun, das wollte er bald erfahren, und am nächsten Morgen schritt Fritz dem Klosterlein zu, das außerhalb der Mauern am Eckartsberge lag. Die Pfortnerin ließ ihn alsbald ein und wies ihn an das Sprachgitter, wo er seiner Schwester nicht lange harren mußte, sie schien ihn erwartet zu haben.

„Ach Fritz, was für schwere Zeiten hat der Herrgott über uns verhängt,“ sagte die Nonne bekümmert nach dem ersten Gruß, „und du trägst des Burgunders Farben, — doch,“ fuhr sie fort, als sie merkte, daß der Bruder aufbrausen wollte, „doch ich will darüber schweigen, du bist dein eigener Herr. Aber Fritz, lieber Bruder, du kannst deiner armen Schwester einen großen Dienst leisten und dabei ein gutes Werk thun, das Gott dir lohnen wird.“

„Ei,“ sagte Fritz, der schnell besänftigt war, „ei, Anneli, du weißt, daß ich dir gerne einen Gefallen thue. Ich vergaß nicht, daß du, mein lieber Spielkamerad, mir oft geholfen, wenn irgend eine Schlingelei mich in die Patsche gebracht. Also heraus mit deinem Wunsch, was soll's?“

„So höre. Unsere Priorin stammt von Thamm und ist der arme Wegerlin, welcher der Rache des Vogtes zum Opfer gefallen, ihr Schwager gewesen. Ihre Schwester nun wurde von Haus und Hof verjagt, und da sie nirgend eine Stätte wußte, hat sie sich mit ihrem Kinde hieher geflüchtet.“

„In des Löwen Höhle?“
„Das ist's eben. Das unglückliche Weib glaubte sich im Kloster sicher, umsomehr, als ihre Tochter nun als Novize eingetreten, allein die Priorin fürchtete, daß Hagenbach sie auch an geweihter Stätte mit seiner Rache verfolge.“

„Und was soll ich dabei thun?“

„Die arme Witwe kennt dich und ist dir dankbar. — Du hast die Blutende vom Estrich aufgehoben und warst ihr Hülfspred bei dem Vogte.“

„So, diese ist es. Nun, höre. Ich glaube nicht, daß der Vogt sich um die Weiber kümmert, besonders wenn nichts mehr zu holen ist; darum geht mein Rat dahin, sie möge vorderhand ruhig im Kloster verbleiben, und — braucht ihr mich je, so soll's an mir nicht fehlen. Ich thue es schon dir zuliebe, Anneli.“

„Dank, tausend Dank, mein Herzensbruder; doch bleib 'ne kleine Weile, ich schicke dir die Witwe her mit ihrer Tochter, sie möchte dir selber danken für das, was du an ihr gethan.“

„Wäre nicht vonnöten, doch kann's nicht schaden, wenn ich sie selber spreche.“

Die Nonne eilte weg und kehrte bald mit zwei Frauen ans Gitter zurück, von denen die eine das schwarzweisse Gewand der Novizen trug.

„Herr Vögelin, nehmt den schwachen Dank einer armen Witwe, der Ihr in schwerer Not ritterlich zur Seite standet! Ich und mein Kind werden Euch das nie vergessen.“

„Frau, Ihr habt nicht zu danken. Was ich gethan, war Christenpflicht; ich wollte,“ setzte er nach einigem Bögern hinzu, „ich wollte, ich hätte mehr thun können.“

Da sprach die Novize unter bitterem Weinen: „Wir stehen um Euern Schutz, wir sind so arm und verlassen, nehmt Euch um Gottes Barmherzigkeit willen unserer an; die Ruhme will uns freilich wohl ein Asyl geben, aber sie fürchtet für das Klosterlein.“

Beim Tone der Stimme hatte Vögelin aufgeblickt und starrte die Sprecherin verwundert an.

Kaum zur Jungfrau erblickt, stand da die Novize hinter dem Gitter, blaß, mit kummervoller Miene, von einer fast überirdischen Schönheit, die ihre Wirkung auf den guten Fritz nicht verfehlte.

Einen Augenblick stockte er mit der Antwort, dann aber sprach er: „Ich will Euch schützen, so gut ich kann, dessen dürft Ihr sicher sein. Vorab haltet Euch still und sorgt nur, daß Eure Anwesenheit nicht bekannt werde. Weiterer Rat wird sich finden. — Seid mir getrost und zählt auf mich! Braucht Ihr meiner, so mag meine Schwester mir's zu wissen thun.“

Wie ein Träumender ging Vögelin aus der Klosterpforte, — des Thammer Ratsbergn Töchterlein hatte es ihm angethan.

In den nächsten Tagen freilich hatte Vögelin keine Zeit, Liebesgedanken nachzuhängen. Hagenbach, der allerorten in den Handlanden Widersegligkeit erwachen und sonstige Wetterwolken sich aufstürmen sah, machte sich kriegsbereit, um wenigstens Breisachs als Stützpunktes sicher zu sein. Außerdem hatte der Vogt aber auch Privatgeschäfte abzumachen, — er wollte heiraten. Da lag auf seinen Hauptleuten mancherlei Arbeit.

Schon Ende Januar 1474 feierte Hagenbach zu Thamm seine Hochzeit mit der Gräfin Barbara von Thengen, wozu er nach allen Seiten Einladungen erlassen hatte, bei denen er jedoch jedem vorschrieb, was für ein Hochzeitsgeschenk er mitzubringen habe, und wenige Tage darauf ritt er mit seiner Frau in Breisach ein. Da gab er nun Feste aller Art, bei welchen es aber auf eine Weise zuging, daß in unserer Zeit eine Beschreibung derselben unmöglich ist, — es waren die wildesten Orgien. Wie wenn der Vogt gerade zeigen wollte, daß er sich um die drohenden Gefahren



„Herr Vögelin, nehmt den schwachen Dank einer Witwe!“

nicht im geringen Tänze und Sturm auf blutige Köpfe Schlammste; e in die Bürger Frauen und A Unfug währe Während d hauste, sank d der burgundis anten wurde die Neuenbur Ottmarsheim Spitze von 6 wohner der r dieselben auf Dreifacher b und verucht da sie erfuhr knechte, Kap langte, den d einfach totfe machen. D wolle ihrer ertränken, w um Hilfe.

Leider gü lichteit der fehrte Hage teiligten ton und Gut n die Hände f

Bei allen dem Landvo sogar für e um sich g holen. De brachte er wohnern f unzufrieden

Er griff z er ansruete Todesstraf die Klöster

Das Kl reiches Kl Erhaltung hübschen s fäßen. T als er hö digung m sich bei d und begal Bürgerne

Nieman war auf die Nonn und hielt war gera Begleiter

Plas im herantret ließ. Pl her, — Frage!

Frage! Ihr die

nicht im geringsten künmere, veranstaltete er Gastereien, Tänze und Mummenschanz, ja ein Scheingefecht — ein Sturm auf die Burg fand statt, wobei es jedoch ohne blutige Köpfe nicht abging. Das war aber nicht das Schlimmste; er brach mit seinen Gefellen nächstlicherweile in die Bürgerhäuser und trieb seinen rohen Spott mit Frauen und Mädchen. Ja, er entblödete sich nicht, seinen Unfug während des Gottesdienstes offen zu treiben.

Während der Vogt nun in Breisach wie ein Wüterich hauste, sank draußen in der Landschaft Stück für Stück der burgundischen Herrschaft in Trümmer und deren Beamten wurde keinerlei Folge mehr geleistet. So hatten die Neuenburger den verhassten Landweibel Bromann in Dttmarsheim erschlagen, und als der Landvogt an der Spitze von 600 Bewaffneten dort einritt und die Einwohner der rebellischen Stadt vor Gericht lud, blieben dieselben einfach aus und lachten seiner Drohung. Die Absichten hatten die Abwesenheit des Vogtes benützt und veruchten, der Zwingherrschafft ein Ende zu machen, da sie erfuhren, daß Hagenbach dem Führer der Landsknechte, Kappler, welcher den rückständigen Sold verlangte, den Rat gegeben, die Knechte sollten die Bürger einfach totschlagen und sich mit ihrer Habe bezahlt machen. Da auch noch das Gerücht ging, der Vogt wolle ihrer eine Anzahl mit Weib und Kind im Rheine ertränken, wandten sie sich an das benachbarte Freiburg um Hilfe.

Leider ging aber der Anschlag durch die Ungeschicklichkeit der Breisacher selbst fehl, und rachschnaubend lehnte Hagenbach nach Breisach zurück. Die Hauptbeteiligten konnten freilich entfliehen, doch nahm er Hand und Gut weg und ein paar arme Teufel, die ihm in die Hände fielen, ließ er aufs grausamste foltern.

Bei allen diesen Vorgängen war es nun allerdings dem Landvogte nicht sonderlich wohl zu Mute und er fand sogar für gut, zum Herzog Karl nach Dijon zu eilen, um sich guten Rat, hauptsächlich aber um Geld zu holen. Den ersten erhielt er zwar, aber von dem letztern brachte er nichts mit. Jetzt galt es, aus den Einwohnern so viel herauszuschinden, daß wenigstens die unzufriedenen Landsknechte beschwichtigt werden konnten. Er griff zu den gewaltsamsten Mitteln. Öffentlich ließ er ausrufen, wer verborgenes Geld hätte, solle es bei Todesstrafe ausliefern, besonders aber hatte er es auf die Klöster abgesehen.

Das Klosterlein Marienau war zwar keineswegs ein reiches Kloster, und die Einkünfte reichten gerade zur Erhaltung der Schwestern. Immerhin betraf es einen hübschen Kirchenschatz an goldenen und silbernen Gefäßen. Davon hatte Hagenbach Wind erhalten, und als er hörte, daß die Nonnen das Fest Mariä Verkündigung mit großer Pracht begehen wollten, gedachte er, sich bei dieser Gelegenheit der Schätze zu bemächtigen, und begab sich mit dem Edeln von Pforr, den er zum Bürgermeister eingesetzt, dahin.

Niemand hatte den Landvogt erwartet. Die Kirche war auf das beste geschmückt und gedrängt voll, denn die Nonnen feierten das Fest mit Musik und Gesang und hielten einen feierlichen Umzug. Die Prozession war gerade in vollem Gange, als der Vogt mit seinen Begleitern in die Kirche trat. Schem machte alles Platz und er konnte deshalb ganz nahe an den Zug herantreten, den er unter lauten Spottreden passieren ließ. Plötzlich stieß er Pforr an: „Teufel, da sieh mal her, — bei St. Georg, hat die Novize da eine hübsche Frage! Die ist zu gut fürs Kloster!“

Pforr, aufmerksam gemacht, sagte ihm leise: „Kennt Ihr die nicht, Herr Peter? Ich müßte mich sehr

täuschen, wenn das nicht des Wegerlin Töchterlein ist, den Ihr des bösen Pfennigs wegen zu Thaum in das ewige Leben befördert habt.“

Hagenbach horchte hoch auf.

„Die Tochter des Rebellen! — Da will ich doch gebührende Sorge für sie tragen. Es ist ein Lieblingswert von mir, die Waisen zu beschützen. Schade, daß wir keine Knechte bei uns haben, ich würde sie gleich mitnehmen, doch zu lange soll sie meiner Fürsorge nicht entzogen sein. Jedoch der Spasß ist gleich zu Ende, kommt, wir wollen die fromme Hirtin der Schäfelein im Stalle erwarten.“

Die Priorin war aufs äußerste erschrocken, als ihr bei der Rückkehr aus der Kirche gemeldet wurde, der Landvogt wolle sie sprechen. Das konnte nichts Gutes bedeuten, und so war es auch.

Mit dürrern Worten sagte der Vogt, er brauche Geld, um seine Knechte zu bezahlen, und da habe er gefunden, daß für arme Nonnen irdene Gefäße passender seien als silberne und goldene.

„Versucht keinen Widerstand,“ setzte er hinzu, „es könnte Euch sonst übel bekommen, daß Ihr den Feinden Eures Herrn Unterschluß gegeben. Ihr habt die Tochter des Rebellen Wegerlin in Euerm Hause?“ fragte er lauernd.

„O Herr,“ jammerte die Priorin, „das arme Kind fand sonst keine Zufluchtsstätte als bei uns.“

„Ich will für ihre Unterkunft sorgen. Das Kirchengesäß wird der Pforr aufnehmen; wagt nicht, etwas zu verheimlichen, ich werde es heute noch abholen lassen.“

Damit verließ er klirrend die Zelle.

Frits Bögelin wollte gerade zum Imbiß auf die Herrenstube gehen, als er von seiner Schwester die Nachricht erhielt von dem, was in dem Klosterlein vorgefallen. Er wurde totenblaf, als er vernahm, daß der Landvogt des Wegerlins Tochter aus dem Kloster nehmen wollte, wußte er doch nur zu gut, was das zu bedeuten hatte; da mußte rasch gehandelt werden.

In seinem Fähdlein diente als Weibel ein pffiger Schwabe des Namens Enderle, der seinem Hauptmann mit Leib und Leben ergeben war. An diesen wandte er sich nun, um zunächst einmal herauszubringen, was der Landvogt eigentlich beabsichtige, und es dauerte nicht lange, so brachte dieser die Nachricht, es seien auf den Abend vier Knechte mit einer Bahre bestellt, um, sobald es dunkle, die Kirchengesäße abzuholen, außerdem aber zwei Pikarden, denen der Pforr einen besondern Auftrag erteilt habe.

Nun war kein Zweifel mehr. Der Landvogt wollte sich der Novize bemächtigen und sie in seinen Gewahrsam nehmen, — das durfte nicht geschehen.

Kaum war die Sonne herabgesunken, so schlichen sich aus dem untern Pörtel nacheinander etwa ein halb Duzend stämmiger Gestalten, in unscheinbare Toppfen gehüllt, ohne Harnisch, die Klemmen unter dem Gewande wohl verborgen. Die Knechte am Pörtel hatten jedenfalls genaue Weisung, denn sie machten weder Aufenthalt noch Geräusch. Still und vorsichtig schlichen die verumminten Gesellen weiter und verkrochen sich endlich in den Weingärten am Fuße des Eckartsberges, nahe bei dem Klosterlein Marienau.

Etwa eine Stunde, nachdem die geheimnisvolle Schar das Pörtel verlassen, kamen aus dem Kloster die Knechte, welche die geraubten Kirchengesäße trugen, mit ihnen der Pforr. Die im Hinterhalte Liegenden ließen sie ungehindert vorbeigehen.

Es dauerte fast eine halbe Stunde, da öffnete sich wieder die Pforte des Klosters und es traten drei Per-

wei Frauen
hwarzweiße

Dank einer
itterlich zur
i Euch das

ich gethan,
ach einigem
n können.“
inen: „Wir
n und ver-
gkeit willen
hl ein Asyl

aufgeblickt
Sprecherin

Jungfrau
a die Novize
er, blaf, mit
u Miene, von
überirdischen
ihre Wir-
guten Frits

nblick stocfte
thwort, dann
: „Ich will
so gut ich
est Ihr sicher
haltet Euch
t nur, daß
heit nicht be-
Weiterer Rat
en. — Seid
nd zählt auf
Ihr meiner,
e Schwester
n thun.“

Träumender
aus der Klo-
des Thammer
chterlein hatte
an.

chsten Tagen
Bögelin keine
danken nach-
agenbach, der
den Wand-
selichkeit er-
stürmen sah,
Breisachs als
atte der Vogt
— er wollte
en mancherlei

Hagenbach zu
Barbara von
ablungen er-
schrieb, was
n habe, und
rau in Brei-
; bei welchen
unserer Zeit
— es waren
Vogt gerade
den Gefahren

sonen hervor, eine verhüllte Frauengestalt, geführt von zwei Pitarbischen Reitern.

Als diese den Weingarten erreichten, stürzten die Versteckten hervor, und ehe sich's die Welschen versahen, waren sie niedergeworfen, entwaffnet, mit guten Stricken festgeschnürt und ihnen Knebel in den Mund gepreßt, daß sie keinen Laut geben konnten. So blieben sie am Fuße des Eckartsberges liegen.

Der verumminteten Frauengestalt aber, die vor Schreck zitternd dastand, sagte einer der nächtlichen Gefellen tröstend: „Habt keine Furcht, es sind Freunde, die Euch wohlwollen. Folgt mir getroßt!“

Der Tröster aber war Friß Bögelin.

Kapitel III.

Da getachten die Burger,
Das muß der tüffel walten,
Daß wir in hant ingelson,
Tu würz uns übel gan.
An den tochtren und wyben
Sie werdent mutwyl mit uns tryben!

Sprach des Hans Judensint von Speier.
Karlsruher Archiv.

Es läßt sich denken, wie Hagenbach tobte, als er hörte, daß sein Plan, die Novize in seine Hand zu bekommen, vereitelt war. Die beiden Pitarben, welche am nächsten Morgen fast tot aufgefunden worden, konnten nichts Genauereres angeben. Der Überfall war so rasch erfolgt, daß sie in der Dunkelheit keinen der Angreifer erkannt hatten, überdies hatte man ihnen wohlweislich Säcke über den Kopf gezogen, so daß die edlen Brüder beinahe erstickt waren. Auch Pforr konnte keine Auskunft geben, und als er vom Landvogt hart angefahren wurde, warum er nicht selbst den Transport des Mädchens überwacht, erwiderte er bitter: das sei kein Geschäft für einen Rittersmann und zudem, was liege an dem Weibstück, es gäbe jetzt wichtigere Dinge.

In seiner Wut scheute sich der Vogt nicht, öffentlich unter Trommelschlag verkünden zu lassen, den, welcher die Novize verberge und sie nicht alsbald ausliefere, den träfe unfehlbar der Tod.

Das half aber alles nichts. Des Wegerlins Else war und blieb verschwunden, denn sie war unter der sichern Hut der Frau Enderle, des wadern Weibels Ehehälfte, und diese, so wenig wie die Knechte, welche für ihren Hauptmann durchs Feuer gingen, übten Verrat an demselben.

Während aber so die Privatpläne Hagenbachs mißglückten, zog sich auch in politischer Beziehung das Netz immer enger über seinem Haupte zusammen.

Herzog Sigmund von Osterreich hatte mit den Schweizern Friede gemacht, war der sogenannten niedern Vereinigung beigetreten, und was die Hauptsache war, er hatte das nötige Geld zusammengebracht, um die Pfandschaft zu lösen. Das konnte natürlich der Bevölkerung nicht verborgen bleiben und sie hoffte sehnlichst auf die Erlösung aus burgundischer Tyrannei. — Herzog Karl freilich eilte nicht, die Lösung anzunehmen, sondern erhob Schwierigkeiten aller Art.

Zu noch mehr, er gedachte, sich mit bewaffneter Hand zu widersetzen, und schickte zu diesem Zwecke seinem Vogte die längst erbetene Verstärkung — Lombarden und Pitarben, Gesindel, von dem Hagenbach selbst sagte: „Hier bring' ich eitel Mörder und Bösewichter, die längst schon sollten aufs Rad geslochten sein.“ Als er mit der Bande einzog und Dreifach im Sonnenglanze da liegen sah, sagte er ingrimmig: „Ich will das Spiegelein zurichten, daß die Hasen darin nisten sollen!“

Gerade aber der Einzug der fremden Nordbrenner sollte ihm zum Unheil gedeihen.

Je größer die Gefahr für ihn wurde, desto mehr Unfug trieb der Übermütige in der Stadt. So ließ er unter anderm auf dem Berge vor dem Münster drei schwere Karthaunen aufführen und schoß von dort nach dem Klosterlein vom Eckartsberg, daß die gemalten Scheiben des Chores am Münster zersprangen. Die mit großen Kosten auf dem Münsterplatz aufgeführten Baumaterialien nahm er hinweg und ließ sich einen Stall davon bauen, aber bei aller Reckheit seines Gebarens war ihm doch keineswegs geheuer, und der Grund davon war hauptsächlich der, daß er den deutschen Knechten nicht mehr traute.

Einmal waren es Deutsche, die er gegen die eigenen Landsleute verwenden wollte, und dann waren Landsknechte nur dann folgsam und willig, wenn der Sold richtig bezahlt wurde. Das war nun aber keineswegs der Fall, die armen Knechte hatten schon längst keinen Kreuzer Geld mehr und waren auf das Wohlwollen der Bürger angewiesen, wenn sie nicht verhungern wollten; — von einem hungernden Soldknechte war aber Treue nicht zu erwarten. Hagenbach verließ sich nun auf seine welschen Gurgelabschneider, denn diese waren zum bitteren Ingrimm der deutschen Knechte gut gefüttert und bezahlt. Nun verlangte der tolle Burgunder gar, die Knechte sollten die Bürgerhäuser den Lombarden und Pitarben räumen, damit diese bequeme Unterkunft hätten. Das machte nun böses Blut, sowohl bei den Landsknechten, welche sich dadurch zurückgesetzt sahen, noch mehr aber bei den Bürgern, welche die lasterhaften Galgenbögel nicht in ihren Häusern aufnehmen wollten.

Die schwer gekränkten Knechte wandten sich an Bögelin, der ihnen versprach, mit dem Feldhauptmann der Fußtruppen, Kappler, Rücksprache zu nehmen.

Kappler war eine alte Kriegsgurgel, dessen Kupfer Nase deutlich zeigte, wo er sich Rats erholte. Er nahm die Sache sehr ernst.

„Wir haben uns einmal zu burgundischem Kriegsdienste verpflichtet und dem Hagenbach vor wehendem Fähnlein geschworen. Was er befiehlt, müssen wir thun. Hiltet Euch vor Meuterei!“

„Da sei Gott vor,“ meinte Bögelin, „Ihr sollt dem Vogte nur klar machen, wie der Hase läuft. Sollen die deutschen Knechte, deren oberster Hauptmann Ihr seid, den welschen Halunken die Nester räumen? — Das könnt Ihr selbst nicht wollen. Auch Euch, der schon so vielen Potentaten glorios gedient, wäre so etwas despektierlich. Ihr fürchtet Euch doch nicht vor dem Vogte?“

Das zog, denn rasch erwiderte der Alte: „Ist freilich wahr, daß es despektierlich wäre. Von Fürchten ist bei mir keine Rede, — ich werde zu ihm gehen!“

Da kam er jedoch schon an, der alte Kappler. „Was,“ schrie Hagenbach, „Ihr — Ihr wollt den Welschen den Platz nicht räumen? Das sag' ich Euch, wer mir nicht gehorcht, der mag zum Teufel gehen!“

„Bedenkt, was Ihr sagt, Vogt, unsere Ehre duldet nicht, daß wir wie Bettelbuben den Welschen weichen!“

„Geht, geht, ich wäre Euch schon lange gerne los, Ihr Bauernlummel!“

Das wurde denn auch dem Kappler zu stark.

„Gut,“ schrie er, „wir gehen allesamt — Adelige und Knechte! Ich künde Euch den Dienst zur Stelle!“

Hagenbach sah, daß er zu weit gegangen, und verlegte sich aufs Bitten, aber der alte Haudegen ließ ihn stehen, indem er ihm zurief: „Ich brauche keinem Herrn zu dienen, wie du einer bist!“

Das war übel und der Vogt mußte nun im Ernste

daran denken zu schaffen.

Bögelin j sich bei ihm

Hagenbach lang, ihn alle er so absonde wie der Vogt lich die deut mit Weib u ungestört mi und die wich

Am Oster und mittelft schlag in de ausrufen, a Tage habe si Bürgerschaft und Gut, so als Unedel, Weib, ja sel der, vor dieE geben, um do und Schauff zen, da die E sei. Ein gl er den deutf ten, — er n mit den fren in der St

Da eine Hausfuchun net war, in sprocheneu der entspre vize wieder tigen, so wa größter Sc wußte, was Else, die ih sein Liebste geworden

Hatte do noch am vom Gotte weg eine N ben und u schleppen

In der E Aufregung

heure. W die Entsch der Vogt sich dazu l seine Gatt

Die dr zusammen welschen E statt und des Vogte Person zu Übereinsti Verschwoß außer ih mohner

Nordbrenner
desto mehr
So ließ er
fenster drei
n dort nach
alten Schei-
Die mit
hrien Bau-
einen Stall
Gebarens
rund davon
n Knechten

die eigenen
ren Lands-
n der Sold
keineswegs
ängst keinen
hwoollen der
rn wollten;
aber Treue
n auf seine
zum bittern
ert und be-
er gar, die
barden und
funst hätten.
den Lands-
sahen, noch
lasterhaften
ren wollten.
en sich an
hauptmann
nehmen.
en Kupfer-
Er nahm

em Kriegs-
e wehenden
müssen wir
hr sollt dem
Sollen die
n Ihr seid,
- Das könnt
on so vielen
espektierlich.
te?"
„Ist freilich
chten ist bei
!“
er. „Was,“
n Welschen
ch, wer mir

Ehre duldet
en weichen!“
e gerne los,
stark.
Abelige und
Stelle!“
n, und ver-
gen ließ ihn
einem Herrn
i im Ernste

daran denken, sich die gefährlichen Gesellen vom Hals zu schaffen.

Bögelin jedoch, der recht wohl wußte, um was es sich bei ihm handelte, ließ es nicht dazu kommen.

Hagenbach hatte einen Plan gefaßt, der, wenn er gelang, ihn aller Verlegenheit enthoben hätte. Freilich war er so absonderlich, daß nur ein so gewaltthätiger Mann, wie der Vogt, darauf verfallen konnte, — er wollte nämlich die deutschen Knechte sowohl als auch die Bürger mit Weib und Kind aus Breisach treiben, um dann ungestört mit seinen Welschen darin schalten und walten und die wichtige Feste seinem Herrn erhalten zu können.

Am Ostersonntage ließ er von allen Stanzeln verkünden und mittelst Trommelschlag in den Straßen ausrufen, am nächsten Tage habe sich die ganze Bürgerschaft bei Leib und Gut, so wohl Edel als Unedel, Mann und Weib, ja selbst die Kinder, vor die Stadt zu begeben, um dort mit Hacke und Schaufel zu schauzen, da die Feste bedroht sei. Ein gleiches gebot er den deutschen Knechten, — er wollte allein mit den fremden Reitern in der Stadt bleiben.

Da eine allgemeine Hausfuchung angeordnet war, in der ausgesprochenen Absicht, sich der entsprungenen Nothilfe wieder zu bemächtigen, so war Bögelin in größter Sorge, denn er wußte, was der armen Elke, die ihm allmählich sein Liebste auf der Welt geworden war, drohte.

Hatte doch Hagenbach noch am Karfreitag vom Gottesdienste hinweg eine Jungfrau rauben und in sein Haus schleppen lassen.

In der Stadt war die Aufregung eine ungeheure. Man fühlte, daß die Entscheidung nahe; der Vogt selbst machte sich dazu bereit, er hatte seine Gattin in den Sundgau in Sicherheit bringen lassen.

Die drohende Gefahr brachte Bürger und Knechte zusammen, sie fühlten sich als Deutsche gegenüber dem welschen Verrate. In aller Stille fanden Beratungen statt und es wurde nicht allein beschlossen, dem Befehl des Vogtes Widerstand zu leisten, sondern sich seiner Person zu bemächtigen. Es ist merkwürdig und zeigt die Übereinstimmung aller, daß Hagenbach von der ganzen Verschwörung keine Nachricht erhielt, und doch wußten, außer ihm und seinen Welschen, wohl sämtliche Bewohner Breisachs darum.

„Das war ein verborgener List,
Der da kam von Christ,
Der erstanden ist.“

Es war ein groß Wunder,
Daß jeztlicher besunder
Des Andern Meinung
Sogar in kurzer Frist.“

sagt der alte Chronikschreiber.

Auf der Herrenstube zum Juden kam die Sache zum Ausbruch.

Dort kamen die Führer der Fußknechte zum Trunk zusammen, und Hagenbach begab sich dahin, um sie seinem Willen fügsam zu machen. Er traf dort Bögelin.

Der Vogt begann mit herben Worten Vorwürfe zu machen wegen der Widersetzlichkeit, die sich überall zeigte, und verlangte, die Deutschen sollten die Harnische ablegen und unbewaffnet einhergehen.



„Habt keine Furcht, es sind Freunde, die Euch wehthun.“

Da fuhr Bögelin auf: „Was, wir sollen die Wehr ablegen und die verdammten Welschen sollen sie behalten? Wir sollen die Schanzbauern machen und jene sollen müßig gehen! — Sehet Euch für, Herr Hagenbach, das könnt' übel ausgehen!“

Wütend fuhr Hagenbach gegen Bögelin auf: „Schalke und Buben seid Ihr, — meuterische Hundel! — Ich lasse Euch ersäufen, wie Ihr's verdient!“

Damit verließ er das Haus.

Die Bürger und Söldner waren nun einhellig geworden, daß, wenn Hagenbach Marn schlagen lassen würde, sie mit den Waffen zusammenlaufen und sich seiner Person bemächtigen sollten.

Noch am Abende kam's zur Entscheidung und zwar durch einen reinen Zufall.

Herr Peter saß gerade beim Abendessen, als ein Reiter auf einem müdegehesten Rosse vor seinem Quartiere hielt. Es war ein Abgesandter

des Herzogs Karl, Herr Hanns von Montagu, der ihm einen Brief desselben übergab. Der Herzog, dem Hagenbach seine Rötten geklagt, ermunterte ihn, standhaft auszuhalten, er brauche keine Sorge zu haben, werde er belagert, so wolle der Herzog selbst mit einem großen Heer zu seiner Hilfe herbeieilen. Das war eine gute und tröstliche Nachricht.

„Hei, jezt habe ich den Spieß wieder fest in der Hand, — das sollen gleich die dickköpfigen deutschen Lummel erfahren. Die sollen bald geschmeidig sein!“ Damit eilte der Vogt hinaus und befohl, Alarm zu schlagen, um die Knechte zu versammeln.

Dunpff tönte die große Heerpauke auf der Brücke, und die Trommelschläge der Knechte schlugen das „Kommt,

Kamerad, komm" durch die Strafen. Die Bürger liefen aus den Trinstuben nach ihren Häusern und holten ihre Wehr, die Knechte aber sammelten sich im Harnisch vor der Herberge des Landvogtes, welcher ihnen triumphierend die erhaltene Nachricht mittheilte.

"Was Brief, was Herzog," schrien die Knechte, "Geld wollen wir haben, unsern Sold, Landvogt!" "Neuterische Hunde, meineidige Schelme," schalt dieser dawider.

Da zuckten die Knechte die Wehr und drohten, ihn niederzustechen, was wohl auch geschehen wäre, wenn nicht ihre Wut für dieses Mal noch eine Ableitung erfahren hätte.

Auf den dröhnenden Trommelschlag des Alarmsignals, welches auf Befehl Bögelins ohne Unterlaß in der ganzen Stadt gegeben wurde, liefen verabredetermaßen auch die Bürger zusammen, und hier verbreitete sich im Sturme die Losung: "Schlagt die Welschen tot!" — dazwischen tönte der Ruf: "Rett' römisches Reich — rett' Haus Osterreich!"

Eine wilde Jagd begann in der Stadt auf die welschen Reiter, die sich mit Mühe und Noth, geschlagen und verwundet, in ihre Quartiere retteten. An dieser Hege nahmen die deutschen Knechte fröhlich teil, so daß Hagenbach für den Augenblick wenigstens gerettet und so weit frei war, daß er nach Kappler, dem Feldhauptmann der Deutschen, schicken konnte.

Dieser nun gab sich redlich Mühe, die wiederum vor dem Hause des Landvogtes zusammengelaufene Menge — es waren Bürger und Knechte — zu beschwichtigen. Er schrie, daß ihm der helle Schweiß herabließ. Auch Hagenbach sprach in den süßesten Tönen an "seine lieben Bürger".

"Hilft alles nichts! Die Welschen müssen fort, oder wir schlagen alle tot!" war die Antwort.

"Morgen," vertröstete der Vogt, "morgen wolle er die Reiter fortschicken, für heute sei es doch zu spät."

"Nein, du lügst, wir trauen dir nicht. — jetzt müssen sie fort, oder ihr Blut mag durch die Gassen rinnen."

Da redete auch Kappler dem Vogte zu, er möge nachgeben, sonst sei alles verloren.

Verzweifelt versprach Hagenbach, in dieser Nacht noch die Lombarden und Vitarden aus der Feste zu schicken, wenn die Bürgererschaft verspreche, dem Herzog Karl treu zu bleiben. —

"Ja," war die Antwort, "wenn er die beschworenen Verträge hält, — sonst nicht!"

Hagenbach gab mit blutendem Herzen den Befehl, daß die welschen Reiter abziehen sollten, und diese wurden in aller Eile, ohne Pferde und Gepäck, durch die bewaffneten Bürger und die Fußknechte über den Rhein geschafft.

Des Vogtes Schicksal war damit besiegelt.

Kapitel IV.

Er ward vor das recht gestellt,
Das Urtheil ward man ihm sagen:
Man soll ihm das Haupt abschlagen. . . .
Also hat er genommen ein End.

Hans Judensint.

Für den Augenblick zwar war Hagenbach gerettet, aber auch nur für den nächsten Augenblick. Die Scharen der Bewaffneten, welche die Welschen über den Rhein begleitet, kehrten noch in der Nacht zurück. Da schleppten die erfreuten Bürger Tonnen voll Wein auf die Straße, niemand ging zu Bette, — es war ein allgemeiner Jubel und Verbrüderung. Der errungene

Sieg und der reichlich genossene Wein steigerten die Aufregung zum höchsten Grade. Wenn Hagenbach am Leben bleibt, so sind wir verloren — das war die allgemeine Meinung.

Als sich die Nachricht verbreitete, Hagenbach habe einen Reiter absenden wollen, der glücklicherweise am Stadthor zurückgewiesen worden sei, da war die Menge nicht mehr zu halten. Schreiend und tobend, mit brennenden Fackeln und geschwungenen Waffen zog die erregte Schar vor des Landvogtes Haus.

Vergeblich bemühten sich die Stadträte, das Volk zu beruhigen, vergeblich suchte Kappler den Leuten klar zu machen, es sei ja schon ein Vertrag mit Hagenbach abgeschlossen und den müsse man halten.

"Was Vertrag! Mit dem Vogte ist kein Vertrag möglich. Er ist voll Lug und Trug und hält nicht den heiligsten Eid," war die Antwort.

"Sterben muß er — tot vor uns liegen, sonst haben wir keine Sicherheit!"

Hagenbach versprach, sein Amt niederzulegen, den bösen Feinzig abzustellen, allen Schaden zu vergüten, ja selbst die Stadt vor dem Herzoge zu vertreten, — es half alles nichts mehr. Umsonst versuchte auch Bögelin, das Volk zurückzudrängen, er wurde hinweggeschleudert und der Verhasste aus seinem Hause auf die Straße gerissen.

Auf seine Brust senkten sich die Spieße, über seinem Haupte blühten drohend die Schwerter, — er wäre sicher getödtet worden, wenn nicht Bögelin mit den ihm treu ergebenen Knechten sich dazwischen geworfen. Mit äußerster Anstrengung brachten es Kappler mit Bögelin und einigen beim Volke beliebten Bürgern dahin, daß Hagenbach einstweilen als Gefangener in seinem Hause bleiben durfte. Vier Edle, vier Bürger und vier Fußknechte bildeten seine Wache.

Als Bögelin am Morgen mit zerrissenem Gewande und zerzaustem Haare dem Eiselein und ihrer Mutter die Nachricht brachte, jetzt könne sie sich frei allüberall zeigen, die Gefahr sei vorüber und der Wüterich unschädlich gemacht, da sangen schon die Knaben mit lauter Stimme auf offener Straße:

Christ ist erstanden,
Der Hagenbach ist gefangen,
Wir sind erlöst von Banden,
Kyrieleis!

und die Leute, die sich begegneten, umarmten sich wie Brüder, welche nach langer Trennung wieder zusammenkommen. Es war, als wäre ein schwarzer Trauerschleier gehoben, der bisher auf der armen Stadt gelegen.

Als bald übernahm Stähelin, der wadere Bürgermeister, den der Vogt abgesetzt hatte, sein Amt wieder, und wurden neue Räte gemacht. Der Freund Hagenbachs, Werner von Forr, den er gewaltsam zum Bürgermeister eingesetzt, wurde ins Gefängnis gelegt.

Damit aber die Dinge möglichst in den richtigen Weg geleitet würden, wurde als bald dem Herzoge Karl Kenntnis von allem gegeben. Natürlich schäumte dieser von Wut und verlangte die augenblickliche Auslieferung seines Vogtes.

So groß war die Furcht der Bürgerschaft, Hagenbach möchte durch seine Freunde, deren er, besonders unter dem Adel, noch manche zählte, befreit werden und sich dann blutig rächen, daß sie darauf drang, der Gefangene solle in einen festen Turm verbracht werden.

Auch die befreundeten Städte begien die Furcht, der Bösewicht könnte entkommen, und Basel, Freiburg, Kolmar und Neuenburg, ja sogar der Bischof von Straßburg boten zu größerer Sicherheit Truppen.

Diese Anerkennung betrachtete sich schaff stehend damalige Zeit niemand dur

Eine weite troffen, daß man nicht wurde auf e Thore — d

thor — einige Handfesseln und seine Block gepa trovige Mar gebrochen u wie ein St herbeigerufe

meister Stä

stehentlich, e

aus seiner

Lage befreie

Der aber

Beter, Ihr

seinem Ba

widerfahren

wisset, daß

Zeit große

Euchgehabt

jetzt auch

uns, denn e

andere ge

rechtfertig

Euch walte

Hagenba

Äußerste

wollte Urfe

d. h. wenn i

Bösegeld un

lasse, verspr

für das, w

angethan,

Kappler

ja der

Stähelin s

Räte ware

die Rache

verlangte

in Basel

stüßt. S

Hinrichtu

mit dem

daran gel

Geheimni

Ende

und in la

die Baste

ihres Den

ter Berei

Diese Anerbieten lehnte jedoch die Stadt ab, denn sie betrachtete sich noch immer als unter burgundischer Herrschaft stehend, aber trotzdem daß der Landvogt die für damalige Zeit gewaltige Summe von 14000 fl. für seine Freilassung bot, wurde er in Eisenschellen gelegt und niemand durfte ihn besuchen.

Eine weitere Sicherheitsmaßregel wurde dadurch getroffen, daß von den deutschen Knechten etwa 100, deren man nicht ganz sicher war, abgelohnt und entlassen wurden.

Als aber Hanns Werner von Pfory, der von Hagenbach eingewählte Bürgermeister, durch den Aufzug gereckt und peinlich befragt, „groß Ding“ zur Belastung des Vogtes aussagte, da konnten dessen Freunde nichts mehr für ihn thun, und der Gefangene wurde auf einem festen Thore — dem Windthor — eingetürmt, ihm Handschellen angelegt und seine Beine in den Block gespannt. Der trotzigste Mann war ganz gebrochen und jammerte wie ein Kind. Den herbeigerufenen Bürgermeister Stäbelin bat er flehentlich, er möge ihn aus seiner qualvollen Lage befreien.

Der aber sagte: „Herr Peter, Ihr habt bisher seinem Barmherzigkeit widerfahren lassen; Ihr wisset, daß wir lange Zeit große Geduld mit Euch gehabt haben. Habt jetzt auch Geduld mit uns, denn es kann nicht anders geschehen, Gerechtigkeit muß über Euch walten.“

Hagenbach wollte das Auserste thun — er wollte Urfehde schwören, d. h. wenn man ihn gegen Lösegeld und Sühne entlasse, versprechen, sich nie für das, was man ihm angethan, zu rächen.

Kappler und Vögelin, ja der Bürgermeister Stäbelin selbst und seine Räte waren für die Annahme der Urfehde, sie fürchteten die Rache Karls von Burgund. Allein die Gemeinde verlangte Hagenbachs Tod und wurde dabei durch den in Basel angelangten Herzog Sigmund lebhaft unterstützt. Sigmund hatte ein Interesse daran, durch die Hinrichtung des Vogtes die Eidgenossen unwiderruflich mit dem Burgunder zu entzweien; ihm war vor allem daran gelegen, den Landvogt, den Mitwisser gefährlicher Geheimnisse, für immer zum Schweigen zu bringen.

Ende April langte der Oesterreicher in Breisach an, und in landesväterlicher Fürsorge hatte er schon früher die Basler um Ueberlassung der Holzerwerkzeuge und ihres Henters ersucht, welchem Wunsche diese mit größter Bereitwilligkeit nachkamen. Hagenbach war zwar sehr

niedergeschlagen, hegte aber immer noch die Hoffnung, sein Herzog werde Mittel und Wege finden, ihn zu retten.

Eines Tages hörte er aber in seinem Gefängnisse, wie unter ihm durch das Thor ein Reiterhauf in die Feste zog, und er fragte seine Wächter, was das für Leute seien. Als diese antworteten, sie kennten dieselben nicht, es seien ältere, bärtige Männer, welche Wallachen mit gestutzten Mähnen ritten, da rief er verzweifelt aus: „O weh mir! Das sind die Eidgenossen, — jetzt bin ich verloren!“

Dachte vielleicht der unglückselige Mann, daß, als er den Luzerner Schultheiß wegen seines lahmen Fußes verspottet, dieser ihm geantwortet, er möge sich fürchten, für ihn und seinen Herrn sei er noch immer gerade genug? Er durfte wohl sich dessen erinnern, denn an der Spitze der Einziehenden ritt gerade Herr Heinrich Hafffurter, der Schultheiß von Luzern.

Auf Drängen Oesterreichs und der Städte wurde nun die peinliche Frage gegen Hagenbach erkannt, und da derselbe, seiner durch die Fesseln geschwellenen und wundten Beine wegen, nicht mehr gehen konnte, führten sie ihn wie ein Schlachtthier auf einem einräderigen Karren nach dem Wasserturme zur Folter. Auf der Fahrt zog eine große Volksmenge, besonders aber Weiber und Kinder, nebenher, die ihn verhöhnten und ihm zuriefen:

„Hagenbach, verfluchter Judas — Gott verdamme dich!“

Der Vogt aber lachte verächtlich über das grölende Gesindel.

Im Turme wartete seiner die Gerichtskommission.

Es wurde ihm das Oberkleid abgezogen und er, mit schweren Steinen an den Füßen, an den auf den Rücken gebundenen Armen mittelst der Welle in die Höhe gezogen.

„Mord — Mord!“ schrie der Unglückliche in fürchterlichen Schmerzen. Viermal zogen sie ihn auf, bis er alles ausgesagt, was man wollte. Freilich nahm der Landschreiber Michael von Ensisheim ein Protokoll auf, allein bekannt gegeben wurde von den Aussagen nur das, was den Oesterreichern paßte. Es genügte, um den Vogt vor das hochnotpeinliche Gericht zu stellen. Vor welches? das war nun freilich eine Frage — vor das österreichische in Ensisheim? Dafür wollte Herzog Sigmund die Verantwortung nicht tragen, und die Verurteilung des Vogtes durch seine adeligen Standesgenossen wäre kaum zu erwarten gewesen. Ebenjowenig war dieses bei dem kaiserlichen Landgerichte in



„Gerechtigkeit muß über Euch walten!“

Rothweil der Fall, — also setzte man aus Angehörigen der Städte der niederen Vereinigung ein besonderes Gericht zusammen aus 24 Mitgliedern, mit dem Schultheißen von Ensisheim als Vorsitzenden. Ein unparteiisches Gericht war dieses allerdings nicht zu nennen.

Droben auf dem Berge am Wasserturme drängte sich am Morgen des 9. Mai eine gewaltige Volksmenge herbei. Von allen Seiten waren sie gekommen, und man mußte die Dächer abdecken, um Raum zu gewinnen für die Zuhörer bei der Gerichtsverhandlung.

Schon früh 8 Uhr wurde das Gericht eröffnet und der Friede verkündet für das offene Ding. Dann wurde Hagenbach herbeigeschleppt — es war ein jammervoller Anblick, aber den Haß entwarfnete er nicht, denn als der Vogt demütig um Gnade bat, antwortete ihm nur lautes Hohngelächter.

Als Kläger wurde Herr Hanns Fselin, als Verteidiger Herr Hanns Trmi, beide von Basel, gewählt. Die Anklage beschränkte sich auf nur vier Punkte:

- 1) Hagenbach habe in Thann Bürger ohne gerichtliches Verfahren, wider kaiserliches Recht, enthaupten lassen.
- 2) Bei seinem Einzuge in Breisach habe er einen feierlichen Eid geschworen, keine Neuerungen und keine hohen Steuern einzuführen, ebenso keine welschen Söldner in die Stadt zu bringen. Diesen Eid habe er schändlich gebrochen.
- 3) Er habe den fremden Söldnern, die geraubt und geplündert, befohlen, die Bürger zu ermorden und ihnen das Ihrige zu nehmen, und habe sodann deren Weiber und Kinder ertränken wollen.
- 4) Endlich habe er gegen Jungfrauen, Frauen und Nonnen Gewalt gebraucht und dieselben sogar von heiligen Orten entführen lassen.

Deshalb sei Hagenbach als Mörder, Meineidiger und Schänder an Leib und Leben zu strafen.

Als Zeugen waren zunächst die Witwen und Waisen der Ermordeten in Thann und die Geschädigten in Breisach vorgeladen.

Ein Ruf des Mitleids ging durch die Menge, als in tiefer Trauer die armen Kinder, Else Wegerlin an der Spitze, in den Kreis gerufen wurden. Schluchzend und kaum verständlich beantwortete Else die Fragen des Vorsitzenden, und als sie mit Hagen berichtete, wie sie wie das Wild gehegt und nur durch Bögelin vor dem Vogte gerettet worden sei, da konnten die Weibel kaum Ruhe schaffen, so sehr brach der allgemeine Unwille los.

Die Verteidigung Hagenbachs bestand darin, daß er durch seinen Fürsprech vortragen ließ, zu Thann habe er mit Wissen und Genehmigung des Kaisers auf seines Herrn Befehl gehandelt. Ubrigens sei es so burgundische Sitte. Was er Breisach gethan, das habe der Herzog befohlen, dem die Bürger den Treueid geleistet, welcher den seinigen hinfällig gemacht. Was er an Frauen und Jungfrauen verübt, das hätten auch andere, wohl die Richter schon selbst, gethan, dafür werde man ihn nicht strafen wollen. Seine Geständnisse seien nur gezwungen gemacht. Er verlange, daß man Herzog Karl darüber vernehme, ob er nicht mit dessen Willen gehandelt. Vor allem aber halte er das Gericht in keiner Weise für zuständig.

Das half alles nichts. Der Gerichtshof erklärte sich für zuständig und sprach, da Hagenbach sowohl durch Zeugen als durch eigenes Geständnis überführt, sei er am Leben zu strafen.

Nun bedurfte es noch einer Formalität, um das Endurteil wider einen Ritter zu fassen.

Der österreichische Herold Kaspar Hurter entsetzte ihn öffentlich seines Rittertums. Jetzt erst wurde zum Endurteil geschritten, nachdem der Vogt, der wohl gesehen, daß alles verlor sei, nur um die einzige Gnade bat, mit dem Schwerte gerichtet zu werden.

Da wurde nun die Umfrage gehalten.

Das Urteil lautete: „Dem Landvogt solle geschehen, wie er den Männern zu Thann gethan. Also solle man sein Haupt abschlagen, daß zwischen Haupt und Körper ein Wagenrad hindurchfahren könne. Seine Habe solle an den Landesherren fallen.“

Es war 4 Uhr geworden, als das Urteil verkündet wurde, und noch ehe die Sonne sank, sollte es vollstreckt werden. Acht Scharfrichter tritten sich um die Ehre, dem Verhafteten den Kopf abzuschlagen zu dürfen. Man wählte, wie zum Hohne, den von Kolmar, einen kleinen zwerghaften Mann, der dem Verurteilten die Hände band und ihn hinausführte vor das Thor.

Der stolze Mann ging demütig durch die Gasse des enggedrängten Volkes seinen letzten Gang und rief laut alle diejenigen, denen er Unles gethan, um Verzeihung an, „sie möchten ihm vergeben um des allmächtigen Gottes willen und ihr Veten mit dem seinen vereinen, daß ihm verziehen werde seine schwere Schuld.“

Auf der Richtstätte angekommen, betete er gemeinschaftlich mit dem Scharfrichter auch für die, welche Schuld getragen an seinen Sünden, kniete nieder und bot sein schuldbeladenes Haupt dem Todesstreich.

„Hagenbach nach der Gestalt

Nam ein gut End,
Gott der Seelen send
Fried und gemach!“

sagt fromm unter alter Chronist.

So endete der böse Landvogt des grausamen Burgunders und heute noch ist sein Andenken so verhaßt, daß ein Bildstöcklein, das auf dem Richtplatz stand und später am Münster seinen Platz gefunden, bei der Restauration des Münsters von dort entfernt und an dem Wasserturm, wo früher auch der Branger stand, aufgerichtet wurde.

Es erübrigt nur noch, einiges über Freis Bögelin und das Eiselein zu berichten. Daß die beiden sich bekommen haben, ist nicht mehr wie billig. Bögelin trat in den Dienst der Stadt Straßburg, und in dem Straßburger Stadtarchiv liegt noch ein Brief von ihm aus dem Jahre 1476 an „seine gnedigen lieben Herren von Straßburg“, den er unterzeichnet „Frijde Bögile.“ Sein Geschlecht aber blüht heute noch im ober-rheinischen Lande.

Sinnsprüche.

Man erfährt oft in einer Stunde mehr, als man während eines ganzen Lebens vergessen kann. — Liebe ist das Atemholen der Natur! Die Welt ersticht, wenn die Liebe ausscheidet. —

Die Tugend sei der Kompaß jedes Menschen. — Freunden Gutes erzeigen ist keine Kunst, aber Feinde retten ist eine Einlastkarte zum Himmel. —

Zutrauen ist keine Münze für ein Würfelspiel, man muß es nicht gewinnen, sondern verdienen. — Keine Sprache in der Welt ist so schwer als die Sprache der abschlägigen Antwort. —

Wer gute Menschen kennen lernen will, der achte darauf, zu wem der Unglückliche Vertrauen hat. —

Es ist eine bittere Empfindung, wenn die Vernunft das Herz überzeugt, daß es aufhören müsse zu lieben. —

Wie unse



der Poire do
trat, wurde
den ersten,
pflegung ver
mächtig, die
mit dem Kol

So litten
vielfach durc
unser Herr
sprach nämli
waren die l
setzten doch
„Wie kon
Tages.“
In den Qua
dagegen beh
finden. Er
zösisch erler
dann brächt
wünschen k
lernen? U
gemacht?“

„So rafe
wortete ich
Französisch
mit den Ver

„Der Fe
ontgegneten
kennen wir
sein Wort,

„Erst hu
den paar
Ich hat

bestätigte d
„Der Fe
bemerkte er

Das wo
aufgeklärt

Wie unser Herr Feldwebel französisch sprach.



Wörth war geschlagen, die Vogesen waren überschritten, bald sollte die Mausefalle von Sedan zugeklappert werden. Doch nicht von Schlachten und Gefechten, nur davon will ich heute erzählen, wie unser Herr Feldwebel französisch sprach.

Die Not war groß, als man jenseits der Vogesen die ersten Dörfer mit französisch sprechender Bevölkerung betrat. Manches Unheil wurde durch die da eintretende Sprachverwirrung angerichtet. Es war streng verboten, den Einwohnern scharf entgegenzutreten. Als später an

der Loire das Francireursunwesen immer mehr auftrat, wurde auch dies anders. Wie sich nun aber in den ersten, sanfteren Zeiten in den Quartieren Verpflegung verschaffen? Der Sprache waren nur wenige mächtig, die Franzosen blieben möglichst dickköpfig und mit dem Kolben sollte ja eben noch nicht gewinkt werden.

So litten denn auch Unteroffiziere und Musketiere vielfach durch diesen neuen Zustand der Dinge. Nur unser Herr Feldwebel litt nicht. Der Herr Feldwebel sprach nämlich französisch. Über diese Sprachkenntnis waren die Unteroffiziere, die ihren gestrengen Vorgesetzten doch schon lange kannten, auf das höchste erstaunt.

„Wie kommt denn das nur?“ fragten sie mich eines Tages. „Wir werden mit den Franzosen nicht fertig, in den Quartieren ist nichts zu haben, unser Feldwebel dagegen behauptet, immer vorzügliche Verpflegung zu finden. Er meint, er hätte so das notwendigste Französisch erlernt, das bringe er den Einwohnern vor und dann brächten sie ihm immer alles, was er sich nur wünschen könnte. Kann man denn das so rasch erlernen? Und wenn dies möglich, wie wird denn das gemacht?“

„So rasch geht das Erlernen allerdings nicht,“ antwortete ich ihnen. „Der Feldwebel wird schon früher Französisch getrieben haben und nun kann er sich eben mit den Leuten verständigen.“

„Der Feldwebel schon früher Französisch getrieben?“ outagueten sie: „der hatte davon keine Ahnung, den kennen wir doch schon seit Jahren. Französisch? Aber kein Wort, das hat er alles erst hier gelernt.“

„Erst hier gelernt?“ meinte ich erstaunt. „Hier, in den paar Tagen? das begreife ich auch nicht.“

„Ich hat nun unsern Hauptmann um Auskunft, der bestätigte die Aussagen seiner Unteroffiziere.“

„Der Feldwebel französisch? Nicht einen Schimmer,“ bemerkte er.

Das war eine geheimnisvolle Geschichte, die mußte aufgeklärt werden.

Wir legten uns auf die Lauer. Zunächst muß ich nun aber unsern Herrn Feldwebel etwas näher vorstellen.

Unser Feldwebel war ein großer, starker Mann mit borstigem Haar und noch borstigerem, wildem, feuerrotem Vollbarte. Er hatte tiefstehende, stechende Augen, einen hervorstehenden Unterkiefer, der dem Gesicht einen noch rauheren Ausdruck verlieh. Er war im Dienst vorzüglich, seine Kompanie war stets ausgezeichnet in Ordnung, aber wehe auch dem Unglücklichen, der gegen die Ordnung fehlte! Sein scharfer Blick hatte den Missethäter sofort entdeckt und seine schneidige Hand bald kräftig Abhilfe geschaffen. Schön war unser Herr Feldwebel gerade nicht, wenigstens nicht nach den allgemeinen Begriffen von Schönheit. Er sah vielmehr immer aus, als wolle er zubeißen und als hätte er sehr kräftige Kinnbacken. Unser Feldwebel lachte nie, dagegen fluchte er fast immer. Er war schon gefährlich im normalen Zustande, er wurde fürchterlich, wenn er in Zorn geriet. In Zorn geriet er, wenn auch nur ein einziger schlecht gepufter Knopf in der Kompanie war, oder — wenn der Herr Feldwebel Hunger hatten, namentlich aber in dem letzteren Falle.

Unser Regiment war bei Wörth in die französischen Kürassiere geraten, oder vielmehr die französischen Kürassiere waren dort zu ihrem Unglück in unser Regiment geraten. Wer von den französischen Reitern mit dem Leben davonkam, fiel uns noch als Gefangener in die Hände. Pferde, Ausrüstungsstücke, Waffen aller Art wurden in reicher Zahl dabei erbeutet. Von allen diesen eroberten Gegenständen hatte nun aber nichts so viel Anziehungskraft ausgeübt als die mächtigen Pallasche jener welschen Reiter. Diese großen, schönen Kavalleriefäbel waren vielfach anektiert worden. Namentlich war es sofort bei den Herren Feldwebeln Sport geworden, an Stelle der Degen französische Kürassierfäbel zu tragen.

Auch unser Herr Feldwebel trug eine derartige französische Waffe.

Schon im allgemeinen sind diese französischen Kürassierfäbel sehr groß. Unser Feldwebel hatte nun aber noch ein ganz außerordentlich gewaltiges Exemplar dieser schneidigen Gattung erbeutet. Es war eine Art Ulanenlanze in Kürassieruniform.

Der Feldwebel war ein ziemlich großer Mann, der Pallasch reichte ihm trotzdem fast bis unter die Arme. Wir lagen also auf der Lauer.

Die Scene repräsentierte eine französische Bauernstube.

Personen: zunächst ein französisches Pifangpaar, das Pifangmännlein mit dem Pifangweiblein, dann — doch das kommt später.

Harmlos tändelte das Pifangpaar in dem Zimmer herum. Da öffnete sich die Thüre und herein trat — ein riesig großer französischer Kürassierfäbel, an dessen rechter Flanke unser Feldwebel hing.

Der Feldwebel — wir, als Eingeweihte, sahen das auf den ersten Blick — hatte Hunger! Und wenn der Herr Feldwebel Hunger hatten!!! Die Augen funkelten unheimlich, die Borsten seines Bartes standen — das war das charakteristische Zeichen — sämtlich senkrecht in die Höhe.

Die Pifanggesellschaft erstarrte bei seinem Anblick. Der Herr Feldwebel trat mitten in die Stube, durchbohrte das Pifangpaar mit einem Blick, mit einem Blick, unter dem der tapferste Musketier erbleicht wäre, erhob seine Kürassierlanze — sie reichte nun bis an die Decke —, stieß sie zweimal mit so fürchterlicher Ge-

er entsetzte wurde zum wohl geige Gnade

geschehen, Also solle aupt und e. Seine

verfäudet vollstreckt die Ehre, en. Man ten kleinen die Hände

Gasse des rief laut Berzeihung Amächtigen vereinen, d.“ er gemeinde, welche nieder und eich.

men Bur-so verhaßt, stand und t, bei der t und an rger stand,

g Vögelin beiden sich. Vögelin nd in dem f von ihm den Herren le Fögile.“ im ober-

, als man t. —

belt erstickt,

chen. —

aber Feinde

Spiegel, man

er als die

der achte

hat. —

e Vernunft

u lieben. --

walt auf den Boden, daß das ganze Häuschen wackelte, und rief dann mit einer Stimme, welche die ganze Kompagnie hätte erzittern machen:

„Rassé Passé!“
Das Pifangpaar klappte zusammen wie ein Taschmesser, oder vielmehr, da es ein Paar war, wie zwei Taschmesser.

Jetzt hätte ihre letzte Stunde geschlagen, mochten wohl die armen Leute meinen.

Die Frau, halb ohnmächtig, machte dem Unhold eine höfliche, zierliche Verbeugung.

„Rassé!“ brüllte der Herr Feldwebel.
Der Mann bot ihm mit tiefem Büdcing einen Stuhl an.

„Passé!“ wettete ihm der Feldwebel grimmig entgegen.
Die Frau hielt sich kaum mehr auf den Füßen, der Mann kletterte zitternd in der hintersten Ecke des Zimmers, die Leute hingen sozusagen nur noch an einem seidnen Fädchen.

„Rassé Passé!!!“ donnerte nun zum drittenmale unsere hungernde Kompagniemutter, die Lanze war dabei von neuem drohend erhoben, da verschwand rasch die Frau (die Frauen finden sich ja oft zuerst in den schwierigen Lagen dieses Lebens zurecht) und brachte bald darauf das nächste beste Essen, das sie in der Küche gefunden. Sie stellte es zitternd dem wütend um sich funkelnden Feldwebel hin.

Die Lanze — fiel nun nicht mehr kriegerisch auf den Boden, der Herr Feldwebel schnallte sie vielmehr friedlich ab. Die roten Haare standen nur noch horizontal.

Jetzt begriff auch der Mann. Auch er verschwand, um bald darauf mit einer Flasche Wein zurückzukehren.

Die „Rassé Passé“ gingen nun von dem ursprünglichen Fortissimo immer mehr in ein zartes, weiches Piano über. Bald ertönten die „Rassé Passé“ zufrieden gurgelnd — wenn eine neue Flasche antrat — bald erhoben sie sich wieder zum beleidigten crescendo — wenn ein leerer Teller nicht sofort durch einen vollen ersetzt wurde. Von diesen „Rassé Passé“ begleitet und ermuntert, schleppte die Pifanggesellschaft alles herbei, was Küche und Keller nur bieten konnte, bis der Herr Feldwebel endlich zwischen den tauenden und schlürfenden Lippen einige zarte, sanfte, zufriedene „Rassé Passé“ nur noch so heraufblödete, wenn der Ausdruck „flöten“ überhaupt bei einem Kriegsfeldwebel anwendbar sein sollte.

Alles, Horn und Liebe, Haß und Zuneigung, Hunger und Durst, Drohung und Dankbarkeit, alles drückten der Herr Feldwebel auf französisch durch „Rassé Passé“ aus. Und dies mit einer Bestimmtheit, die deutlich zeigte, daß er von der Vorzüglichkeit seiner französischen Sprachkenntnisse vollständig überzeugt sei.

Das also war die Lösung des Rätsels. Davon sagte der Feldwebel so ganz leichtbin: „Ja, ich habe eben das notwendigste Französisch gelernt, das trage ich den

Leuten vor und dann bringen sie mir immer alles, was ich nur wünschen kann.“

Nun war die Sache geklärt. Nun glaubte ich, daß sie ihm alles brächten, was er nur haben wollte. Und sollten einmal die eigenen Vorräte nicht gereicht haben, dann haben seine Quartiergeber den nötigen Rest gewiß bei den Nachbarn ausgeführt, aber gebracht haben sie ihn. Die französische Kürassierfädel-Veredsamkeit unseres Feldwebels war zu überzeugend, zu packend. Da half kein Widerstreben.

Nun wurde das Französische des Herrn Feldwebel auch den Unteroffizieren klar. Sein „Rassé Passé“ ist so während des ganzen Feldzugs in hohem Ansehen geblieben. Es erwartete sich bald Bürgerrecht im Regiment. Es war dies umsoeher möglich, als es eine unglaubliche Anzahl von Anwendungen zuließ, auf die mannigfachste Art zum Ausdruck gebracht werden konnte.

Es kann z. B. nur im zartesten Piano gespielt werden, es kann aber auch zum Donner des Fortissimo anwachsen. Es kann sehnüchig mahnend, gleich dem Flöten, gleich dem Nachtigallenschlag ertönen, es kann aber auch dabei mit vollem Orchester eingefallen werden, mit allen

Pauken und Trompeten, namentlich mit den Pauken.

Während des ganzen Feldzugs hörte man denn auch oft Zwiegespräche, so ungefähr wie das folgende:

„Wie war das Quartier gestern?“

„Nun, passabel. Der Pifang wollte erst gar nichts herausrücken, da haben wir etwas „Rassé Passé“ gemacht, na, dann ging's.“

So erhielt sich die Schöpfung unseres Feldwebels, der mit so tiefem Verstandnis in die Geheimnisse

der französischen Sprache eingebürgert war, bis auf den letzten Tag des Feldzugs.

So sprach unser Herr Feldwebel französisch, und war es auch gerade nicht ganz genau nach den Regeln der Grammatik, verstanden wurde es doch überall.



„Passé!“ wettete ihm der Feldwebel grimmig entgegen.

Das Dombaulog, oder Gedanken Schulden.

Von Wilhelm Fischer.

1. Ein glücklicher Bergmann.

„Ich hab' eigentlich genug, Frau.“

„Es was! Sauerkraut ist nun einmal deine Leibspeise,“ und dabei legte sie ihm noch einen gehörigen Köffel voll auf



den Teller, „nimm auch noch dies Stückchen Speck.“ „Schön durchwachsen — fast so gut wie Schinken.“

Schad', daß I
gern einen re
„Hier, Vat
sich verspätet
„laß mir nu
„Brav, m
gern.“
„Es giebt
nissvoll.
„Noch wa
du, Küchep
„Es giebt
„Apfelsud
Kathchen, u
„Willst d
ist Verdwie
„Was sie
und Eier u
selber. Alt
wirft all u
„Stimme
rief er u
schlug sich i
die Stirn, „I
ser Hochzei
tag! Nimm
mir nicht ü
liebe Alte,
hab' wirft
gar nicht da
gedacht. W
— er rei
ibr die H
über den T
„ich
dich womö
noch lieber
vor acht
ren. Gott
uns noch l
beisammen
„Amer
sprach sie
rührt.
will auch
frieden
wenn er
und die K
gesund er
„Still!
danken!
ja, der A
Gott sei
spring h
Krug B
„Aber
Mutter
„Als
Frischen
Das
noch best
Fritz wu
Vater st
den brei
feiner
haben a
mannsch
Edua

Schad', daß keine Erbsen mehr da sind, ich mengte mir gern einen rechten Brei an."

"Hier, Vater!" rief der etwa siebenjährige Fritz, der sich verspätet hatte und noch an der Suppe löffelte, "laß mir nur so viel übrig, daß der Boden bedeckt ist."

"Brav, mein Jung', aber du magst sie doch auch gern."

"Es giebt noch was!" sprach das Söhnlein geheimnisvoll.

"Noch was? Mitten in der Woche? Und das weißt du, Küchepeter?"

"Es giebt noch Apfelfuchen!"
"Apfelfuchen, Apfelfuchen!" wiederholte das kleine Kathchen, in die dicken Händchen klatschend.

"Willst du uns zutode füttern, Frau? Wirklich, das ist Verschwendung, und du sparst doch sonst so gern."

"Was liegt denn an einer Handvoll Mehl? Milch und Eier und Apfel haben wir ja, Gott sei Dank, selber. Und dann ist heut ein besonderer Tag — du wirst alt und vergeslich, Mann!"

"Himmel!"
rief er und schlug sich vor die Stirn, "unser Hochzeitstag! Nimm's mir nicht übel, liebe Alte, ich hab' wirklich gar nicht daran gedacht. Nun"

— er reichte ihr die Hand über den Tisch

— "ich hab' dich womöglich noch lieber als vor acht Jahren. Gott laß' uns noch lange beisammen!"

"Amen!"
sprach sie gerührt. "Ich will auch zufrieden sein, wenn er uns und die Kinder gesund erhält. Lebte nur —"

"Still!" unterbrach er sie. "Heute keine trüben Gedanken! Ich bin so froh, so seelenvergnügt. Ich sag's ja, der Mensch muß Glück haben! und das hab' ich, Gott sei Dank! auch bei der Heirat gehabt. — Fritz, spring herüber zum Vetter Christian und hol einen Krug Bier — hier ist Geld."

"Aber vorsichtig! Zerbrich ihn nicht!" rief ihm die Mutter nach.

"Als ob ich keinen Krug tragen könnte!" brummte Frischchen beleidigt. "Ihrer zwei, wenn's sein muß!"

Das Bier kam und schäumte prächtig und schmeckte noch besser, als es aussah; der Kuchen erschien, und Fritz wurde für seine Erbsen reichlich entschädigt; der Vater stieß sich eine Pfeife, und bei keinem Festessen, an dem brennenden Span, und bei keinem Festessen, an dem brennenden Span, und bei keinem Festessen, an dem brennenden Span können fröhlichere Gäste geessen haben als um den kleinen Tisch in der niedern Bergmannsstube herum.

Eduard hatte Ursache, sich glücklich zu preisen. Ge-

völlig bezahlt und nur zu spät als Bucherer erkannt hatte.

"Der Mensch muß Glück haben!" triumphtierte Eduard, als er bald darauf diesen Prozeß gewann. Sein Gegner legte zwar Berufung ein, doch das erschreckte den Mutigen so wenig wie die kleine andere Schuld, welche noch auf dem Anwesen ruhte. Er war fleißig und sparsam, und hoffte sie allmählich zu tilgen, und im übrigen verließ er sich auf sein Glück.

Übermütig machte ihn dasselbe nicht, wie man vielleicht aus jener Redensart schließen möchte. Viele Menschen werden durch Leiden zu Gott hingetrieben; andere, wohl eine geringere Zahl, lassen sich durch Freundlichkeit zu ihm locken. Zu ihnen gehörte Eduard. Er war dankbar in Worten und Werken, redlich und treu, und liebevoll gegen Mensch und Tier.

Ja fast zu gütig nach der Meinung seiner strengeren Frau. Sie hatte nichts mit in die Ehe gebracht als Jugend und Gesundheit. Das ist zwar viel, und mehr als tausend Thaler wert, aber doch kein bares Geld. Und gerade weil sie sich bewußt war, mit leeren Hän-

fund und harmlos, sah er von Jugend auf mit hellen, heitern Augen ins Leben hinein — und besand sich wohl dabei. Denn es kommt viel darauf an, wie wir die Dinge und Verhältnisse betrachten. Alle haben zwei Seiten („ein Dreieck sogar drei!“) sagte ein alter trockener Mathematikus, so oft er diese Redensart hörte), und Eduard fand regelmäßig die gute und schöne Seite heraus.

"Der Mensch muß Glück haben!" jubelte er, als er von der schönen und wirtschaftlichen Katharine das Jawort erhielt — der Mangel an Mitgift kummerte ihn nicht. "Der Mensch muß Glück haben!" rief er, als er das erste Kind, einen prächtigen Jungen, behutsam auf den Armen wiegte — ich glaube bestimmt, bei einem Mädchen hätte er ganz dasselbe gesagt. Er wurde zum Knappchaftsältesten erwählt: „der Mensch muß Glück haben!“ sprach er vergnügt, und versöhnte dadurch fast seinen enttäuschten Mitbewerber, der halb-

laut murmelte: „Jawohl und mancher hat mehr Glück als Verstand!“ das socht den glücklichen Eduard nicht an; er hatte wenigstens Verstand genug, über Kleinigkeiten hinwegzusehen. Sein Vater, ein zurückgekommenes Bäuerlein, starb alt und lebensfatt, und hinterließ ihm, dem einzigen noch übrigen Sohne, nicht nur das verschütteres Häuschen mit ein paar Stüden Land, sondern auch einen verwickelten Rechtshandel mit einem harten Gläubiger, den er nach seiner Meinung

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!

als Verstand!



„Als ob ich keinen Krug tragen könnte!“ brummte Frischchen beleidigt.

ner alles,
e ich, daß
ollte. Und
cht haben,
Rest gewiß
haben sie
mkeit un-
kend. Da
Feldweibel
é Passé“
n Ansehen
im Regi-
s es eine
ß, auf die
en konnte.
so gespielt
Fortissimo
gleich dem
tönen, es
eingefallen
mit allen
Prompeten,
mit den
des ganzen
örte man
st Zwiege-
ungefähr
gende:
das Quar-
fabel. Der
te erst gar
ausrücken,
wir etwas
assé“ ge-
nunging's.“
lt sich die
g unseres
der mit so
Verständ-
beheimnisse
, bis auf
, und war
Regeln der
ll.
utloß,
chulden.
fischer.
her Berg-
Eduard!“
gentlich ge-
Zauertraut
mal deine
und dabei
noch einen
fel voll auf
en Speck.“
e Schinken.

den zu dem besitzenden Mann gekommen zu sein, suchte sie wenigstens das Vorgefundene zusammenzubalten und zu mehren und durch Sparsamkeit ihren Mangel an Vermögen zu ersetzen. Auch sie war nicht hartberzig, aber mildthätig in gehörigen Schranken. Sie sah sehr wohl dazu, wenn er einem Armen reichlich, nach ihrer Meinung über Gebühr, wohlthat. Sie gönnte ihm alles Gute am eigenen Herd, sie suchte ihm in löblicher Weise seine Häuslichkeit recht behaglich und angenehm zu machen, dagegen rechnete sie ihm allzugenau jeden Groschen nach, den er ins Wirtshaus trug. Doch auch dies störte bei Eduards glücklicher Gemüthsstimmung den ehelichen Frieden nicht lange. Er gab ihr entweder lächelnd nach, oder lächelnd recht, und vor seiner männlichen Sanftmut verstummte ihr Tadeln und Brummen gewöhnlich bald. Alles in allem genommen, wird die Überschrift dieses Kapitels wohl passend sein.

2. Der Brief.

Dem frohen Tage zu Ehren hatte Eduard statt an die Arbeit zu gehen, eine zweite Pfeife gestopft und schaukelte sich, vergnüglich rauchend, auf dem Stuhl, während Katharine den Tisch abräumte und die Teller spülte, und die Kinder draußen im Garten spielten. Da kam der Briefträger. Das ist noch kein hoher Beamter, und doch ein Mann, dessen Nahen die Höchstgestellten in Erwartung und Bewegung setzen kann. Was bringt er nicht alles? Neben gleichgültigen Wischen die wichtigsten Nachrichten. Gewinn und Verlust, Tod und Leben, Ehre und Arger hält er, meist ganz ahnungslos, in seiner Hand. Er reicht dem zärtlichen Mädchen, dem blühenden Jüngling ein kleines, schmales Briefchen: wie hastig sie darnach greifen! wie sie es mit zitternder Hand in einem versteckten Winkel erblicken und eilig lesen, und rot und blaß werden dabei! Er bringt dem flotten Bruder Studio, der schon lang nach ihm ausgeschaut hat, ein mehrfach gestiegeltes Schreiben und einen Schein, den derselbe schmunzelnd unterzeichnet — kein Wunder — auch andern Menschen als Studenten sind die Gelbbriefe durchaus nicht die unliebsten. Aber er bringt auch schwarzgestiegelte und schwarzgeränderte Briefe, ach! und andere, die ganz unschuldig und harmlos aussehen, durch kein äußeres Zeichen ihren schrecklichen Inhalt verraten, und den Empfänger doch grausamer ins Herz treffen, als der reine große Schmerz einer Todesnachricht vermag. Rechnungen und Bettelbriefe, Anklagen und Mahnungen, Vorwürfe und Verweise, Einladungen und Schmeicheleien — kurz alles, was uns erheben oder niederschlagen kann, bringt der bescheidene Bote gleichmütig uns ins Haus, und wer älter geworden ist und viele Briefe empfängt, seufzt wohl innerlich, wenn er ihn kommen sieht: „Nur nichts Schlimmes, dann will ich schon zufrieden sein!“ während bei der Jugend und bei seltnerem Briefempfang meist die Hoffnung überwiegt.

Der ehrliche Eduard stand nicht in allzu regem schriftlichem Verkehr mit der Welt, und so war die Ankunft eines Briefes immerhin ein gewisses Ereignis. Begierig griff er darnach und erkannte alsbald eine liebe Handschrift, aber sonderbar, er zeigte keine besondere Freude, ja, er ward ernst, als er kopfschüttelnd bis zu Ende las, und legte das wieder zusammengefaltete Bögelchen still neben sich hin.

Katharine hatte ihm schon mehrere neugierige Blicke zugeworfen; jetzt konnte sie sich nicht enthalten zu fragen:

„Doch nichts Unangenehmes?“

„Nichts Besonderes.“

„Von wem ist er denn?“

„Von Koblau.“

Das war der Name des nächsten etwa zwei Stunden entfernten Dorfes, und sie hätte sich mit der ausweichenden Antwort zufrieden geben können. Aber wie viele, oder vielmehr wie wenige Weiber bringen das in solchen Fällen über sich? Schon seit Delilas Zeiten verstehen sie nur zu gut, aus einem Manne wider seinen Willen das herauszubohren, was er lieber verschwiegen hätte.

„Von wem denn? Von Herrn Müller?“

„Nein.“

„Ich wüßte auch nicht, was der zu schreiben hätte; er kriegt seine Zinsen regelmäßig und bald wieder eine Abschlagszahlung. Von wem denn?“

„Von armen Heinrich, von meinem lieben guten Heinz — doch lies ihn nur selbst, eher hat die arme Seele doch keine Ruh!“ Und lächelnd schob er ihr das Blatt zu.

„Klagen, nichts wie Klagen!“ murmelte sie, eifrig lesend; „zehn Thaler fehlen ihm noch, um einen Wechsel völlig zu bezahlen, denk' mal an! Nein, daraus wird nichts, du hast ihm schon zu oft geholfen, so lose haben wir's nicht hängen; du mußt deine Groschen sauer genug verdienen.“

„Aber er ist mein ältester, bester Freund, von der Schule an. Und hat immer Pech gehabt. In der Grube, da wird ihm der linke Arm gelähmt. Beim Verkauf seiner paar Stücke Land, da haben die Nachbarn sich seine Verlegenheit zumutze gemacht. Im Geschäft — wie viel muß der kleine Krämer verkaufen, eh' er erst die hohe Miete heraus hat? Und ich sitz' da warm und trocken, hab' fünfzehn Thaler überflüssig da liegen —“

„Die schon für Herrn Müller bestimmt sind, ich weiß doch, wie sehr dein Herz darauf gerichtet ist, endlich ganz aus aller Schuld herauszukommen!“

„Gewiß, aber soll mein bester Freund darüber aus dem Dorf herauskommen, an dem Bettelstab?“

„So arg wird's nicht gleich!“

„Wer weiß? das Wechselrecht ist streng.“

„Er sollte sich selber mehr rühren.“

„Ein halber Krüppel!“

„Seine Frau sollte sparsam sein. Ihr geringstes Kleid wär' mir Sonntags gut genug — das heißt, wenn's besser gehalten wäre.“

„Auch wieder Pech! Was kann der arme Kerl dafür, daß er nicht eine solche Frau hat, wie ich? Der Mensch muß eben Glück haben.“

„Das wirkte ein wenig. „Du mußt es wissen. Es ist dein Geld —“

„Sprich nicht so. Sag lieber: es ist unser Geld und unser Freund.“

„Was heißt Freund?“

„Ja, was heißt es? Ich hab' einmal in einem schönen Buche gelesen: Wenn du wissen willst, ob du wirklich der Freund eines Mannes bist, so denke dir, er stände halbnackt und hungrig am Sonntagmorgen unter den Kirchgängern auf dem Marktplatz deiner Stadt, ohne Schuhe an den Füßen, ohne Hut auf dem Kopfe, ohne einen Heller in der Tasche — wenn du ihn dann vor aller Welt bei der Hand nimmst und freudig begrüßest, ihn in dein Haus führst und ihm Wasser und Kleider giebst und ihn speisest und tränkest und beherbergst und fördest, bis er wieder auf eigenen Füßen stehen kann, dann sei sicher, dann bist du wirklich sein Freund!“

„So 'was giebt's auf Erden nicht.“

„Meinst du? Es wäre schad'. Doch wir wollen uns den Kopf nicht darüber zerbrechen. Ich werde nicht auf

eine solche B
meinem Fre

„Die du r

„Der jeder

„Ja, er ist

— und de

Gott, der mi

Nochzeitstag

„Es ist i

stein. Ga

Willen nicht

„Veider ni

man sich jed

mag alles G

dadurch abb

„Zehn T

Groschen sa

„Ich glau

ist auch wa

anügen, sie

Ich möcht'

„Thu, w

„Nein, g

eimerstande

Die Frau

so treuherzi

stand sie a

obersten G

Briefschafte

schloß es

Beutelchen

„Ich ha

schüttelnd;

einen verg

„Weib i

„Unbeso

Du bist w

„Wie kö

„Dann

und, leb w

und Müß

begleiten v

euch 'was

güigt auf

Klein u

Heinrich i

hinter mi

nach dem

düfter un

guten M

noch nicht

bloßer G

nes Freu

nicht and

sich beife

zu bewir

dem Tisch

brot, Bu

„Nun

Es ist te

Heinrich.

„Zhr :

schäfte w

„Nun,

springt,

mal ein

eine solche Probe gestellt. Es fragt sich nur: Soll ich meinem Freunde in der Not zehn Thaler leihen —

„Die du nie wiederkriegst!“

„Der jederzeit dasselbe für mich thun würde —“

„Ja, er ist auch zu gut, er verborgt zu viel“ —

— und da sag' ich: Ja! Schon aus Dankbarkeit gegen Gott, der mich so reich gesegnet hat. Können wir unsern Hochzeitstag besser feiern, Frau?“

„Es ist ja doch nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Ganz heraus helfen kannst du ihm beim besten Willen nicht.“

„Weider nicht. Aber durch solche Entschuldigung könnte man sich jeder Hilfeleistung entziehen. Kein Mensch vermag alles Elend der Welt zu bereinigen, sollten wir uns dadurch abhalten lassen, einem einzelnen zu helfen?“

„Zehn Thaler ist viel Geld, und du mußt deine Groschen sauer verdienen.“

„Ich glaube, das hast du schon einmal gesagt, und es ist auch wahr. Aber dann laß mir nun auch das Vergnügen, sie einmal ganz nach Herzenslust auszugeben. Ich möcht' ihm das Geld selbst heute noch bringen.“

„Thu, was du nicht lassen kannst. Nimm's!“

„Nein, gib es mir lieber, damit ich sehe, daß du einverstanden bist!“

Die Frau schwankte einen Augenblick, aber er sah sie so treuherzig an, daß sie lächeln mußte. Kopfschüttelnd stand sie auf, ging zum Kleiderschrank und nahm vorn obersten Gefach ein Kästchen herab, das einige wichtige Briefschaften und ihr vorräthiges Geld enthielt. Sie schloß es auf und reichte ihm ein schlechtes leinenes Beutelchen hin.

„Ich habe doch eine brave Frau,“ rief er, es fröhlich schüttelnd; „sie giebt mir alles. Da kann ich mir noch einen vergnügten Abend machen.“

„Bleib nur nicht zu lange!“

„Unbeforgt — ich muß morgen wieder früh heraus. Du bist mir doch nicht böse?“

„Wie könnte man dir lange böse sein?“

„Dann gib mir noch einen Kuß mit auf den Weg und leb wohl!“ Er steckte den Beutel ein, nahm Stock und Mütze, tröstete die Kinder, welche ihn durchaus begleiten wollten, durch das Versprechen: „Ich bring' euch was mit!“ und wanderte rüstig und seelenvergnügt auf Koblau zu.

3. Der Pechvogel.

Klein und dunkel war der Laden, welchen der arme Heinrich hielt, kleiner und dunkler das Stübchen dahinter mit der Thür nach der Küche und dem Fenster nach dem engen Hofe hinaus, aber kein Raum ist so düster und trostlos, daß ihn nicht die Gegenwart eines guten Menschen erwärmt und erhellt. Eduard hatte noch nicht gesagt: „ich kann und will dir helfen“; sein bloßer Eintritt genigte, auf das ängstliche Gesicht seines Freundes einen Freundschein zu werfen. Und nicht anders erging's der blassen kränklichen Frau, die sich beiferte, den werten Gast nach bestem Vermögen zu bewirten. Bald dampfte ein kräftiger Kaffee auf dem Tische, und Zucker und Milch, Graubrot und Weißbrot, Butter und Honig luden zum Genuße ein.

„Nun greif zu, iß und trink nach dem Marsche! Es ist keiner, dem ich's besser gönne als dir!“ drängte Heinrich.

„Ihr macht es zu arg,“ wehrte Eduard. „Die Geschäfte müssen doch wohl so schlecht nicht gehen.“

„Nun, wenn das nicht einmal mehr dabei herausspringt, wenn ich von meinen eigenen Waren nicht einmal ein paar Brocken selbst gemessen soll —“

„Sie kosten dich dein gutes Geld —“

„Die paar Pfennige machen den Kobl auch nicht fett!“

„Aus Pfennigen werden Groschen, und aus Groschen Thaler! Das sollte ein Bergmann einem Kaufmann nicht zu sagen brauchen,“ sprach Eduard weise. Man sieht, er hatte nicht umsonst acht Jahre lang mit einer sparsamen Frau zusammengeliebt.

„Wir leben auch nicht immer so,“ sagte jetzt Heinrichs blasse Frau leise. „Wir nehmen sonst nie Zucker —“

„Also alles mir zu Ehren?“ fragte Eduard. „Nun meinethwegen hätten Sie wirklich die Umstände nicht zu machen brauchen, ich muß mich ja sonst schämen, wieder zu kommen. Aber da's einmal geschehen ist, so wollen wir uns die guten Gaben schmecken lassen, und Gott segne es uns!“

„Nun sag mir einmal,“ fuhr er nach einer Weile fort, als der erste Angriff vorüber war, „wie kommt's, daß du wieder so sehr hinter Atem bist, alter Junge? Wir sehen uns so selten, daß ich nicht recht Bescheid weiß. Als ich zum letztenmal hier war, schienst du doch die beste Hoffnung zu haben, endlich werde es besser gehen.“

„Ja, damals hatte ich dem Glück nicht eine, sondern gleich zwei Pfortchen aufgemacht, und jedem andern wär's wohl zu einem herein geslogen, nur natürlich mir Pechvogel nicht.“

„Was hattest du denn gethan?“

„Erstens Petroleum gekauft. Viel, sehr viel. In der sichern, in der begründeten Hoffnung, es solle steigen. Was geschieht? Es schlägt ab, es schlägt immer mehr ab, ich muß noch mit Schaden verkaufen, nur um es los zu werden. So was kann nur mir passieren.“

„Auch andern, Freund. Das geht so in Handel und Wandel. Wer macht nicht einmal eine verfehlte Spekulation? — Zweitens?“

„Zweitens hatte ich alle Groschen zusammengespart, um ein Viertellos in der Lotterie zu spielen.“

Eduard schüttelte den Kopf. „Das ist viel!“

„Versteh mich recht, ich war an zwei Viertellosen zur Hälfte beteiligt, um sicherer zu gehen. Aber natürlich: nichts gewonnen, nicht einmal ein Freilos, all das gute Geld umsonst angelegt!“

„Es war leichtsinnig.“

„Jawohl, von so einem Pechvogel, wie ich von Jugend an bin, hast recht. Aber warum spielst du nicht, du Glückstind?“

„Es giebt weise und fromme Leute, die es überhaupt für unrecht halten.“

„Weise? Das möcht' ich doch wissen.“

„Sie sagen, das Spiel befördere die Habgucht, die Gier, die Mißgunst und andere schlechte Leidenschaften, es dränge den Fleiß, die Sparsamkeit, die redlichen Erwerbsmittel zurück, es führe zum Müßiggang, und schließlich zum Leichtsinne oder zur Verzweiflung.“

„Unsinn! Ich hab' während all der Zeit so fleißig geschafft wie nur je, und ärgere mich jetzt wohl, verzweifle aber noch lange nicht.“

„Auf dem plötzlich und mühelos gewonnenen Gelde könne kein Segen ruhen.“

„Dummes Zeug! Ich wollt', ich hätt' das große Los gewonnen. Ich bezahlte meine Schulden, kaufte das neue Eckhaus in der Bahnhofstraße, vergrößerte mein Geschäft, pflegte meine kranke Frau und die armen Wärmer besser, thät' den Armen Gutes — sollt' dann kein Segen darauf ruhen?“

„Aber die Freude des einzelnen wird durch die bittere Enttäuschung vieler anderer erkauft, denn aus den einzelnen Einlagen setzt sich doch der Gewinn zusammen.“

i Stunden
usweichen-
wie viele,
in solchen
a verstehen
nen Willen
egen hätte.

iben hätte;
wieder eine
ben guten
t die arme
er ihr das

sie, eifrig
en Wechsel
raus wird
lose haben
sauer ge-

von der
In der
ut. Beim
die Nach-
cht. Im
verkauften,
ich sit' da
erflüssig da

d, ich weiß
st, endlich
über aus
?“

geringstes
das heißt,

berk dafür,
er Mensch

iffen. Es

Geld und

inem schö-
b du wirk-
te dir, er
rgen unter
er Stadt,
em Kopfe,
ihn dann
rendig be-
dasser und
nd beber-
ten Hüften
rtlich sein

vollen uns
e nicht auf



„Halt! da bringst du mich auf einen Gedanken. Das hab' ich mir nie so recht klar gemacht. Es ist wahr! Die Einfälle der Verlierenden bilden den Gewinn der Glücklichen. Dann sind auch meine schönen Thaler nicht ganz verloren. Ein armer Bauer in der Gifel, noch viel ärmer als ich, soll zweitausend Thaler gewonnen haben — da war mein Geld mit drunter — nun reut's mich nicht mehr — was wird das für eine Freude gewesen sein!“

Eduard mußte wider Willen lachen. „Nun, wenn du so denkst, alter Junge, dann verdienst du wirklich selbst einmal zu gewinnen, mögen die strengen Leute sagen, was sie wollen!“

„Wenn du es nicht für verboten hältst, warum spielst du denn nicht, du Glückskind?“

„Weil ich kein Geld dazu habe.“

Heinrich wurde ernst und sah ihn fragend an.

„Wär' ich aus aller Schuld heraus,“ fuhr Eduard fort, „so könnt' ich mir wohl einmal, wie Bier und Tabak, ein bißchen Hoffnung und angenehme Aufregung kaufen, als Sünde seh' ich es gerade nicht an, obgleich mir der alte Heim nicht aus dem Kopf will:

Goldmacherei und Lotterrie,
Nach reichen Weibern frein
Und Schätze graben segnet nie,
Wird manchen noch gereun.
Mein Sprüchlein heißt auf Gott vertraun,
Arbeite brav und leb genau.

Aber wie gesagt, noch bin ich zu arm dazu. Jeder erübrigte Thaler wandert zum reichen Müller hin, bis er mir endlich den Schuldschein zurückgibt — es geht langsam genug zu.“

Des armen Heinrich Gesicht war noch länger geworden. „Dann thut's mir leid, daß ich dir das Herz mit meinem Kummer schwer gemacht habe, aber in der Not —“

„Versteh mich nicht falsch,“ unterbrach ihn Eduard: „für die Lotterie hab' ich keine zehn Thaler übrig, wohl aber für einen alten Freund — hier sind sie!“

Und er zählte sie aus dem Leinwandtäschchen blank auf den Tisch.

Die arme Frau, welche bisher schweigend und erwartungsvoll zugehört hatte, weinte vor Rührung; Heinrich aber, bei dem die Stimmungen rasch wechselten, drückte mit leuchtenden Augen seinem Freunde die Hand und versicherte ihm den innigsten Dank.

„Laß gut sein,“ wehrte Eduard; „ich wollt' ich könnte dir ganz herausbelfen.“

„Jung, ich bin soweit gekommen, daß ich mich freue, von einem Tage zum andern sicher zu sein!“

„Erzähl mir noch was Genaueres von deinen Verhältnissen — ein halbes Stündchen hab' ich noch Zeit.“

Heinrich machte gerne seinem Herzen einmal gründlich Luft, und so saßen sie denn noch eine Weile beieinander, bis der pünktliche Eduard sich auf den Heimweg machte, um zehn Thaler leichter, aber um eine schöne Erinnerung reicher.

4. Das Dombaulos.

Koblau streckt sich, der Hauptstraße nach, in bedeutender Ausdehnung hin, und Eduard mußte es ungefähr seiner ganzen Länge nach durchwandern. Er schlug nicht gleich seinen gewohnten Bergmannsschritt an, in welchem man eine Weile in etwa einer Stunde zurücklegt, sondern schlenderte langsam, blieb oftmals stehen und sah die



„Dann thut's mir leid, daß ich dir das Herz mit meinem Kummer schwer gemacht habe, aber in der Not —“

Schaufenster an. Denn erstens wollte er, seinem Versprechen gemäß, eine Kleinigkeit für die Kinder auswählen, was ihm auch bald gelang. Dann ging ihm auch das Schicksal Heinrichs noch im Kopf herum und traurige Gedanken benannten seinen Schritt. Lag's am Manne selbst, daß er auf keinen grünen Zweig kam, daß fast alles, was er angriff, auf die Butterseite fiel? Er war nicht zum Kaufmann geboren und erzogen, er hätte schärfer und rücksichtsloser sein können. Allein er war nüchtern und thätig, freundlich und beliebt, verstand auch für sein Geschäftchen genug. Lag's also am Geschick? Gibt's wirklich Menschen, die gleichsam zum Unglück geboren sind, die bei jeder Gelegenheit übel wegkommen, die immer die wenigsten Augen werfen, immer die schlechtesten Karten bekommen, bei jeder Verlosung eine Niete ziehen?

Die, wenn sie fischen, Schnur und Angel verlieren, wenn sie jagen, einen Hund oder Treiber treffen, und wenn's Drei regnet, keinen Köffel haben? Er kam nicht ins reine mit den Fragen. Ist jeder seines Glückes Schmied? oder spielt der Zufall die Hauptrolle? und weisere Häupter als das seinige haben vergeblich darüber nachgedenkt. Eins aber stand bei ihm fest: „Heinrich hat mit zu geringen Mitteln angefangen und wohnt in einer verlorenen Ecke. Kömmt er seine Schulden bezahlen, gegen bar einkaufen, das Eckhaus am Bahnhofe mieten, so würde es ihm ohne Zweifel besser, ganz erträglich gehen. Seine arme Frau würde neu aufleben, die bleichen Kinder wieder rote Baden bekommen. Wär' ich doch reich! kömmt' ich ihm aus dem ganzen Glend herausbelfen, ohne mir selbst weh, ohne meiner Familie un-

recht zu thun viel machen.“

So jammt Fenster, hinter schöner mit lockend entge „ha! Domba undsiebenzigte Glück haben gutes Werk haufe auf de

Unwillkür mehrere De fälttere Ueber gewinne! Di langen, ist s vom Wetter oder vom Felde erschla als hier das gewinnen.

hab' ich sich sauer genug Kathrin im das Papiere nicht so viel Schon u

um weiter schosf plögl Gedanke i Kopf: „N aber ich b ein Glücks wär's, wer waate für n Vielleicht i des Schick

Mit pl schluß trat und verlan banlos.

Nur ei Mädchen, Schere gri

„Jawohl antwortete schnitt ab. ihm zwei die Hand, senden Be großen Be gar zu v alle seine die Zuläss

zurück, — im jeden einziges

„Wer we mir nur

„Das er im stil er nahm die Rück nigen M sollte fr

„Zu legte er v vorzeitige

recht zu thun! mit ein paar tausend Thalern ließ' sich viel machen."

So saun und träumte er, da fiel sein Blick auf ein Fenster, hinter dessen großen Scheiben eine ganze Reihe schöner mit fetten Zahlen bedruckter Zettelchen ihm verlockend entgegenlachten. „Prämien-Kollekte," las er; „ha! Dombanlo! für 3 Mark kann man ihrer fünf- undsiebzigtausend gewinnen, — der Mensch muß Glück haben! — im schlimmsten Falle hat man ein gutes Werk gethan, einen Beitrag zum schönsten Gottes- haufe auf der ganzen Erde geliefert!"

Unwillkürlich griff er in die Tasche: es waren noch mehrere Thaler im Beutelchen. Doch dann kam die fätere Überlegung: „350000 Lose und nur 1372 Gewinne! Die Wahrscheinlichkeit, einen derselben zu erlangen, ist sehr gering. Ich hab' viel mehr Aussicht, vom Wetter in der Grube oder vom Blitz auf dem Felde erschlagen zu werden, als hier das große Los zu gewinnen. Den Thaler hab' ich sicher, und er ist lauer genug verdient, wie Katharin immer sagt, und das Papierchen ist wirklich nicht so viel wert."

Schon wandte er sich, um weiter zu gehen, da schoß plötzlich ein neuer Gedanke ihm durch den Kopf: „Nicht für mich! aber ich bin nun einmal ein Glücksfind, — wie wär's, wenn ich's einmal wagte für meinen Freund? Vielleicht ist es ein Wink des Schicksals."

Mit plötzlichem Entschluß trat er in den Laden und verlangte ein Dombanlos.

„Nur eins?" fragte das Mädchen, indem sie zur Schere griff.

„Jawohl, nur eins," antwortete er, und sie schnitt ab. Doch da kamen ihm zwei harte Thaler in die Hand, die glückverheißenden Zettelchen mit den großen Zahlen sahen ihn gar zu verführerisch an, alle seine Bedenken gegen die Zulässigkeit des Spiels traten für den Augenblick zurück, — es liegt nun einmal ein eigentümlicher Reiz im ledigen Wagen. „Warum soll ich's nicht auch ein einziges Mal für mich selbst versuchen?" dachte er. „Wer weiß —" und entschlossen rief er: „Geben Sie mir nur noch ein Los!"

„Das erste für Heinz, das zweite für mich!" gelobte er im stillen. „Und damit ich sie nicht verwechsle —" er nahm die Feder vom Schreibpulte und schrieb auf die Rückseite des ersten, in die Ecke des schlangenförmigen Abschnitts, ganz klein und fein ein *H.* hin. Das sollte Freundschaft bedeuten.

„Ich sag' ihm nichts, kein Sterbenswörtchen!" überlegte er weiter, „auch meiner Frau nicht, ich will keine vorzeitigen Hoffnungen erwecken, die vielleicht nie in

Größer Volkstalerer für 1890.

Erfüllung geben. Ich bin kaltblütig, im Nothfalle ver- schmerz' ich die Enttäuschung und die paar Thaler allein. Aber, o die Freude, wenn's gelingt! wenn ich plötzlich vor ihn treten und ihm einen ganzen Sack Geld auf den Tisch schütten kann, wenn gar beide gewinnen! Der Mensch muß Glück haben!"

Unter solchen Gedanken ward ihm der Heimweg kurz. Die Kinder freuten sich über Ball und Kreisel, die Frau darüber, daß er zeitig und vollkommen nüchtern zurückkehrte. Sie fragte nicht nach dem Verbleib des übrigen Geldes, sie glaubte wohl, er habe alles dem armen Freunde gelassen. Er aber schlug, während sie in der Küche das Abendbrot bereitete, die beiden Lose säuberlich in einen halben Bogen Briefpapier ein und versteckte sie heimlich auf dem Boden des Schranksteins.

5. Die Entscheidung.

Ohne besondere Vorfälle gingen mehrere Monate vorüber. Eduards Ruhe ward nur wenig durch die Meldung seines Anwalts gestört, die Sache wegen der alten, übertriebenen und bestrittenen Forderung sei nächstens spruchreif, denn er zweifelte nicht im geringsten, das Obergericht werde das ihm günstige frühere Urtheil lediglich bestätigen. Von Heinrich hörte er wenig Erfreuliches, doch hielt sich derselbe noch tapfer über Wasser. Und zu Weihnachten langte ein großer Päckchen und ein Säckchen Nüsse für die Kinder an — dankbar nach seinem Vermögen war der arme Kerl doch. Pünktlich auf den Tag empfing Herr Müller seine Zinsen und eine kleine Abschlagszahlung. Mit gutem Gewissen und frohen Hoffnungen konnte Eduard ins neue Jahr hineingehen.

Er hatte einmal wieder Nachricht gehabt und kehrte bei abscheulichem Wetter zeitig heim, müde und hungrig, naß und schmutzig. Aber schon lag, wie gewöhnlich, saubere Kleidung bereit, im Nu hatte Katharine ihm laues Wasser und Seife gebracht, und bald saß er, ein neuer Mensch, froh und wohlgenut mit den Seinen beim Mahl. Es war gut, daß er es sich noch schmecken lassen, daß er auch noch eine Pfeife in Frieden ausrauchen konnte, ehe einmal wieder langsam und gleichgültig der alte Briefbote kam. Denn derselbe brachte nicht nur das neueste Wochenblättchen, auf das Eduard sehnlich gewartet hatte, sondern auch einen unerwarteten Brief, dessen schrecklicher Inhalt ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf. „Was ist los?" rief seine Frau erschrocken, als sie ihn in großer Erregung aufspringen sah.

„Was ist los?" wiederholte er, ganz außer sich. „Wir selber sind los von Haus und Hof, wenn ich nicht



Er nahm die Feder vom Schreibpulte und schrieb auf die Rückseite des ersten.

Wie gewöhnlich, saubere Kleidung bereit, im Nu hatte Katharine ihm laues Wasser und Seife gebracht, und bald saß er, ein neuer Mensch, froh und wohlgenut mit den Seinen beim Mahl. Es war gut, daß er es sich noch schmecken lassen, daß er auch noch eine Pfeife in Frieden ausrauchen konnte, ehe einmal wieder langsam und gleichgültig der alte Briefbote kam. Denn derselbe brachte nicht nur das neueste Wochenblättchen, auf das Eduard sehnlich gewartet hatte, sondern auch einen unerwarteten Brief, dessen schrecklicher Inhalt ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf. „Was ist los?" rief seine Frau erschrocken, als sie ihn in großer Erregung aufspringen sah.

„Was ist los?" wiederholte er, ganz außer sich. „Wir selber sind los von Haus und Hof, wenn ich nicht

schleimig 2400 Mark und wer weiß wie viel Kosten zahlen kann! Der alte Blutfanger, der meinem seligen Vater schon so manchen Thaler abgepreßt, hat nun schließlich doch gewonnen!"

"Um Gottes willen!" jammerte Katharine, „o weh! o weh!" Und dann, wie auch gute Frauen zuweilen unverständlich sind: „Ich hab's ja immer gesagt, wenn du thatest, als ob dein Sack kein Boden hätte: Wer weiß, wie's noch geht? wo wir selbst unsere Groschen noch blutnötig haben? Hättest du jetzt —"

„Wovon schwägest du?" unterbrach er sie hart. „Von den paar Thalern, die ich dem Heinz vorgestreckt? Könnten sie jetzt den Kohl fett machen? Kein Wort mehr von solchem Unsinn! Hörst du wohl? Kein Wort!"

„Papa!" rief das kleine Mädchen, ahnungslos aus der Küche herbeihüpfend, „mein Wagen ist kaputt, mach mir meinen Wagen wieder!" Und sie hob das alte Cigarrenkistchen, in welchem sie ihre Puppe herumzuführen pflegte, in der einen und die lose Schnur in der andern Hand bittend zu ihm auf.

„Weg mit dem dummen Zeug!" schrie er, und paff! flog das unschuldige Kistchen in die Ecke. Das Kind sah ihn starr mit großen Augen an und brach dann in heftiges Schluchzen aus.

Aber schon kam der sonst so gütige Vater, sich seiner Hitze schämend, wieder zu sich selbst. Er bückte sich, hob das Kistchen auf, band die Schnur wieder an, setzte das Püppchen hinein und sprach beruhigend: „So, Kind, nun lauf!" Dann griff er wieder zu dem Unglücksbrief und las ihn aufmerksam nochmals durch. Es blieb kein Zweifel, der leidige Prozeß war endgültig verloren.

„Nun," brummte er nach einer Weile, „kopfen werden sie uns nicht. Kommt Zeit, kommt Rat! Heute bin ich noch Herr hier!"

Er stopfte sich, freilich mit zitternden Händen, eine frische Pfeife, brannte sie an und nahm, um sich womöglich zu zerstreuen, das Blatt zur Hand.

Anfangs wußte er freilich kaum, was er las. Aber eine Mitteilung auf der dritten Seite erregte alsbald seine volle Aufmerksamkeit. Sie war von Köln aus geschrieben: „Bei der heutigen Ziehung der Prämienkollekte zum Ausbau des Domes kamen folgende Nummern heraus — — 67338 mit 6000 Mark —"

Weiter las er nicht, es flimmerte ihm vor den Augen. 67338! das war eine von seinen beiden Nummern, oder er täuschte sich sehr. Aber welche? welche? Er sprang auf, riß das Kästchen aus dem Schrank, durchwühlte es hastig: jawohl! da ist das Los! Sein Herz klopfte laut, er wendete das Blättchen um: da grinst ihm schadenfroh der kleine Buchstabe *H* entgegen!

Er war allein. Seine Frau hatte bei den harten Worten die Stube verlassen und hantierte in der Küche.

Und nun trat eine gewaltige Versuchung, die größte in seinem Leben, an ihn heran. Er hatte das Los mit seinem Geld gekauft, kein Mensch auf Erden wußte, mit welchen Gedanken, mit welchem Gelübde. Hier war Rettung in der Not. Er konnte die große Schuld tilgen, die Kosten, so hoch sie auch sein mochten, bezahlen, Herrn Müller vollends befriedigen — nein! das mochte in Gottes Namen noch stehen bleiben! er wollte den vollen Rest dem Freunde geben, das reichte wohl hin, den Bankrott abzuwenden. — Aber geben? wer verschenkt so viel, auch an einen Freund, auch bei einem plötzlichen Glücksfall? das wäre verdächtig, auffallend. Nun, leihen, auf Nimmerwiedersehen, zu mäßigem Zins, ohne Zins — er stand noch immer als ein rechter Freund, als ein Helfer in der Not da, als ein höchst edler Mensch —

Aber da faßte ihn das Gewissen: edel, hochangesehen, gepriesen vor aller Welt — und doch im Grunde ein gemeiner Dieb! Ja, ein Dieb in meinen Augen, und in den Augen Gottes! Hab' ich nicht fest und deutlich dieses Los für den armen Heinz bestimmt? und soll nun hinterlistig den Gewinn einstreichen, durch den das Schicksal ihn vom Untergange retten will, und ihn großmütig mit dem kargen Reste abspeisen, der ihm nicht helfen kann, und mich noch dafür in den Himmel heben lassen? Nein, wenn er reich wär' und ich am Bettelstab, es bliebe unrecht. Ich hab' mich immer für einen ehrlichen Kerl gehalten, — wohl weil ich bis jetzt nie mit Sicherheit stehlen konnte, ha, ha, ha! Und soll jetzt bei der ersten Gelegenheit richtig zum Schurken werden? Vor dem *H* erröten, so oft ich den Buchstaben *sch*? Nein, mag's gehen, wie's will; ich halte mein Wort, Gott und ich haben's gehört — und noch heute soll das fremde Gut aus dem Hause.

In diesem Augenblick brach die Sonne durchs Gewölk, als freue sie sich, einen ehrlichen Menschen zu beschämen, und er konnte zu dem Briefe, zu dem er sich niedersetzte, gut sehen.

Er berichtete kurz den Hergang, legte beide Lose und den Zeitungsausschnitt bei und schloß: „Nah dir's gedeihen, alter Freund! Bezahl deine Schulden, und wenn du was übrig hast, so leih es mir: ich kann's gebrauchen!"

Wozu, das sagte er zartfühlend nicht.

Er trug den wichtigen Brief selbst zur Post, ließ ihn einschreiben und kehrte in merkwürdig gehobener Stimmung heim. Seiner Frau sagte er nichts, war aber so freundlich, daß sie bald kein Aufbrausen vergaß, und zugleich so fröhlich, daß sie selbst wieder frischen Mut faßte. Wer ein gutes Werk gethan, oder einer großen Versuchung widerstanden, einen schweren Sieg über sich selbst errungen hat, dem kommen alle Drangsale des Lebens, alle Lücken der Menschen gering vor, dem erscheint die Zukunft licht. Eduard spielte mit Kathchen und half Fritz bei der Schularbeit; er lächelte, als er den Jungen mit großen Buchstaben den Satz: Ehelich währt am längsten! schreiben sah, bis die Seite voll war. Dann saugen alle drei zum Erstaunen der Mutter: Vergleut!, zuhauf! so kräftig und vergnügt, als ob's auf der ganzen Welt keine Gläubiger und kein Gericht gäb'. Und so schloß dieser denkwürdige Tag.

6. Schluß.

Aber auch der beste Mensch kann sich nicht lange auf dieser Höhe des Gefühls erhalten. Wir müssen von den sonnigen Hügeln bald wieder hinter uns dunkle Thal, und durch Sumpf waten, daß wir müde werden, wenn wir nicht gar tiefer sinken und uns das Wasser bis an die Seele geht. Die nächsten Wochen wurden dem bisher vom Glück verwöhnten Eduard sehr schwer. Von Tag zu Tag gestaltete sich seine Lage schlimmer. Wie so oft die sichersten Erwartungen getäuscht werden, so sah und hörte er außer einer flüchtigen Postkarte von Heinz durchaus nichts. Dagegen ward ihm zur gehörigen Zeit die Ausfertigung des Urteils und fast zugleich die hohe Kostenrechnung zugestellt. Er mußte bald eine große Summe Geldes herbeschaffen, oder dem Schlimmsten entgegensehen. Der einzige, an den er sich mit einiger Aussicht auf Erfolg hätte wenden können, Herr Müller, war auf längere Zeit verreist. Katharine ging schweigsam umher und hatte oft verweinte Augen, — „es ist nur gut, daß sie von dem Lose nichts weiß," dachte Eduard. Selbst

die Kinder sch sie verloren d Teil ihrer fr nach dem an Denn der Gl troffen und d Zahlung erfo

Da beugte suchen, sonst wanderte gen Warum kam der vor den t vielleicht mit werden! Kein ist gewiß übr geben als de noch etwas be

Dennoch n einen Metzger daheim. Sie gewissen Angßlichkeit, und wußte offenbar von nichts.

„Mein Mann ist verreist," sagte sie, „schon seit mehreren Tagen. Er will alte Schulden einzulassen, er hofft jedenfalls Geld mitzubringen und muß bald zurückkehren."

Am nächsten Sonntag nachmittag saß Eduard allein in der Stube. Die Kinder waren in ein Nachbarhaus gegangen, wo's machte sich i einmal zeigte fragen: „Hä! Ja, sagne G vor der Thür und kein Au

Da rollte Heinz sprang und trat, wo um es im Aufregung b „Frau Ge Kaffee, der was anderes er zwei verfi mals seinem ging, mit sei ab und ließ in allen Zug Lotterie!"

die Kinder schienen zu merken, daß etwas nicht stimmte; sie verloren den trübsinnigen Eltern gegenüber einen Teil ihrer früheren Munterkeit. So schlich ein Tag nach dem andern traurig und doch zu schnell dahin. Denn der Gläubiger hatte bereits seine Maßregeln getroffen und drohte, wenn bis zum ersten März keine Zahlung erfolge, Haus und Hof verkaufen zu lassen.

Da beugte Eduard, nach mehreren vergeblichen Versuchen, sonst Geld zu erlangen, seinen stolzen Kopf und wanderte gen Koblau. Der Gang ward ihm sauer. Warum kam Heinz nicht von selbst? Jetzt als Bittender vor den treten, dem er so oft geholfen hatte, und vielleicht mit Achselzucken, mit leeren Händen empfangen werden! Nein, so schlimm kann's nicht sein. Etwas ist gewiß übrig geblieben, und wenn sollt' er es lieber geben als dem alten, erprobten Freund, dem er ja noch etwas bares Geld schuldig ist?

Dennoch machte Eduard, wie man zu sagen pflegt, einen Metzgergang. Denn er traf nur die blasse Frau daheim. Sie empfing ihn freundlich, aber mit einer

gewissen Angstlichkeit, und wußte offenbar von nichts.

„Mein Mann ist verreist,“ sagte sie, „schon seit mehreren Tagen. Er will alte Schulden einkassieren, er hofft jedenfalls Geld mitzubringen und muß bald zurückkehren.“

Am nächsten Sonntag nachmittags saß Eduard allein in der Stube. Die Kinder waren in ein Nachbarhaus ge-

gangen, wo's fröhlicher zuzug als daheim; Katharine machte sich in der Küche zu thun, und wenn sie sich einmal zeigte, so schien ihre Miene mit Hiobs Weib zu fragen: „Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? Ja, segne Gott und stirb!“ Denn der böse Tag stand vor der Thür, die Not umdrängte sie nah und näher, und kein Ausweg, kein Ausweg!

Da rollte plötzlich ein leichter Einspänner vors Haus, Heinz sprang heraus, in einen dicken Mantel gehüllt, und trat, während der Kutscher das Pferd ausschirrte, um es im nahen Wirtshaus einzustellen, in froher Aufregung herein. „Endlich!“ seufzte Eduard.

„Frau Gevatterin!“ rief Heinz, „macht einen guten Kaffee, der Tag verdient's, — ich hab' zwar auch noch was anderes zum Trinken mitgebracht.“ Damit stellte er zwei versiegelte Flaschen auf den Tisch, drückte nochmals seinem Freunde beide Hände, auch so gut es ging, mit seiner halblahmen Finken, warf den Mantel ab und ließ sich auf einen Stuhl fallen, daß derselbe in allen Fugen knackte. „Hurra! es lebe die Dombau-Lotterie!“

„Was giebt's denn eigentlich?“ fragte Frau Katharine erstaunt.

„Aha, Ihr wißt von nichts, — grad' wie meine Frau bis gestern abend. Papt auf, es ist der Mühe wert. Ihr meint Euren Mann gut zu kennen, und wißt noch nicht halb, was für ein Goldteufel er ist, mein alter, treuer Eduard.“

Und nun erzählte er in fliegender Hast, was uns bereits bekannt ist. Dann fuhr er, während Katharine den Kopf schüttelte und die Hände zusammenschlug, zu Eduard gewandt, der kaum eines Wortes mächtig darsaß, also fort: „Dein Brief kam gerade im rechten Augenblick. Der Reisende meines Hauptgläubigers saß im Stübchen bei mir und trieb mir den Angstschweiß aus, denn er verlangte sofortige Zahlung, sonst wolle er mich fallit erklären lassen. Aber wie änderte sich sein Ton, als ich ihm das Los und die Zeitung unter die Nase hielt! „Gratuliere bestens, verehrter Herr! Wollen Sie mir das Papierchen anvertrauen? Wir besorgen Ihnen das Inkasso recht gern.“ Das that

ich nun zum Glück nicht. „Und Sie haben meine Muster noch gar nicht angesehen. Was können Sie gebrauchen — Kaffee? Reis?“ Mit Mühe ward ich ihn los und las nun deinen Brief in Ruhe nochmals durch. Den Schluß verstand ich nicht, hielt ihn für Spaß, wo solltest du wohlhabiger Mann Geld nötig haben? Aber ich jubelte über



Er fuhr in die Tasche und zählte häßig Banknoten und Goldstücke auf den Tisch. Auen ganzen Pauken

meine Rettung und über einen solchen Freund, — und laß mich's nur sagen, ich schäme mich nicht, das F habe ich mehrmals geküßt! — Du schreibst, du habest deiner Frau nichts gesagt, da beschloß ich, es ebenso zu machen, und das war wieder gut. Denn als ich mir am nächsten Tage bei unserem Kollektur zu schaffen machte und so hintenherum frage, wann die Gewinne erhoben werden könnten, und beiläufig hinwerfe: „Hat Ihre Kollekte auch Glück gehabt?“ da sagt er: „Scheint so, aber die offizielle Ziehungsliste ist noch nicht heraus.“ Das setzte meiner Freude einen Dämpfer auf, ich armer Schelm traute meinem ungewohnten Glücke noch nicht. Inzwischen erfuhr ich dein Unglück und mußte deinen Edelmut doppelt anerkennen. Was ich mir da vorgenommen habe, — doch es nützt nichts, jetzt davon zu reden, ich kann's ja leider nicht ausführen, — ich bin und bleib' ein Vechvogel, nur in der Freundschaft nicht —

„Was?“ rief Eduard, endlich Worte findend, schmerzlich erstaunt: „Du hast nicht gewonnen!“

„Nein! mein Los hat keinen Heller gewonnen, — es war ein Druckfehler —“

„O Himmel!“ seufzte Katharine enttäuscht. „Aber das folgende, Nummer 67339 hat gewonnen, 6000 Mark! Natürlich dein Los, du Glückskind! und hier ist das Geld!“

Er fuhr in die Tasche und zählte hastig Banknoten und Goldstücke auf den Tisch, einen ganzen Haufen.

„Ich wollt' dir nicht schreiben,“ fuhr Heinz fort, „komm's nicht noch 'mal ein dummer Druckfehler sein? Ich reiste nach Köln, ich war erst sicher, als ich das Geld in der Tasche hatte. Gottlob! ich komm' noch zur Zeit, und ich hab' nie einen froheren Tag erlebt, mag's mir nun geben, wie's will.“

Eduard konnte nicht reden. Er teilte mit zitternder Hand das Geld und schob seinem Freunde die Hälfte hin.

„Rein!“ rief Heinz abwehrend. „Zuwiel ist zuviel! Zahl erst alle deine Schulden, und kannst du mir dann tausend Mark leihen, so nehm' ich's dankbar an und hab' genug, denn endlich steckt dein Glück mich an: das Petroleum ist rasend in die Höhe gegangen! ich hab' die Hälfte mit großem Profit verkauft, und es steigt noch! — und nun, Gläser her! daß wir einmal anstoßen auf die Freundschaft, oder vielmehr auf den besten und redlichsten Freund!“

Das thaten sie tüchtig und es ward ein vergnügter Tag daraus. Die Kleinen kamen zeitig heim, — ob eine Ahnung sie trieb? denn das Gläserflingen konnten sie doch drüben nicht hören; sie freuten sich über Duntel Heinz und noch mehr über den Inhalt seiner Manteltaschen; Frau Katharine entschädigte sich für ihr langes Schweigen und Trauern durch frohe Redeliebe; Heinz gab ihr munter Bescheid und wüßte die Unterhaltung nach seiner Weise durch harmlose Späße; nur Eduard war verhältnismäßig still. Aber er freute sich doch. Erst spät und in der heitersten Stimmung fuhr Heinz nach Koblach zurück.

Das Darlehen seines großmütigen Freundes gedieh ihm wunderbar: einmal schien ein besonderer Segen auf dem Lotteriegewinn zu ruhen. Er befriedigte seine Hauptgläubiger, verlegte sein Geschäft in die Bahnhofstraße; sah es aufblühen und sich erweitern, zahlte pünktlich die niedrigen Zinsen und sprach allmählich sogar von Rückzahlung, — doch das eilt noch nicht. Eduard, von jeder drückenden Schuld und Sorge befreit, blieb fleißig und sparsam wie zuvor, war aber ernster geworden. Die alte fröhliche Redensart hörte man fast nie mehr von ihm, auch hat er, so nahe die Versuchung lag, nicht wieder in der Lotterie gespielt. Anders Heinz, der machte noch mehrmals „dem Glück ein Pförtchen offen“, — aber das große Los hat er bis jetzt noch nicht gewonnen.

Einhundert Thaler.

Wenn ich irgendwo begraben zu sein wünschen dürfte, so müßte das in Schnackstedt sein. Schnackstedt ist mir ein liebes Orthen in der Welt und zwar nicht nur wegen seines guten Bieres, sondern auch wegen der schönen Lage, vor allem aber wegen der musterhaften Einigkeit, welche darin herrscht. Ein Pfarrer, ein Bürgermeister, ein Schulmeister, ein Nachtwächter und ein Totengräber, alles nur einmal und in lauter würdigen Personen vertreten, die untereinander wieder in heller Einigkeit leben, das ist mehr als der Schnackstedter Nationalstolz eigentlich billig verlangen könnte. Aber es ist so und dabei thut es also nichts, daß im Dorfe zwei Gasthäuser „vis-à-vis“ stehen. (Der Erzähler hat nämlich in Schnackstedt französisch gelernt, bei welchem Anlaß, das erzählt er nachher.) Aber der

„Alder“ und der „Löwe“ sind in Schnackstedt verträgliche Bestien, jeder hat sein Reich für sich und thut dem andern keinen Fort an. Wenn nun der alte Huber im „Löwen“ ein frisches Fass angestochen hat, so geht er mit dem zweiten Glase (denn das erste läßt er als christlicher Mann ablaufen) vor das Fenster, zwinkt dem Klemens im „Alder“ zu, streicht das Köpplein zurück und trinkt bis auf den letzten Tropfen aus, und das heißt aus dem Schnackstedtischen in gutes Grunddeutsch übertragen: „Prosit, lieber Nachbar und alter Freund, dein Wohlsein!“ Hat dagegen der Klemens drüben ein Fasslein Kieler Sprossen oder einen frischen Schweizerkäse empfangen, so schickt er sicher das Anneli mit einer Probe davon in den „Löwen“ und der alte Huber muß es begutachten. Ubrigens geht das Anneli gern in solchen Geschäften, denn der Frieder, dem Huber sein Jung — „aha!“ höre ich da im Kreise rufen, „also eine Liebchaft zwischen dem Anneli und dem Frieder! Nicht übel! Dachte mir gleich so etwas! Sehr gut!“

Bitte, bitte, rufe ich dagegen, hier muß doch Bewahrung eingelegt werden. Von wegen der Liebchaft, das ist Verleumdung, nichts weiter. Wenn der schmide Frieder mit dem bligblanken Anneli am Gartenzaun oder hinter dem Hofthor oder am Regenfass steht, dann unterhält er sich mit ihr nur von Geschäftssachen, lediglich Geschäftsinteresse. Wenn er sie in die Baden knickt, so ist das eben ein Geschäftskniff, und wenn er sie recht innig an sich drückt, so will er ihr eben die drückende Geschäftskonkurrenz anschaulich klar machen. Ob er sie geküßt hat und sie ihn, kann ich so genau nicht sagen, denn er hat mich dazu nie vorher gerufen, aber wenn er es gethan hat, so hat er nichts Böses dabei im Schilde geführt, denn der Frieder, den lehrt mich keiner kennen. Das ist der bravste Burich im Dorfe, fleißig wie einer. Den muß man sehen den aufladen, die Pferde regieren, pflügen und eggen! Freilich hat er seine großen Fehler. Er kann keinen Schafstopp, keinen Stak, und wenn er an der Kirchweih tanzt — er thut's nicht gern — dann sichern die Mädchen und die Burichen klatschen Bravo. Ich hätte ihm darum gerne das Anneli zur Frau gemüht, einmal, weil es ein stinkes und geschicktes Mädchen ist und weil sie gut ist und dem reichen Klemens seine einzige Tochter. Aber, wie gesagt, über eine Liebchaft auf solidem Grund und Boden kann ich nichts berichten. Höchstens das Nachfolgende, wenn's dazu gehört.

Denn eines Tages sagte der Klemens zu Anneli: „Bon heute ab gehst du mir nicht mehr in den Löwen.“

„Und warum?“
„Weil ich's so will. Überdies — hat dem Meyer sein Jung um dich angehalten. Sei nicht dumm, der ist klug und“ — hier machte er die Gebärde des Geldzählens — „hat ein gutes Herz. Nun will ich's mit dir nicht machen wie mein Vater mit mir, euch unter der Hand verheiraten, daß dir nur das Jaagen übrig bleibt. Er kommt jeden Abend her, sieh ihn dir ordentlich an und lern ihn kennen. Wenn die Frucht herein ist, machen wir Hochzeit, du bist versorgt und kannst mir dann die Augen zudrücken.“

Das war so die Art, wie der Alte sprach, kurz und ohne Hinterthüren. Dann wollte er freilich auch keinen Widerspruch hören. Anneli ging nicht mehr in den „Löwen“, Frieder merkte wohl etwas, sagte aber nichts, Klemens sagte nichts, Anneli sagte nichts und Huber schwieg gleichfalls, weil er von nichts wußte oder wissen wollte. So wäre es schon einmal wieder in Schnackstedt friedlich und einig verlaufen, aber „es hat nicht sollen sein.“ Und daran ist die Benzi schuld. Dem

Alderwirt sein Tochter verha
Frauensperio
dem Kaver, s
Der aber hat
gerannt, und
die dem Fete
durch Schna
hatte das gar
erzählen und
regelmäßig i
um das Ann
um dem Fri
Aber der r
auf, hantiert
Vieh, vflügte
sonst, zeigte
gutem Apet
am Abend bei
Anneli ging
hin und h
bald in der
im Garten
Keller. Ab
dem jungen
Schöpplein
„Wohlbel
und ging ih
Allein die
sind nicht fe
fertigen. B
sie an zu tr
ihnen gut se
der Herr
„Denen, di
müssen alle
Besten die
so gegen
fallen.“
„Pfarrer,“
„wenn m
das Heu t
hätte.“
Auch d
rer blieb
„Nun, Fri
er,“ hab
in die Tag
— „Sehr
Frieder,
das We
ein acht
Mit wie
teilte der
habe ein
glaub', i
meinte d
Nachd
der alte
Abend d
Sadern
proßerei
Schöne
nur leid
abgegebe
Sünder
reden, w
So gunt

Ablerwirt seine Magd hatte gehört, was er mit seiner Tochter verhandelt hatte. Da sie aber eine verchwiegene Frauensperson ist, so hatte sie es auch bloß ihrem Schatz, dem Xaver, so „durch die Blume“ zu verstehen gegeben. Der aber hatte es so im Vorbeigehen dem Martel zugerannt, und der der Marie, und die der Anneli, und die dem Peter, und nun ging es weiter wie eine Lawine durch Schnackstedt und Umgegend, — gottlob! jetzt hatte das ganze Dorf doch wieder was zu verhandeln, zu erzählen und zu verbessern. Jetzt ging der dicke Metzger regelmäßig in den „Adler“ und trank ein Schöppchen, um das Anneli anzugrinsen, und darauf in den „Löwen“, um dem Frieder unverwandt ins Gesicht zu sehen.

Aber der war nicht zu ergründen. Er lud sein Heu auf, hantierte mit dem Vieh, pflügte, eggte wie sonst, zeigte sich bei gutem Appetit und war am Abend herzlich müde. Anneli ging im Hause hin und her, schwafte bald in der Küche, bald im Garten, bald im Keller. Abends setzte sie dem jungen Meyer sein Schöpplein vor, sagte: „Wohlbefomm'n's!“ und ging ihres Weges. Allein die Schnackstedter sind nicht so bald abzufertigen. Zuerst fangen sie an zu trösten, wo es ihnen gut scheint. Zuerst der Herr Pfarrer. „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen,“ ließ er so gegen den Frieder fallen. „Freilich, Herr Pfarrer,“ entgegnete er, „wenn man nur erst das Heu trocken herein hätte.“

Auch der Herr Lehrer blieb nicht zurück. „Nun, Frieder,“ meinte er, „habt Ihr Euch denn in die Lage gefunden?“ — „Sehr gut,“ meinte Frieder, „wenn nur das Wetter noch so ein acht Tage anhält.“

Mit wichtiger Miene teilte der Nachtwächter dem Frieder mit, vorige Nacht habe einer im „Adler“ ein gut Stündli geweint, „ich glaub“, sagte er, „es war das Anneli.“ — „Jä, jä,“ meinte Frieder, „sie wird wohl Zahnpein haben.“

Nachdem so die Stürme abgeklungen waren, wurde der alte Huber regelrecht belagert. Da flogen jeden Abend die Aufspielungen umher wie Haubitzen, ja der Sackrentner, der Metzger, legte Laufgräben. Von Geldproberei ging das, über den Dünkel wurde losgezogen. „Schöne Nachbarschaft!“ „Der arme Frieder thut mir nur leid.“ — „Und das Anneli.“ — „Das hätt' ein Paar abgegeben!“ — „Jä, jä,“ meinte der Klemens bleibt der alte Sündler!“ — „Pui, pui! Auch noch von Bettelvolk zu reden, was durch eine reiche Heirat zu was kommen will.“ So ging das Tag für Tag, Abend für Abend. Beim

Huber wurde Breche geschossen. Was er mit dem Frieder unter vier Augen verhandelt, hat keiner erfahren, aber soviel ist gewiß: Als der Huber das nächste Faß anstreckte, ging er zornrot ans Fenster, hob sein Glas hoch, hoch empor und warf es schallend auf das Steimpflaster. Platsch! flog das Fenster zu. . . Der Krieg war erklärt.

Von jetzt ab glichen die beiden Gasthöfe zwei feindlichen Heerlagern, in denen es summt und arbeitet, weil von einem zum andern Mienen und Gegenmienen gegraben werden. Der Klemens hatte längst vorgehabt, seinen verräucherten „Adler“ auf dem verweirerten Wirtshauschild frisch malen zu lassen, jetzt machte er sich eifrig daran, und die Schnackstedter waren eines Tages



„Von heute ab gehst du mir nicht mehr in den Löwen!“

nicht wenig erstaunt, ein ganz neues Schild vorzufinden mit der neuen Inschrift:
 „Zum guten Tropfen.“
 „Was der kann, dachte nun der alte Huber, kann ich auch. Eines Tages war der „Löwe“ verschwunden und in goldenen Lettern prangte über der Thür:
 „Zum vollen Faß.“
 Der Klemens war überboten, aber nicht lange, da erschien der Maler wieder und bestete über seiner Thüre eine neue Firma auf:
 „Zum edlen Weinstock.“
 Acht Tage darauf war über Hubers Thür zu lesen:
 „Zum edlen Weinberg.“
 Aber Klemens ließ sich nicht beirren und bald hatte sich „der edle Weinstock“ in den „Schnackstedter Hof“ verwandelt, worauf Huber trumpfte mit „Hotel Schnackstedt.“
 Da entschloß sich der alte Klemens zu einem Hauptschlag und setzte darüber:
 „Hotel Don Carlos von Spanien.“

Aber der Huber hatte seinen Untergang beschloßen mit „Kaiser Napoleon III.“
 Von nun an wurde Schnackstedt in den Bereich der hohen Politik gezogen. Hier war man spanisch, da französisch gesinnt. Huber hatte den Franzosenkaiser in Ol malen lassen, und wenn auch davon kein Mustel getroffen war, so kamen doch die Kenner darin überein, daß der Schnurrbart täuschend ähnlich sei. Im „Kaiser Napoleon“ sprach alles französisch. Kam einer herein, so sagte Huber mit einem vornehmen „Bong Schubr“ an das Käppchen, ging er, dann wurde ihm „Adje“ nachgerufen. Ja, man munkelte, er werde sich über kurz oder lang ein „Menüth“ bestellen, um durch dies unerhörte Ding ganz Schnackstedt in Erstaunen zu setzen.

verträgliche thut dem Huber im geht er mit als christ-winkt dem zurück und heißt aus übertragen: ein Wohl-ein Käp-chweizerfäs mit einer Huber muß in solchen sein Jung „also eine oder! Nicht doch Ver-liebshaft, der schmude Gartenzaun steht, dann sehen, ledig-acken knieft, er sie recht ie drückende n. Ob er nicht sagen, aber wenn im Schilde iner kennen. g wie einer. ode regieren, oßen Behler. nd wenn er en — dann chen Bravo. rau gegönnt, Mädchen ist emens seine liebschaft auf ts berichten. gehört. t Anneli: mehr in den dem Meyer dumm, der de des Geld-üll ich's mit e, euch unter afagen übrig n dir ordent- Frucht herein t und kannt ch, kurz und o auch keinen mehr in den e aber nichts, s und Huber te oder wissen in Schnack- es hat nicht schuld. Dem

Wenn die Kneipbrüder in guter Stimmung waren, dann verließen sie sich auch wohl zu einem begeisterten „Vive Lampereh!“ und der Huber zog dann geschmeichelt und befriedigt sein Köppchen. Kurz, der „Napoleon“ kam in Flor und „Don Carlos“ hatte das Nachsehen, eine Zeit lang, da kam die Sache umgekehrt. „Don Carlos“ hatte Oberwasser und „Napoleon“ sah aus seinen goldenen Rahmen melancholisch auf die leeren Sitze. Und wenn es nun im Hause des spanischen Kronpräsidenten so lustig bei heller Beleuchtung mit Gläsern und Tellern klapperte, da lugte der Klemens wohl hinüber ins Französische und sprach für sich: „Nun will ich doch sehen, wie lange er es damit aushält. In acht Wochen ist Hochzeit, da gebe ich Freibier und Musik, und wer dann das Zusehen hat, ist der alte Griesgram da drüben.“

Derweile ging es diesem immer übler. Wohl kam noch Zuspruch, aber solcher Art, wie ihn kein Wirt gern sieht. Rechnungen liefen Tag für Tag ein, der Staat mahnte, der Levi drohte, der Moses wollte klagen. Huber verlangte Aufschub bis zur Ernte, bis Neujahr, bis übers Jahr. Der Frieder sagte kein Wort, sondern arbeitete wie früher, schaffte und scharwergte, und der Alte verkaufte das letzte Pferd. Gottlob, daß die Schnadstedter doch wieder etwas zuzuscheln und zu wispern hatten. Eines Tages ging der alte Huber zur Stadt. Er ging zu einem alten Bekannten von früher, dem reichen Kaufmann Lorenz.

„He da, der alte Huber,“ rief dieser ihm freundlich entgegen und schüttelte ihm die Hände, „was bringt Ihr mir Gutes? Wie geht's? Wie steht's?“ „Ach Gott, schlecht,“ erwiderte Huber kleinlaut, „das Haus gehört dem Staat, das Vieh dem Levi, das Land dem Moses. Morgen kommt das Gericht und nimmt mir das letzte, wenn ich nicht einhundert Thaler anschaffe. Und darum komm' ich ja zu Euch.“ „Ich verstehe, ich verstehe,“ unterbrach ihn der Geschäftsfreund lebhaft, „ja so sind die Zeiten heute. Diese böse Konkurrenz! davon laßt mich reden. Wollte ja gerade in diesen Tagen zu Euch kommen, um Euch um ein Thaler fünfzig Vorichuß zu bitten, aber nun muß ich mir wohl anders helfen. Da drüben der reiche Müller, zu dem müßt Ihr gehen, der hat Geld wie Heu, was sind dem 100 Thaler!“



„Einen schönen Gruß vom Vater und hier schickt er Euch das Geld.“

Betrübt schlich Huber zum Müller. „Habt Ihr das Geld wirklich so nötig?“ fragte dieser. „Hätt' ich's nicht, so käm' ich nicht zu Euch,“ sagte Huber. „Einhundert Thaler! Thun's denn nicht vielleicht fünfzig?“ „Wenn Ihr mir nicht mehr geben könnt,“ meinte Huber, „so muß ich sehen, daß ich das andere vom Brauer bekomme.“ „Ich sage das nicht,“ meinte der Müller, „weil ich Euch die fünfzig geben kann, denn ich habe nur zwanzig im Hause.“ „Nun, so gebt mir die zwanzig,“ sagte Huber, „dann thut der Brauer wohl das übrige hinzu.“

„Ei,“ meinte der Müller, „wäre's denn da nicht besser, wenn Ihr Euch vom Brauer das Ganze geben laßt, es rechnet sich ja ohnedies besser wegen der Zinsen. Versucht's doch bei dem, der macht gute Geschäfte, der hat immer Geld im Kasten.“

Und der Huber ging zum Brauer. „He, bon jour, Napoleon!“ rief ihn dieser an, „wie geht's in Frankreich? Ihr wollt mir gewiß das letzte Bier bezahlen. Das hätte keine so große Eile gehabt. Wie geht's, altes Haus?“ Da sagte Huber ganz kleinlaut seine Vitanei.

„O wie schade, mon cher monsieur, den Gefallen hätt' ich Euch gern gethan,“ sagte jener mit Achselzucken. „Aber seht, da habe ich sechs Kinder, — Melanie, Claire, Jean, Marion, Anette, Frédéric!“ rief er in die Kinderstube hinein und da kamen sie schon gesprungen mit Zim-

pelstrangen und Tournüren. Quo veux-tu, papa! Nous voici, papa! A quel rapport, papa! — so schnadte es durcheinander.

„Mes enfants,“ sagte der Brauer, „leistet doch dem Herrn Huber auf ein Stündchen oder zwei Gesellschaft. Ihr entschuldiget mich, guter Freund, mich rufen jetzt dringende Geschäfte.“

Huber ging fort. Er klopfte beim Abraham, beim Isaak, beim Jakob an, allein die Erzwäter hatten Vohnen in den Ohren.

Einhundert Thaler! O ihr Aktionäre und Millionäre, ihr Aldermen in England, ihr Wijnbeers in Holland, ihr fragt nichts nach hundert Thalern, die einen armen Teufel aus der bittersten Not reißen können! Was sind

auch hundert Staatsleben! gebaut, kein raten. Und Summe. I das Leben u Ist nicht m Mörder um Huber kan „Frieder,“ Woche gehen „Nach An betrogen oder durch? Wo das Anneli? „Nun, so brummt de Ende. Mo müssen von Gott. Das kommen kön Der Alte verjant in t daß der Frie mer ging, l Staat wied Alten betra leise das G Eine gut klopfte ihm auf und erl „Einen und legte Tisch, „un „Du, Ar Traume er „Der F steht er ja! Gewiß u neben dem Glas in d herüber. „Wie to Huber und „Ei,“ ja wissen, hat „Der F dem Neve „Ach se längst nic gefragt.“ „Und h „He, du frag ihn Und ol Alten in Welche pflogen w Klemens malen, ü Notwend Frieder i selbst. — und Auf finger un mal eines halten fü seitig mid

auch hundert Thaler in unserm großen Verkehrs- und Staatsleben! Für hundert Thaler wird keine Eisenbahn gebaut, kein Kanal gestochen, kein bulgarischer Fürst veratet. Und doch sind hundert Thaler eine sehr große Summe. Ist es nicht wahr, daß so und so viele sich das Leben nehmen, weil ihnen viel, viel weniger fehlt? Ist nicht mancher zum Schurken, zum Räuber und Mörder um viel geringere Summen geworden?

Huber kam todmüde und trübselig zu Hause an. „Frieder,“ sagte er verstimmt, „wir sind fertig. Nächste Woche gehen wir nach Amerika.“

„Nach Amerika?“ meinte Frieder, „haben wir denn betrogen oder bestohlen, oder gehen wir mit der Kasse durch? Was sollen die Schnadstedter denken — und das Anneli?“ fügte er leise hinzu.

„Nun, so schaff du Rat, ich weiß keinen mehr,“ brummte der Alte, „ich bin mit meinem Latein zu Ende. Morgen kommt das Gericht und wir müssen von Haus und Hof, wohin, das weiß Gott. Das hätt' ich nie gedacht, daß es so kommen könnt.“

Der Alte stützte den Kopf in die Hände und versank in tiefes Brüten, merkte auch gar nicht, daß der Frieder leise aufstand und in seine Kammer ging, daß er nach einer Weile in vollem Staat wieder herunterkam, eine Zeit lang den Alten betrachtete und, als der sich nicht rührte, leise das Haus verließ.

Eine gute Stunde mochte vergangen sein, da klopfte ihm einer sachte auf die Schulter, er fuhr auf und erblickte — das Anneli.

„Einen schönen Gruß vom Vater,“ sagte sie und legte eine schwere Rolle Thaler auf den Tisch, „und hier schickt er Euch das Geld.“

„Du, Anneli,“ schrie der Huber wie aus dem Traume erwachend, „woher weißt du denn...“

„Der Frieder hat alles erzählt. Da drüben steht er ja!“ Gewiß und leibhaftig stand drüben der Frieder neben dem Klemens und der hatte ein volles Glas in der Hand und trank dem Alten Bescheid herüber.

„Wie kommt denn der Frieder dahin?“ fragte Huber und rieb sich die Augen.

„Er,“ sagte das Anneli, „das werdest doch wohl wissen, hat ja um mich angehalten!“

„Der Bligbub! Aber bist du denn nicht mit dem Meyer verlobt?“

„Ich schweig mir von dem Meyer, der kommt schon längst nicht mehr und hat auch nach mir nicht wieder gefragt.“

„Und hast du denn dem Frieder zugesagt?“

„Se, du willst auch alles wissen, komm herüber und frag ihn selber!“

Und ohne große Umstände zog sie den verblüfften Alten in das spanische Hauptlager.

Welche Friedensunterhandlungen aber nun da gepflogen wurden, wie der alte Huber kapitulierte und der Klemens doch die ganze Kriegslast trug, das auszumalen, überlasse ich dem Leser. Daß ein lebhafter Notenwechsel und Depeschenaustausch zwischen dem Frieder und dem Anneli stattfand, versteht sich von selbst. — So sind sie nun in Schnadstedt. Im Stacheln und Aufreizen sind sie ebenso stark wie die Gundersinger und Würsthäutner, aber wenn sie sich auch einmal einen Schabernack spielen, im Grunde genommen halten sie doch brav zusammen und lassen sich gegenseitig nicht untergehen, und so muß das auch sein.

Und nach acht Wochen war eine Hochzeit in Schnadstedt, mit Freibier und Musik. Die beiden Alten setzten sich zur Ruhe und der brave Frieder übernahm beide Höfe. Seine erste That war aber, daß er die bösen Schilder abnahm. „Don Carlos“ kam in den Pferde- stall und „Napoleon“ wurde schimpflich abgesetzt. Die Schnadstedter lernen also wieder deutsch und wenn sie ihren Durst an einem guten Schöpplein stillen wollen, was ihnen der Huber oder sein nettes Anneli kredenz, so gehen sie „Zur Wacht am Rhein“ oder stracks gegenüber in Hubers Haus

„Zum neuen Reich.“

Graber Unfug.

Eine wahre Begebenheit.

Erzählt von Robert von Hagen.



Der Polizeipräsident der hübschen kleinen, fast inmitten des heiligen Deutschen Reiches befindlichen Haupt- und Residenzstadt des gleich-

namigen Fürstentums, der Freiherr von Heinrichsen, war bekannt als ein äußerst strenger gewissenhafter Beamter, was ihn indes keineswegs verhinderte, gleichzeitig der zärtlichste aller nur denkbaren Familienväter zu sein. Eine ausgezeichnete Frau hatte ihm nahezu ein Vierteljahrhundert zur Seite gestanden; kurz bevor sie die Silberne Hochzeit mit ihm hatte feiern können, war sie einer Krankheit erlegen. Dies war bisher wohl das erste Unglück gewesen, welches der Freiherr während seiner langen Beamtenkarriere erlitten hatte. Die Trauer um den herben Verlust hatte ihn auch, der sonst gar statisch in seiner großen stolzen Gestalt sich trug, gebeugt und sein bis dahin dunkles Haupthaar gebleicht. Die sonst ihm eigene gefällige Lebensheiterkeit war ihm geschwunden; die alten Griechen und die neuen Gesetzesparagrafen waren so ziemlich die einzigen, mit welchen er in seinem Arbeitszimmer verkehrte, mit denen er noch Umgang suchte. Unvergessen war die Gattin, wenn sie auch nicht mehr um ihn waltete.

Drei Kinder hatte sie ihm hinterlassen, die alle mit

gte dieser. ch,“ sagte vielleicht meinte dere vom „weil ich er, „dann auer wohl hinzu.“ einte der rees denn fer, wenn m Brauer eben laßt, ja ohne wegen der Bersucht's der macht te, der hat im Ra- über ging jour, Na- ihn die- geht's in Ihr wollt das letzte n. Das so große t. Wie Haus?“ e Huber aut seine yade, mon eur, den ich Euch „ sagte selzuden. da habe nder, — Claire, n, Anette, rief er in ehe hinein i sie schon mit Sim- na! Nous machte es doch dem sellchast. usen jetzt m, beim i Wohnen illionäre, Holland, n armen Was sind

ihren lieblichen Gesichtern ihn an das der heimgegangenen Mutter erinnerten, lauter Mädchen, von denen das jüngste 17 Jahre zählte. Sie hatte ihren Namen Röschen nicht mit Unrecht; denn frisch und rosig in der That war ihr feines Antlitz. Sonst war das zierlich schlanke und dabei doch kräftig entwickelte Kind mit den langen blonden Zöpfen durch seinen Übermut ein wahres Grasteufelchen im Hause, der Liebling aller, als jüngste stets auch vom Vater und nicht minder von den beiden ältern Schwestern verwöhnt und verhätschelt, ohne daß sie deswegen aber üblere Eigenschaften angenommen hätte. Kurz gesagt, es war ein Brachtmädchen; darüber war sich mancher jener jungen Referendare, Assessoren oder Kientenants der kleinen Residenz, die an dem Hause des gestrengen Herrn Polizeipräsidenten vorbeidankierten oder Fensterpromenade machten, einig. Aber was dachte das hübsche unschuldige Ding an so unsinniges Zeug, wie „verlieben, verloben, verheiraten“! Noch lange nicht; im Gegenteil, sie verpötte all diese unnützen „Pflastertreter“, wie sie diese Herren nannte. Ja, als sich das liebe Kind eines Mittags auf dem Heimweg von ihrer Gesangslehrerin befand und ein junges Herrchen es auf Schritt und Tritt verfolgte und belästigte, blieb das energische Mädchen plötzlich voll Entrüstung auf dem Schloßplatz stehen und jagte, den jungen Mann stolzen Blickes messend: „Mein Herr, wenn Sie mich noch länger belästigen, wird Sie mein Papa, der Polizeipräsident, einperren lassen!“

Mit Burpurröte übergossen, schwankte der so Gemäßregelte ab, kaum aber hatte ihn die Hauptwache erblickt, so trat dieselbe ins Gewehr und leistete ihm Ehrenbezeugung. Der junge Mann war niemand geringerer gewesen, als der momentan am diesseitigen Hofe zum Besuch weilende Erbprinz von **, der Nefte des Landesfürsten.

Nach diesem gegebenen Muster also war der Charakter unseres Röschens zugestuft. Bald aber sollte diese Unbefangenheit, Fröhlichkeit und Energie des Gemüths einen gar argen Schlag erleiden, und zwar durch ein ebenso unerhofftes wie schreckliches Unglück, welches urplötzlich über sie und demgemäß auch über ihre Familie hereinbrach.

Eines Tages, auf dem Heimwege, gedachte sie eben vor einem Hause, welches wegen einer vorzunehmenden Reparatur mit einem Gerüst versehen war, auszubiegen, da durchdrang die Straße ein Mark und Wein erschütternder Ausschrei. Im selben Moment fauste, des Mädchens rechte Schulter fast streifend, ein schwerer Gegenstand mit mächtiger Wucht zu Boden. Röschen blickte neben sich, — und da — o Jammer! — lag mit zerbrochenen Gliedern, mit zerschmettertem Schädel der leblose Körper eines Arbeiters, die Mauertelle, mit welcher er gearbeitet hatte, noch krampfhaft in der Rechten haltend.

Und da drang ein zweiter entsetzlicher Ausschrei und zwar diesmal aus dem Munde des wie gelähmt dastehenden Mädchens. Das Bewußtsein verlierend, sank sie hart an der Seite des Verunglückten zu Boden.

Der verunglückte Arbeiter, oder richtiger dessen Leiche, wurde mittels Tragbahre fortgeschafft; er war tot — stumm geworden für alle Zeiten. Aber, o Entsetzen! das arme ohnmächtige Mädchen, das unmittelbarer Zeuge dieses gräßlichen Vorfalles geworden, als es in einem Wagen ins Elternhaus gebracht und erst nach langen ärztlichen Mühen wieder zum Bewußtsein gebracht worden war, als es seine sonst so milden himmelblauen, jetzt im Fieberglanze verschwommenen Augen aufschlug

und dem sich über sie beugenden tiefbekümmerten Vater ins Antlitz sah, wollte es sprechen: — doch seine Zunge schien gelähmt; nur unartikulirte Laute vermochte es hervorzubringen. Konvulsivisch öffnete und schloß sich der sonst so rosige, jetzt so bleiche Mund, aber keinem Laute wurde der Weg gebahnt.

„Du sollst nicht sprechen, Röschen, der Arzt hat es streng verboten. Atme tief auf! Wir wollen das eine Polster entfernen. Dein Kopf soll tiefer liegen, so hat's der Arzt geboten.“

Ein wohlthuernder Schlimmer schien sie zu umfassen. Von einem schweren Nervenleiden infolge des fast tödlichen Schreckens heimgeführt, war das arme Mädchen, zwischen Leben und Tod ringend, sechs Wochen an das Krankenlager gefesselt; je mehr sie nun aber endlich in der Genesung fortschritt, mit desto trüberer Gewißheit standen ihre Angehörigen der unumstößlichen Thatsache gegenüber, daß das arme Röschen — die Sprache verloren hatte. Die Sprache verloren! Welch ein Jammer, welch ein Glend liegt in diesen drei Worten. Armes, bedauernswertes Kind! Deine liebe, melodische, so zum Herzen dringende Sprache verloren!

Vergebens wurden die berühmtesten Spezialisten auf dem Gebiete der Sprachheilkunde und der Malie*) herbeigerufen und konsultirt. Des armen Mädchens Zunge war gelähmt. Röschen war stumm und sollte stumm bleiben trotz hoher ärztlicher Wissenschaft, trotz aller nur denkbaren Experimente.

Zwei Jahre waren seither verfloßen.

Der Präsident von Heinrichen saß in seinem Privat-arbeitszimmer am Schreibtisch. Außer den vom Alter erzeugten Runzeln waren auf seiner Stirn noch manche von Kummer und Sorgen gezeichnete zu schauen, die ihm heute ganz besonders das Ansehen eines echten Griesgrams gaben. Er mochte wohl recht schlechter Laune sein, der Herr Präsident, so mürrisch sah er drein. Und in der That war es auch recht schlecht zu verkehren mit ihm, seit sich das letzte Unglück mit seiner jüngsten Tochter zugetragen, seitdem sein Augapfel, sein Liebling, das Röschen, die Sprache verloren, die Sprache, die ganz allein fähig gewesen, ihn zu erheitern und manchmal noch in den schönen Träumen der Jugend schwärmen zu lassen; denn diese Sprache hatte so ganz und gar jener seiner Elisabeth, seiner unvergeßlichen Gattin geglichen. Er war so nach und nach recht verbittert geworden auf die ganze Welt, und insbesondere auf die junge Welt der kleinen Residenzstadt, deren Polizeipräsident er war. Von einer benachbarten Universität kamen auch nur zu oft unnütze Studenten herüber, die alles auf den Kopf stellten und allerlei groben Unfug trieben.

„Eine Potterwirtschaft das! Gut, daß ich daran denke. Heute Sylvesternacht; es sind schon wieder so viele Schwerenöter hier von drüben! Werde noch schnell das Nötige veranlassen! Es soll nicht wieder wie im verfloßenen Jahre zugehen!“

Und in die tiefste Tiefe seines Tintenfasses tauchte der grumme Präsident die Feder und bald darauf stand schwarz auf weiß folgender Ukas auf Papier:

„Bekanntmachung.“

Es wird den Einwohnern der hiesigen Haupt- und Residenzstadt sowie den sich zur Zeit hier aufhaltenden Auswärtigen hiermit kund und zu wissen gethan, daß alles ruhestörende Lärmen, Blasen, Pfeifen, Tuten, Zohlen, insbesondere aber

*) Sprachlosigkeit.

das so in der und groben X.

„Schade,“ man bei die rekrutierenden diger reservier zungen ist, viel lieber mit beginnen.“

Kaum hat Verbreitung und sich entfi Privatbureau mit Ausnahm noch so zien Oberflüchten

Derselbe u resignierten zogen, um f ende auszum Präsidenten Künze und gefunden, in die Freund lotterhafte 2 ihren lieben keine vernitt

„Höchsten „Und me

„Aber, g schränken; i etwas tolln ich dir sage nachmittag laubnis bei vester bring kennen lern tiges Keckl mich selbst Vater!“

ehrtter Prä vesterabend zuladen.“

„Ich we das werde heirateten u nser Erbe mit meiner stumm ist Sollte sich Der alt artig zu, d und zusage

„Aber i derben,“ u Hans de war ange gut, wie hatte, kein warten, u und sein 2 In ein

das sogenannte „Sylvester-Neujahrs-Schießen“ in der bevorstehenden Nacht streng verboten ist und Zuwiderhandelnde eine Verhaftung wegen groben Unfugs zu gewärtigen haben.

K. . . , am 31. Dezember 188 2.

Der Polizeipräsident v. Heinrichsen.

„Schade,“ sagte der Polizeipräsident zu sich, „daß man bei diesem, selbst aus den besten Kreisen sich rekrutierenden subordinationswidrigen Corps so anständiger reservierter Ausdrucksweise sich zu bedienen gezwungen ist, sonst würde ich meine Bekamtmachung viel lieber mit einem „Ihr verdammten Kämnel“ z. beginnen.“

Kaum hatte der Amtsbote den Mas behufs gehöriger Verbreitung für die „Staatsdruckerei“ übernommen und sich entfernt, da klopfte es derbe an die Thür des Privatbureaus und herein trat der einzige — natürlich mit Ausnahme des Landesfürsten — den der Präsident noch so ziemlich wohl leiden konnte: der pensionierte Oberstlieutenant von Grieben.

Derselbe war seit Jahresfrist mit einer bereits total resignierten sechsunddreißigjährigen Tochter hierher gezogen, um seinen Ruhestand bis zum seligen Lebensende auszunützen, und hatte zufällig vis-à-vis dem Präsidenten Wohnung genommen. Die beiden alten Klänge und Sonderlinge hatten Gefallen aneinander gefunden, und so kam's, daß sie Freunde wurden, recht dicke Freunde, und gemeinsam über diese kreuzbombenlotterhafte Welt ratiönierten und behaupteten, außer ihren lieben verstorbenen Weibern gäb's überhaupt keine vernünftigen Weiber mehr.

„Höchstens mein armes Köschchen,“ sagte der Präsident.

„Und meine Agathe,“ ergänzte der Oberstlieutenant.

„Aber, gottlob, ich brauch' mich nicht auf sie zu beschränken; ich hab' noch 'nen recht guten, wenn auch etwas tollen Jungen,“ fügte er hinzu, „das war's, was ich dir sagen wollte, Baron. Der Junge kommt heut nachmittag an. Weibnachten hat er mit meiner Erlaubnis bei meinem Bruder in Gotha zugebracht, Sylvester bringt er bei mir zu. Du mußt den Burischen kennen lernen. Er studiert Medizin und ist ein prächtiges Kerlchen, — und — wenn ich nur ein wenig in mich selbst verliebt wäre, würde ich sagen: „Der ganze Vater!“ Der Zweck meines Kommens ist, mein verehrter Präsident und Nachbar, dich zum heutigen Sylvesterabend samt deiner lieben Tochter zum Thee einzuladen.“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte der Präsident, „wie ich das werde zuwegebringen können. Meine beiden verheirateten Töchter wünschen mit gleicher Lebhaftigkeit unser Erscheinen; — und ich — ich grämlicher Mensch mit meinem armen Köschchen, — du weißt ja, daß sie stumm ist — was sollten wir in eurer Gesellschaft? Sollte sich das arme Kind bemitleiden lassen?“

Der alte Handegen setzte dem Präsidenten aber derartig zu, daß dieser endlich alle Bedenken schwinden ließ und zusagte.

„Aber wir werden euch das ganze Neujahrsfest verderben,“ meinte der griesgrämige Präsident.

Hans von Grieben, des alten Oberstlieutenants Sohn, war angekommen. Ein tolles Kerlchen, aber ebenso gut, wie ehrenfest. Die Gesellschaft, welche zugesagt hatte, beim alten Oberstlieutenant das neue Jahr zu erwarten, war fast vollzählig erschienen; der Präsident und sein Töchterchen aber, sie waren noch immer nicht da. In einem Nebenzimmer stand der tolle Hans und

betrachtete ein Bildnis, welches er dem Album entnommen.

„Also, das ist das arme Köschchen! Armes, armes Kind! So himmlisch schön! Fast möcht' ich weinen! Ob sie wohl kommen wird? Welches Schicksal!“

Schnell steckte er das dem Album entnommene Bild in dasselbe zurück, denn im Empfangsalon ließ eine besondere Bewegung und darauf erfolgende Stille erkennen, daß frische gesellschaftliche Elemente erschienen sein mußten. Und dem war so.

Herein trat der Präsident, am Arme sein herrlich blühendes Köschchen. Die Begrüßungsformen waren halb ceremoniell, halb herzlich. Ein „Ah“ der Bewunderung durchströmte den Saal beim Anblick der reizenden Tochter des Präsidenten. Sie nickte links, sie nickte rechts, — die Lippen öffneten sich, um schmerige, wie Perle an Perle gereichte Zähne zu zeigen; anmutige Grübchen im Kinn und in den rothigen Wangen. Aus den lieblichen himmelblauen Augen sah man Herzlichkeit, Freundlichkeit, aber auch tiefe Melancholie und fast ein Bitten herausblicken, wie Verzeihung ersehend, daß der Mund nicht zu sprechen vermöge, was er gern sagen möchte. Alles war dem süßen Wesen sofort freundlich gestimmt, wenn es auch ein oder zwei Kanthypen gab, die es ganz absonderlich fanden, jemanden, der mit so unangenehm berührenden Gebrechen behaftet, mit in die Gesellschaft zu bringen. Einen aber gab es, der das arme stumme Mädchen sofort und ganz in sein Herz geschlossen hatte, und dies war Hans von Grieben.

Der tolle Junge wußte es Köschchen fast ganz und gar vergessen zu machen, daß es stumm sei. Seine hellen freundlichen Augen verirrte in jene des stummen Mädchens, wußte er ihr durch Blicke zu erzählen von Himmelseligkeiten, die kein Auge gesehen, kein Ohr vernommen, keine Lippe wohl je wiedergegeben haben mochte.

Stunde auf Stunde verfloß, dem neuen Jahre zu-eilend.

Da zog der alte Oberstlieutenant und Hausherr plötzlich seine Uhr und verkündete laut, daß nur noch drei Minuten fehlten bis zum Anbruch des neuen Jahres. Er bat die Gesellschaft, sich zu erheben, und geleitete dieselbe nach dem Balkon, dessen Thüren auf sein Geheiß von Dienern geöffnet worden waren.

Von Schneekristallen glitzerten die Dächer der gegenüberliegenden Häuser und ein bewegtes Leben that sich auf den Straßen kund. Von der benachbarten Schlosskirche begannen dumpfe Glockenschläge anzukündigen, daß ein neues Jahr soeben seine Herrschaft anzutreten beabsichtige. Andächtig stand die ganze Gesellschaft auf dem Balkon — Köschchen neben dem wilden Hans. Da, mit einemmale, ertönte neben des Präsidenten Tochter ein mächtiger Knall, als ob ein Kanonenschlag gelöst sei; unten auf der Straße rief das Volk sich begrüßend zu: „Profit Neujahr! Profit Neujahr!“ Oben am Balkon aber herrschte die denkbar größte Aufregung. Wohl hatte man sich soeben auch „Profit Neujahr“ zugerufen, — aber — aber was war das? Dort am Halse ihres Vaters hing zitternd wie Eichenlaub und bebend Köschchen und rief in grellen, halb freudig halb ängstlich klingenden deutlichen Lauten: „Vater! Vater! Was ist das? Ich kann sprechen, ich kann sprechen! Allmächtiger! Du hast mir die Sprache wiedergegeben! Profit Neujahr, mein lieber, mein süßer guter Vater!“ Der Schreck hatte den Bann gelöst, ihr die Stimme wiedergegeben!

„Profit Neujahr, o du mein herziges Kind!“

Universitäts-
Bibliothek
Freiburg i. Br.

Einige Tage später wurde Hans von Grieben offiziell vom Polizeipräsidenten vorgeladen.

„Junger Mann,“ sagte der Polizeipräsident, — „das heißt, Herr Doktor — denn ich hatte nicht gewußt, daß Sie Ihren Doktor kurz vor Weihnachten gemacht —, Herr Doktor, Sie haben trotz meiner Verfügung vom 21. Dezember sich groben Unfugs schuldig gemacht, indem Sie, nach mir zugegangener Anzeige in der Sylvesternacht vom Balkon der Ihrem Herrn Vater gehörenden Wohnung einen sogenannten Sylvesterschuß abfeuerten. Sie sind infolge dessen wegen groben Unfugs zu einer Geldstrafe von 10 Mark verurteilt, das Strafmandat stelle ich Ihnen hiermit persönlich zu. Erheben Sie Widerspruch?“

„Nein, Herr Präsident, ich zahle herzlich gerne,“ antwortete der junge Doktor lächelnd.

„Bei der Kasse gegen Quittung abzuliefern!“ sagte der Polizeipräsident; dann aber sprang er hastig auf, umarmte den jungen Mann und küßte ihn inbrünstig aber- und abermal auf die Stirn: „Sohn meines Freundes, laß dich küssen! — dein grober Unfug hat mir meine süße Tochter ganz, ganz wiedergegeben. Hab Dank! Hab Dank!“

„Ja, das ist ja alles recht schön, Herr Präsident,“ sagte der tolle Hans, „aber ich bin Doktor der Medizin und mache schließlich auch Ansprüche auf Honorar. Sie legen es aus als groben Unfug, — ich, ich handelte aber durchaus mit Überlegung und zwar getreu dem Satze unserer berühmten Professoren Herzel und Biescourt, daß Schreckensfälle eben nur wieder durch Schreck zu heilen sind. Gott, der heilige Sylvester und — nun vielleicht auch der heilige Übermut haben mir, wie Sie sehen, zur Seite gestanden. Ich fordere mein Honorar! Und dies teure, teure Honorar besteht in der Person der Genesenen, die, wenn sie zustimmt und ihr Vater einwilligt, mein trautes Weib werden soll.“

Und sie ward's. Und sie ist's heute noch — und beide erinnern sich wohl heute noch jenes hehren heiligen Sylvesterabends, und vielleicht auch dessen, dem sie später die Erlaubnis gaben, dies herzerhebende Begebnis, allerdings mit Umänderung der Familienmamen, zu veröffentlichen.

Aus der Schule.

Religionslehrer: „Was thut man, wenn man von einer schweren Krankheit genesen ist?“

Schüler: „Man bittet den Doktor um die Rechnung.“

Ein Testament.

Von Eduard Paril.

„Der dumme Flori! Ach ja, der dumme Flori!“ ... so sprach jeder im Dorfe, wenn von dem Florian Grinzenberger, dem „armen Häusler“, die Rede war. Und später, als aus dem armen Häusler der Besitzer des stattlichsten Bauerngutes im Dorfe wurde, da war Grinzenberger wohl noch immer in aller Leute Mund der „dumme Flori“, aber „der's dick in der Truhe hat. Ja, ja, wie's halt schon ist: der Dumme hat's Glück. Unserem könnt' freilich so was nicht passieren.“

Und so sprachen auch die Verwandten Grinzenbergers: sein Bruder, der Kornhändler; seine Schwester, die vermögende Bernhardshoferin aus dem benachbarten Dorfe; seine Bettern und Basen; ja sogar der Herr Hofrat in der Residenz, Grinzenbergers Vetter, sollte sich seines Verwandten immer nur mit dem gleichzeitigen Ausrufe: „Ach ja, richtig, der dumme Flori!“ erinnern haben. Im übrigen hatte sich aber keiner der Verwandten je um ihn bekümmert, erst als Grinzenberger starb, plötzlich starb, da loderte jäh die Liebe zu dem Verbliebenen auf, und Bruder und Schwester und Bettern und Basen konnten nicht schnell genug nach dem Trauerhause eilen.

Mit zwei Paar Pferden kam die Bernhardshoferin herangestürzt; vom Wagen springend und zum Erbarmen weinend, schrie sie auf: „Jesus! dieser Jammer! Der Flori tot und ich nicht dagewesen. Wer soll ihm die Augen zudrücken! Sein

Weib längst tot, alle seine Kinder tot, und ich, seine einzige leibliche Schwester ... Theres, warum hast du nicht gleich um mich geschickt?“

„O du mein!“ verfestete diese. „Wann hätt' ich's thun sollen! Heute früh war der Bauer noch pumperlg'sund, vor dem Essen um elf Uhr legt er sich nieder, um zwölf Uhr stirbt er — am Herzschlag, wie der Doktor sagt; — 's ging ja ohnehin alles wie der Sturmwind. Im Sandumdrehen warst da, Bäuerin, und schau' mir, die Leich' is ja eh' noch warm.“

Und die Leiche Grinzenbergers war auch noch warm, als der Bruder, der Kornhändler, auf feurigen Klappen im tausenden Galopp dahergesprenzt kam. Und nach zwei, drei Stunden fanden sich die Bettern und die Basen ein, und am Abend desselben Tages noch erschien hier auch der Herr Hofrat aus der Residenz, und mit



„Prost Neujahr! Prost Neujahr!“

diesem zugleich Obermaad im phieren lief.

Das ganze Bewunderung Flori und über niemand aber

Und gewiß, Worte des hatten, wie Toten, im einziges Möbe abgestaubt, Inhalt genau

weiter sie in wurde sie Wirtschaft in

Hause was nüt in sein!“ meinte lich unter

und scharfem nach der Gro in Ordnung

entgegnete die „Vielleicht“ meint? Seit

schon trägt d auf seiner kleinen Leder

diesem ist e und der soll n Tode gelesen

Und was g'sehen hat, der Notar die Bernh

wußte sofort, sothanen ihre Pflicht

Nu war d von der Toten in ihre sie las den Bettels einig

mit den Au dann las sie l wünsche, d dider Kr

mit mir in gelegt wer Das war

Inhalt des durch die St die Großma

Bei Tage b der Stoc n Die Stir heimnisvolle

ins Grab n Er schritt z der Kornhä dem lieben Der Stoc der dicke B die Bernhavi

sich an dem

diesem zugleich der „Lump“, um den die alte Theres, die Obermagd im Hause des Verstorbenen, eigens telegraphieren ließ.

Das ganze Dorf war außer sich vor Staunen und Verwunderung „über die große Sippchaft des dummen Flori und über die große Lieb' zu ihm, von der sonstens niemand aber nüt amol ein aicht'l g'spürt hot.“

Und gewiß, die biedern Bauern würden nicht genug Worte des Lobes gefunden haben, wenn sie gesehen hätten, wie die Bernhardhoferin, die Schwester des Toten, im Trauerhause so fürsorglich hantierte. Kein einziges Möbelstück blieb von ihr unberührt, alles wurde abgestaubt, Truhen und Kästen wurden geöffnet, deren Inhalt genau befragt und hübsch geordnet, und je weiter sie in dieser Arbeit kam, desto unzufriedener wurde sie „mit der Wirtschaft in diesem Hause“. — „Muß da was nüt in Ordnung sein!“ meinte sie endlich unter strengem und scharfem Ausblick nach der Großmagd.

„Was soll da nüt in Ordnung sein?“ entgegnete diese rasch. „Vielleicht 's Testament?“ Seit Jahren schon trägt der Bauer auf seiner Brust einen kleinen Lederbeutel, in diesem ist ein Zettel, und der soll nach seinem Tode gelesen werden. Und was weiter zu g'schehen hat, wird schon der Notarstein wissen.“

Die Bernhardhoferin mußte sofort, was unter sothanan Umständen ihre Pflicht sei. Im Nu war der Zettel von der Brust des Toten in ihren Händen, sie las den Inhalt des Zettels einigemal erst mit den Augen durch, dann las sie laut: „Ich wünsche, daß mein dicker Knotenstod mit mir in den Sarg gelegt werde.“

Das war der ganze Inhalt des Zettels. Sofort flogen aller Augen suchend durch die Stube. „Der Stod liegt bei dem Bauer,“ sagte die Großmagd. „Er hat sich nie von ihm getrennt. Bei Tage hielt er ihn in der Hand, des Nachts lag der Stod neben ihm in der Bette.“

Die Stirne des Herrn Hofrat lag plötzlich in geheimnisvollen Falten. „Seinen Stod will er mit sich ins Grab nehmen? Hm! Wo ist denn dieser Stod?“ Er schritt zu der Leiche, doch die Bernhardhoferin und der Kornhändler traten rasch vor, „um,“ wie sie sagten, „dem lieben Bruder den letzten Liebesdienst zu erweisen.“ Der Stod fand sich richtig neben der Leiche. „Es ist der dicke Prügel, den der Flori immer trug,“ sprach die Bernhardhoferin nicht ohne Rührung, und sie konnte sich an dem Stode nicht satt sehen, wollte sich von ihm

gar nicht trennen. Aber leider waren die übrigen in der Stube gleichfalls Verwandte Grinzenbergers und jeder wollte den „langjährigen, treuen Begleiter des edlen Verbliebenen“ genau beschauen. Ja, der Hofrat wog sogar den Stod einmal um das andere in der Hand, um schließlich zur Überzeugung zu gelangen, „daß das Ding für einen Hästinger von auffallender, höchst bedenklicher Schwere sei.“ Und dasselbe fanden nun plötzlich auch all die andern. Der Stod ging abermals von Hand zu Hand, verwundert fragte man sich, was ihn so schwer machen könne. . . . Da plötzlich ein Aufschrei der Bernhardhoferin, ein Gekirr wie von zu Boden fallenden Goldstücken, und aller Blicke lagen starr auf blinkenden Dutaten, die teils zu einem Häuflein auf dem Boden lagen, teils in der Stube umherrollten.

„Was, was ist das? Was ist geschehen?“ rief der an allerhand Überraschungen schon längst gewohnte Hofrat mitten in die allgemeine Verblüffung hinein. „Der Stod des Seligen gebrochen, ja wahrhaftig, knapp unter dem Knopfe abgebrochen! Und der Stod, . . . ei, was sehe ich! der Stod ausgehöhlt und aus der Höhle . . . da . . . fallen noch immer Goldstücke heraus. Vraiment, das ist das neueste Portemonnaie! Nun aber vor allem: wer hat den Stod gebrochen?“

Ja, wer? Die zwei Stücke des Stodes, wie auch das Häuflein Dutaten lagen allerdings zu Füßen des neben der Bernhardhoferin stehenden Kornhändlers, aber dieser wie auch seine Schwester schwurten sofort, „daß es für sie ein reines Wunder sei, wer den Stod des Flori gebrochen haben könne.“ —

„Vielleicht der Vetter, der Poetaster,“ meinte die Bernhardhoferin, wobei sie ihren Arm nach dem seitwärts stehenden „Lump“ ausstreckte. „Da aber,“ fügte sie schnell hinzu, „es sich vorerst darum handelt, wem das viele liebe Gold gehören soll, so denke ich, sollten wir jetzt gleich um den Notar . . .“

„Freilich!“
Sogar der Hofrat unterstützte durch ein beifälliges Kopfnicken den Unisonoruf, und er gab auch den Rat, den Notar der Nachtzeit wegen in einem Wagen abzuholen.

Nach drei langen, bangen Stunden durfte die Bernhardhoferin hochklopfenden Herzens dem spitz dreinschauenden Notar die Hand drücken, woraus sich dieser nicht viel zu machen schien. Denn kaum eingetreten, fand er sogleich nötig, die Goldstücke nachzuzählen. „Genau



„Jesus! dieser Jammer! Der Flori tot und ich nicht dag'wesen!“

lori! . . .
Florian
die Rede
asler der
se wurde,
ller Leute
l in der
Dumme
das nicht

nbergers:
ester, die
Bernhard-
dem be-
erfe; seine
Basen;
derr Hof-
Residenz,
s Vetter,
des Bern-
ner nur
ichzeitigen
Ach ja,
dumme
ert haben.
hatte sich
der Ver-
um ihn
erst als
starb,
da lo-
Liebe zu
nen auf,
d Schwe-
tern und
en nicht
nach dem
eilen.
aar Pfer-
Bernhard-
gestürmt;
bringend
erbarmen
e sie auf:
er Jam-
Flori tot
dag'wesen.
die Au-
! Sein
ich, seine
t hast du

ätt' ich's
pumpert-
ch nieder,
wie der
wie der
Bäuerin,
u.“
ch warm,
i Klappen
und nach
und die
h erschien
und mit

dreihundert müssen ihrer sein!" Und genau so viel fanden sich denn auch vor, die der Notar ruhig in seine Tasche schob. „Weil," wie er kurz und brüsk erklärte, „das Testament nach ausdrücklicher Bestimmung nicht früher als drei Stunden vor dem Begräbnis vorgelesen werden darf. Also übermorgen früh acht Uhr bin ich wieder da mit dem Testament und den Dukaten."

So sprach er, und pfiffig lächelnd und boshaft schielend nach den nun mit einennmal oderfarben gewordenen Gesichtern in der Stube schritt er von dannen. Im Klare konnte er noch hören, wie sämtliche Verwandten, einer nach dem andern, voll Feuer die Erklärung abgaben, nun nicht mehr vom Plaze zu weichen noch zu wanken. Sie seien es dem mildherzigen Toten schuldig, an seiner Seite standhaft auszuharren, bis man ihn der Erde übergebe.

Endlich, endlich war der Morgen des Begräbnistages da. In aller Frühe schon waren sämtliche Verwandten des „dummen Klori" in der „großen Stube" versammelt. Um 8 Uhr erschien hier der Notar, mit diesem zugleich der Pfarrer des Ortes, der Bürgermeister und einige der angesehensten Einwohner. Minuten verstrichen unter lautloser feierlicher Stille. Aller Blicke hingen an den Lippen des Notars, der, nachdem er mit einem einzigen boshaften Blick sämtliche Verwandten des Toten überflogen, mit lauter Stimme begann: „Ich werde jetzt das Testament des toten Grinzenberger vorlesen."

Den Verwandten stockte der Atem. Kein Laut, nicht die leiseste Regung! Unter tiefster Stille konnte der Notar mit der Vorlesung des Testamentes beginnen, das folgendermaßen lautete:

Mit heutigem Tage, an dem ich diesen meinen letzten Willen niederschreibe, besitze ich: meinen schuldenfreien Hof mit den dazu gehörigen Feldern, Obstgärten, Wald und Teich im Gesamtwerte von 25 000 Gulden, ferner in verschiedenen Sparkassen Geld in der Höhe von 10 000 fl. Die Bücher darüber hat Herr Stein, mein Notar, in Verwahrung. Endlich befinden sich in meinem dicken Knotenstock drei Rollen zu je hundert Dukaten, die gleichfalls mein Eigentum sind. Der Stock ist von oben und unten ausgehöhlt. Schraubt man den Knopf des Stockes ab, erblickt man die Höhle, wo die Dukaten liegen; wird der Beschlag an dem untern Ende des Stockes abgeschraubt, sieht man gleichfalls einen ausgehöhlten Raum, in welchem Sachen aufbewahrt sind, auf die ich später noch zurückkommen werde.

Dieses mein Vermögen habe ich mir durch Fleiß und Sparfameit erworben. Doch wem es hinterlassen?

Mein Weib und meine Kinder sind mir im Tode vorangegangen, und inwiefern meine übrigen Verwandten auf mein Vermögen Anspruch haben, möge aus nachstehendem beurteilt werden.

Es sind jetzt einige zwanzig Jahre her, als ich mich in bitterster Not befand. Ich war 160 Gulden auf mein Gütle und auf mein Stück Feld schuldig, in zwei Tagen sollte ich dieses Geld erlegen, widrigenfalls ich Pfändung meines kleinen Besitzes zu gewärtigen hatte. Und ich besaß kaum einen Gulden im Vermögen! Und mein Weib war krank, meine zwei Kinder waren krank und ich selbst war auch kränklich. Wo das viele Geld hernehmen? „Hast ja einen reichen Bruder, eine reiche Schwester, die sollen dir helfen," sagte man mir.

Nun ja, ich ging also vorerst zur Schwester, zur reichen Bernharthoferin. Es war eine grimme Kälte, als ich zu ihr übers Feld schritt, ich glaubte, nicht lebend dahin zu kommen. Wie die Bernharthoferin mein Anliegen gehört, nahm sie mich bei der Hand und führte mich in ihre Leinenkammer. Da lag grobes und feines Linnen mannshoch aufgeschichtet und Truben und Kästen waren voll.

„Da schau," rief sie mir zu, „ist das eine Leinenkammer, wie's sich für einen Hof, wie der untrige ist, gehört? Alles fehlt, wie Tisch- so Betttücher und groß und klein. Schänen muß ich mich, wenn Kreuze herkommen. Und da verlangst du von mir 160 Gulden?! Der Teufel soll mich holen, wenn ich auch nur einen Kreuzer in der Tasche hab!" — Ich wollte fort. — „Unbewirtet darfst nicht weg!" rief sie. Rasch eilte sie in die Küche und schnell genug brachte sie mir ein



... Da plötzlich ein Ausschrei der Bernharthoferin.

Schälchen Brotsuppe ohne Ei. Ja, die Eier sind halt im Winter rar!

Ich ging zum Bruder, dem Kornhändler. Der wird mir gewiß helfen, sagte ich mir. Ich traf ihn just, als er dem Mesner zehn Gulden einhändigte. „Dast nicht gesehen?" rief er mir zu, als ich meine Bitte vorgebracht, „grad' jetzt hab' ich zehn Gulden hergegeben fürs „ewige Licht" in der Kirche. Und zur Vicitation zum Begraber muß ich heute auch noch. Ein Zeugl ist dort zu haben, zwei Klappen und ein feins Wagerl dazu, um eine wahre Bagatel, 600 Gulden, nichts mehr. Ich brauchet's zwar nicht, das Geld dafür ist rein 'ausg'worfen, aber meine Alte will's partout, und da giebt's keinen Widerspruch." — „Du hilfst mir also?" wagte ich zu erinnern. — „Nüch?! Ja, wo eigentlich soll ich immer und immer wieder das viele Geld hernehmen?" — „Immer? Hast du mir

denn schon ein holten?" — grad' heit te entbehren. S nur schnell fo nur tüchtig z traut, aber es wirtet darf n

Wie bange des Bruders nun beginne Bettern und andere. Ich Gemeinderat ein sehr tug wegs zu ihm Gebirge. „hellauslachen mit Händen Verforgungs doch hat er gen a'habt, gern! Und ihm den Gi than und b manden a' rote Farbe gut seine wie meine."

Gleichwo zu ihm. A der erbetene er mir einen und beschwe lieber an d zu denken, irdische Gü Gott thut, gethan. Be auf ihn, I dir helfen dasselbe ja schon unfer rer, und i immer die schuldig.

Ich wra Paulit ve weit und l lit' nann traf ich th gestohlene „I du n „Du kon nur mög ein gew Seite leg es mir i Am i Ich wol sagte ich der der Warum Gleich Und wi er mich schon de aber da

dennoch schon einmal auch nur mit einem Kreuzer geholfen?" — "Dir freilich nicht, aber andern. Und grad' heut kann ich auch nicht einmal ein Sechserl entbehren. Himmel! Wie die Zeit vergeht! Ich muß mir schnell fort zum Wengereuter. . . Da, da, ist! Ist nur tüchtig zu! Sind zwar nur Knödel mit Sauerkraut, aber es ist dir von Herzen vergnunt. Ja, unbewirtet darf niemand von mir fort, niemand!"

Wie bange mir zu Mute war, als ich das Haus des Bruders verließ, kann ich nicht schildern. Was nun beginnen? Na, sagt' ich mir dann, hast ja noch Vettern und Basen, gewiß hilft dir einer oder der andere. Ich ging zuerst zum Vetter Gottfried, der ist Gemeinderat und Kirchenrat und Armenvater, o, und ein sehr tugendhafter, gottesfürchtiger Mann. Unterwegs zu ihm begehrte mir die alte Marianne aus dem Gebirge. „Zum Gottfried gehst um Hilff?“ sagte sie hellauflachend. „Na ja, der und helfen! Stemmt sich mit Händen und Füßen gegen meine Aufnahme ins Versorgungshaus, und doch hat er mich einst gern g'habt, o, und wie gern! Und ich hab' ihm den Gefallen gethan und hab' es niemandem g'sagt, daß die rote Barbara ebenso gut seine Tochter ist wie meine.“

Gleichwohl ging ich zu ihm. Aber anstatt der erbetenen Hilfe gab er mir einen Kosenkranz und beschwor mich, doch lieber an den Himmel zu denken, anstatt an irdische Güter. „Was Gott thut, das ist wohl gethan. Vertraue, baue auf ihn, und er wird dir helfen.“ Ja ja, dasselbe sagte mir auch schon unser Herr Pfarrer, und ich war noch immer die 160 Gulden schuldig.

Ich sprach beim Vetter Paulit vor, den man weit und breit nicht anders als den „grundehrlichen Paulit“ nannte. Ich mußte ihm im Fuchspatz aufsuchen. Dort traf ich ihn eben, als er mit Wildschützen wegen Ankaufs gestohlener Hehe und Basen geheimnisvoll unterhandelte. „Du kommst zu mir um Geld? Zu mir? Wie ist's nur möglich? Wie kann denn heutzutage ein ehrlicher, ein grundehrlicher Mensch einen Groschen auf die Seite legen?“ — Also wieder nichts. Und so erging es mir auch bei den lieben Basen.

Am nächsten Morgen reiste ich nach der Residenz. Ich wollte zum Vetter, der jetzt Hofrat ist. Er hat ja, sagte ich mir, während er studierte, von meinem Vater, der der Bruder des feinnigen war, genug Gutes genossen. Warum sollte er mir nicht helfen?

Gleich führte man mich in sein Arbeitszimmer. Und wie freundlich er mich begrüßte, wie lebenswürdig er mich zum Niedersitzen einlud! Wahrlich, ich glaubte schon das Geld in meiner Tasche zu fühlen. Wie ich aber davon anhob, erfolgte erst ein Räufpern, dann

hörte ich ihn sagen: „Ja, wenn du nicht juist in der Karnevalszeit gekommen wärest! So etwa vor zwei Monaten hätte ich dir mit tausend Freuden die winzige Bagatelle gegeben. Aber jetzt . . . leider, leider!“

Ich wollte hinaus. Er aber nötigte mich, zuvor noch ein Schnäpschen zu trinken. Er fenne nichts, was besser stärkt als dieser „Kaiserliqueur“. Mir schmeckte der Schnaps wie Teufelsdr. . .!

Allmächtiger! An wen mich nun wenden? Ich war schon im Begriffe, mir das Leben zu nehmen, als mir der „Lump“ einfiel. Sonst hieß er eigentlich Robert Vorn und war auch mein Vetter. Aber der Bruder, der Kornhändler, und die Schwester, die Bernhardhoferin, und all die Vettern und Basen nannten ihn nie anders als der „Lump“, weil er nichts arbeiten wollte. Er war zierlich gebaut, blondlockig, blauäugig, ein recht nettes, liebes Bürschchen, wenn er hätt' was Recht-schaffenes machen wollen, etwa einen Stiefel, oder Dünghaufen umfüllen, oder dergleichen. Aber nein! Er



Kurz, alles, was mein ist bis zur Stunde meines Todes, gehört von dieser Stunde an meinem braven Vetter, dem Schriftsteller Vorn.

bliebte immer nur nach den Wolken und schwatze ganz kurioses Zeug zusammen. Sein Vater, der Bauer vom Rain, that dann gar, als schäme er sich des Sohnes, und schickte ihn nach der Residenz. Nun, wie ich vor den Lump hintrat und ihm meine Not klagte. . . Herrje, ich glaubte, es breche ihm das Herz ab, so bitterlich weinte er mit mir. Helfen jedoch konnte auch er nicht. „Ach, wenn ich doch schon majorem wäre!“ rief er immer und immer wieder aus. „Der Vater müßte dir gleich die 160 Gulden von dem Meinigen aus zahlen. Aber so! Ich zähle erst einundzwanzig Jahre! Und glaub mir, oft habe ich den ganzen Tag nichts zu

essen. Der Vater will kein Geld schicken und mein Verdienst. . .“

Hier wurde er unterbrochen. Ein Briefbote trat herein und legte zwei blanke Hunderter vor den Vetter. Dieser unterschrieb das Receptisse mit zitternder Hand, und wie der Briefbote draußen war, sank er, freudebleich im Gesichte, an meine Brust. „Gott, Gott!“ schluchzte er auf. „Welch ein unerwartetes Glück! Das ist ja ein wahres Wunder! Denke nur, ich habe etwas geschrieben, man nennt es eine Novelle; diese Arbeit reichete ich an ein belletristisches Blatt ein, und dieses Blatt schickt mir nun als Honorar für jene Arbeit 200 Gulden. Zweihundert Gulden! Gott, jetzt so reich und vor einer Stunde wußte ich nicht, woher einige Kreuzer für Brot hernehmen! Nun aber, da ich jetzt ein vermögender Mann bin, soll auch dir, Vetter, geholfen werden. Du sollst deine 160 Gulden haben! Da, da, nimm, nimm nur rasch! Na wird's! . . .“

Überwältigt von meinen Gefühlen sank ich auf die Knie und dankte Gott dem Allgütigen für diese unver-

hoffte Rettung. Ich, mein Weib, meine Kinder waren gerettet vor dem Bettelstabe, gerettet durch den „Lumpen“.

Die Jahre flossen dahin, mein Weib, meine Kinder starben, ich stand da mutterseelenallein mit meinem Vermögen. Wem dieses geben? Oft dachte ich darüber nach und kam endlich zu dem Entschlusse: Mein Hof samt Feldern, Wald und Teich, mein in den Sparfassen liegendes Geld, die Dukaten in meinem Stode, kurz, alles, was mein ist bis zur Stunde meines Todes, gehört von dieser Stunde an meinem braven Vetter, dem Schriftsteller Robert Born, bei meinen sonstigen Verwandten bekannter unter dem Namen der „Lumpen“.

Diesem „Lumpen“, nun meinem Universalerben, befehle ich aber folgendes: daß er, nämlich Robert Born, meinen beiden Geschwistern je 500 fl., meinen vier Vettern und zwei Basen je 300 fl. auszahlen möge, jedoch nur dann, wenn im Augenblicke, wo dieses Testament verlesen wird, mein Knotenstock vollkommen unverfehrt an der Seite meines Leichnams liegt. Sollte ich aber meine Verwandten richtig beurteilt haben, sollten sie meinen letzten Willen nicht respektiert, sollten sie durch die Schwere des Stodes verleitet, diesen unter Jucht, beschädigt oder gar gebrochen und seines Inhaltes beraubt haben, in diesem Falle lege ich meinem Universalerben als Pflicht auf, weder meinen Geschwistern noch meinen Vettern und Basen auch nur einen Kreuzer ausbezahlen. Auch darf er keine jener acht Personen oder deren Nachkommen zu Erben einsetzen. — Und endlich, da ich als keines Menschen Schuldner die Erde verlassen will, eruche ich Herrn Notar Stein, meinen Testamentsvollstrecker, den Inhalt der untern Höhlung meines Knotenstockes an die auf dem Inhalte der Höhlung näher bezeichneten Personen zu verteilen.“

Unter größter Spannung wurde der untere Teil des gebrochenen Stodes herbeigeschafft, der Beschlag unten abgeschraubt und der Inhalt der Höhlung, von der niemand bis zur Stunde eine Ahnung hatte, herausgenommen.

Zuerst fiel ein Paket heraus mit der Aufschrift: An meine Schwester, die Bernharthoferin. Diese öffnete es mit vor Erregung zitternden Händen. Es fand sich darin ein funkelndgelber Silberfächer: „für die Brotsuppe ohne Ei“.

Das zweite Paket, an den Bruder, den Kornhändler, adressiert, enthielt dreißig Kreuzer: „für die Knödel mit Sauerkraut“.

Im dritten für eine Vase bestimmten Päckchen lagen zehn Kreuzer: „für ein Glas saure Milch“.

Aus dem vierten Paket fiel der Rosenkranz des tugendhaften Kirchen- und Gemeinderates heraus.

Und das letzte endlich war für den Herrn Hofrat bestimmt. Da lagen in rosa Papier zierlich eingewickelt: fünf Kreuzer „für das Glas Schnaps“.

Die Szenen, die sich nun in dem Trauerhause abspielten, lassen sich nicht schildern. Hier sei nur noch bemerkt, daß der erbende „Lump“ — der, nebenbei bemerkt, sich durch seine hervorragenden schriftstellerischen Arbeiten schon längst emporgeschwungen und das Erbteil des Veters eigentlich nicht notwendig hatte — in Gesellschaft der lieben Verwandten bald seines Lebens nicht sicher war. Die Bernharthoferin und deren Bruder beschuldigten ihn direkt, daß er, „um alles an sich zu reißen“, den Stod gebrochen habe, worauf der Herr Hofrat wieder kund und zu wissen that, daß der Krach des brechenden Stodes aus der Gegend kam, wo der Kornhändler und dessen Schwester standen. Eine Vase

wieder wollte gesehen haben, wie der „Grundehrliche“ Vetter den Knotenstock des Flori gebogen, „ja und auch vielleicht gebrochen habe.“ Und gleich darauf schrieb sie, daß sie nun diesen Vetter für den Dieb der ihr von dem dummen Flori hinterlassenen dreihundert Gulden betrachten müsse. Darausbin natürlich die stilllichste Entrüstung vonseiten des „Grundehrlichen“ und dann eine Flut von Schmähungen über die Vase. Kein einziger der hier Anwesenden, der nicht von den andern beschimpft oder verdächtigt worden, kein Augenblick verstrich, wo nicht ein allgemeines Handgemenge zu befürchten gewesen wäre. Die erste Stunde kam, der Trauerzug setzte sich in Bewegung, aber keiner der Verwandten, mit Ausnahme des „Lumpen“, fühlte sich stark genug, „jetzt no' den furchtbar'n Marich bis auf den Gott'säcker machen zu können.“ Wütig und erhist eilten alle nach dem Wirtshaus. —

Infolge der Erbchaft des „dummen“ Flori wurden mehrere Ehrenbeleidigungslagen bei Gericht anhängig gemacht. Da stand ein Verwandter dem andern als erbittertester Feind gegenüber. Und die Bernharthoferin „verschrieb“ sich sogar einen der berühmtesten Advokaten des Landes. Tausend Gulden wollte sie begeben, wenn man dem „Lumpen“ vor Gericht nachweisen könne, daß er den Knotenstock des Flori gebrochen und wenn man ihn zur Auszahlung der verchiedenen Hunderte an sie und an den Bruder, an die Vettern und Basen verhalten würde.

Der schlaue Advokat ließ die Bernharthoferin unausgesetzt das Beste hoffen, einzuweilen aber erfreut sich der „Lump“ noch seines ganzen erbten Besitzes.

Lächerliche Flucht.

Von Wilhelm Fischer.



eter Joseph Schmitz im Siegreise hatte von seinem seligen Vater Hans und Hof geerbt und mit seiner wackeren Frau nicht nur eine treffliche Aussteuer, sondern auch noch ein Erkleckliches in bar mitbekommen. Dazu war er selber keine Schlafmütze, legte die Hände nicht in den Schoß; im Gegenteil, er betrieb, zu gleicher Zeit oder nacheinander, allerlei Landwirtschast und Krautpressen, Korn- und Viehhandel, einen Steinbruch und eine Ziegelei. Aber wie man zu sagen pflegt, drei Handwerke und vier Unglücke: er wurde nicht reicher dabei, sondern hauste rückwärts, und daß er fleißig auf die Jagd ging und manchen Fisch aus den Wellen der Sieg zog, machte den Wohl auch nicht fett. Ein halbes Viertellos der Königlich Preussischen Klassenlotterie spielte er schon seit Jahren, doch ohne jemals etwas zu

gewinnen; seiner papieren zu spielen hältweise enge Gr Versuchen, die e zu. Er war in Not erkfinderisch. Doch mit dem a tröstete den eine mehr wusste, we das alles hält e länger je schw Lage, immer he licher gedrängt, mit Leuten, die „vögel“ nennt s unerwartet un ihrem Opfer t abpressen, doch der Sprache ge stime Mahner Ein kluger und lender Mann er die unnütze Mü selbst die ärge regung; er we aus, so viel e läßt sich verleug nur eben ang auch auf die leicht nicht, es den unangeneh bild weiter hin lange Übung Peter Joseph Knitt eine Fertigkeit erla ging und sta seinen rastlose die Kost, und Beine waren schneller Bewe er wollte sic paar baren G den schwer Grundbesitz, lieben Frau seinen brave den Verfolger Es ist kein o während auf ung, jedem s sibt, allein i vollkommenen in seiner Stul sah aber nicht chen“ — der sondern recht welt hinaus, zeitig einen i straße wie m fragte, dann lenkte. Aber und Stod un bekannten ein nicht zu Haus schon eingelüb Lüge hürchte mußte sie au

gewinnen; seiner heißen Begier, ein wenig in Staatspapieren zu spekulieren, waren leider durch die Verhältnisse enge Grenzen gesetzt, und bei den paar schwachen Versuchen, die er dennoch zuwege brachte, setzte er Geld zu. Er war nicht ungewandt, und zudem macht die Not erfinderisch. Eine Zeitlang stopfte er munter ein Poch mit dem andern, borgte hier und bezahlte da, vertröstete den einen und zechte mit dem andern, bis seiner mehr wußte, wer Gläubiger und Schuldner war; aber das alles hält eben nur eine Zeitlang vor und wird je länger je schwerer. Immer bedenklicher ward seine Lage, immer heftiger ward er gehetzt, immer nachdrücklicher gedrängt, immer mehr machte er Bekanntschaft mit Leuten, die man gewöhnlich nicht gern sieht; „Trittvögel“ nennt sie der flotte Bruder Studio, weil sie unerwartet und ungerufen angefloten kommen und ihrem Opfer, können sie ihm auch keinen roten Heller abpressen, doch einen fühlbaren Tritt versetzen, in der Sprache gewöhnlicher Menschen heißen sie ungestüme Mahner, Gerichtsvollzieher, Steuerexekutoren.

Ein kluger und wohlwollender Mann erspart ihnen die unnütze Mühe und sich selbst die ärgerliche Aufregung; er weicht ihnen aus, so viel er kann, er läßt sich verleugnen, wenn's nur eben angeht; hilft's auch auf die Dauer vielleicht nicht, es schiebt doch den unangenehmen Augenblick weiter hinaus. Durch lange Übung hatte Herr Peter Joseph in dieser Kunst eine ungemene Fertigkeit erlangt; wo er ging und stand, gab er seinen rastlosen Angelein die Kost, und seine langen Beine waren allzeit zu schneller Bewegung bereit; er wollte sich selbst die paar baren Groschen und den schwer verschuldeten Grundbesitz, und seiner lieben Frau den Mann, seinen braven Kindern

den Verfolger möglichst lange auf freien Füßen erhalten. Es ist kein angenehmer Zustand, wenn man so fortwährend auf dem Sprunge sein muß und jeder Begegnung, jedem Besuch mit Angst und Schreden entgegensteht, allein man gewöhnt sich an allerlei in dieser unvollkommenen Welt. So sah er eines schönen Morgens in seiner Stube und kramte misshütig in seinen Papieren, sah aber nicht nur auf die Rechnungen und „Liebesbriefchen“ — der Anblick war nicht besonders erfreulich —, sondern recht oft auch durchs Fenster in die schöne Gotteswelt hinaus, und das war gut, denn dabei entdeckte er zeitig einen jungen Mann zu Pferd, der auf der Landstraße wie ungewiß anhielt und einen Bauernjungen befragte, dann aber entschlossen sein Tier aufs Haus lenkte. Aber schon hatte sich Herr Peter Joseph erhoben und Stock und Hut ergriffen, witterte er doch in jedem unbekanntem einen Feind! rasch die Treppe hinunter: „Bin nicht zu Hause!“ raunte er der Magd zu, die auf dergleichen schon eingewöhnt war, und zur Verhütung einer unnötigen Mühe hüfchte er wirklich zur Hintertür hinaus. Inzwischen mußte sie auf wiederholtes Pochen vorn endlich öffnen.

„Herr Schmitz daheim?“ fragte der Fremde.

„Nein.“

„Wohin ist er denn?“

„Weiß nicht.“

„Wann kommt er zurück?“

„Das kann ich wirklich nicht sagen. Müßt Ihr ihn denn durchaus selber sprechen?“

Der Reiter blickte sie misstrauisch an, ohne zu antworten, musterte argwöhnisch alle Fenster des Hauses und dann die nächste Umgebung, lenkte einige Schritte seitwärts, als ob er die Flucht und ihre Richtung geahnt hätte, und kannte offenbar den Gesuchten besser als derselbe ihn, denn plötzlich rief er munter: „Da geht er ja! — Heba, Herr Schmitz! Auf ein Wort!“

Richtig, Herr Peter Joseph, zu eilig, um ganz vorsichtig zu sein, tauchte eben zwischen den schützenden Gartenbeden hervor ins freie Feld auf, aber er schien auf einem Ohre taub zu sein und mit dem andern nichts zu hören, denn er wandte sich nicht um, sondern strebte mit langen Schritten, obgleich es bergan ging, dem

Walde zu. „Herr Schmitz! Herr Schmitz! — — ist!“ schrie der Fremde mit voller Kraft und ward ganz rot im Gesicht, ja, er hielt, um den Schall zu verstärken, beide Hände an den Mund — alles umsonst! Da ritt er am Hause vorbei durch den Hof, bog in den Gartenweg ein und setzte entschlossen dem Flüchtlinge nach. Nicht gar rasch, denn der Weg war steinig und schlecht, besser für Fußgänger als für Reiter, zudem hatte Herr Peter Joseph einen hübschen Vorsprung, und so dauerte die Jagd noch ein Weilchen. Doch vier Pferdebeine vermögen nun einmal mehr als die beiden eines ältern Herrn; der Zwischenraum ward kleiner und kleiner; und wenn auch keiner schlechter hört, als wer nicht hören will, endlich half alle Verstellung nicht mehr;

auf einen erneuten Zuruf drehte sich Herr Peter Joseph endlich um und rief unwirsch: „Meint Ihr mich? Wer seid Ihr, und was wollt Ihr denn eigentlich? Ich hab' wenig Zeit.“ Der Fremde hielt seinen leuchtenden Gaul an und sprach: „Man schreit sich ja heißer hinter Euch her. Ich bin der Sohn des Lotteriekollektors in Siegburg, bisher zu Mülheim in der Lehre, seit vierzehn Tagen aber bei meinem Vater im Geschäft. — Ihr kennt mich wohl nicht mehr? Warum lauft Ihr nur so? Ich kann zwar besser mit der Feder umgehen, als mit einem steifen Gaul, aber es giebt Fälle, da thut's ein trockener Brief nicht, da will man die Leute selber sprechen — — Eure Nummer ist herausgekommen —“

„Hurra!“

„Ein Viertel vom großen Lose —“

„Hurra!“

„Und wenn Ihr, meint der Vater, zufällig bar Geld gebrauchen könnt, ich hab' was mitgebracht!“

„Hurra! Warum habt Ihr das nicht gleich gesagt?“ rief der überglückliche Schmitz. Jetzt hatte er Zeit und



„Eure Nummer ist herausgekommen!“

führte den Freudenboten vergnügt ins Haus zurück, wo sie ihr angenehmes Geschäft alsbald, und nicht trocken, erledigten. Und der unverhoffte Gewinn gereichte ihm, was selten vorkommt, zum dauernden Segen. Sein Ansehen, in dessen Adern jetzt gleichsam frisches Blut floß, blühte wieder auf; weiser und vorsichtiger geworden, unternahm er nicht mehr zu viel auf einmal, betrieb das Unternommene aber recht; er behauptete und mehrte seinen Besitz, konnte seine Kinder ordentlich erziehen und ausstatten und sich und seiner wadern Frau einen heitern Lebensabend verschaffen, und erzählte noch als alter Mann zuweilen bei einem guten Schoppen mit Behagen die merkwürdige Geschichte, wie er einmal vor seinem Glücke davongelaufen sei.

Aber werde mir deshalb nicht leichtsinnig, geneigter Leser! Merk: unter Tausenden geschieht's nicht einem einzigen, daß er eine Mahnung oder Pfändung erwartet und statt dessen einen Beutel voll Geld bekommt.

Immer munter.

Zeitungschreiber sein ist in mancher Beziehung recht angenehm. Man erfährt viele Neuigkeiten eher als andere Leute. Man wird von Schriftstellern und Künstlern, die eine freundliche Erwähnung in Blatte wünschen, und von andern Männlein und Fräulein, die ein ähnliches Anliegen haben, mit großer Hochachtung und Höflichkeit behandelt. Man kann sich von oben herab mit großer Salbung und Weisheit über alle Weltbündel verbreiten wie ein unfehlbarer Richter, von dem es keine Berufung giebt, darf auch dabei immer von sich selbst in der Mehrzahl sprechen: „Wir!“ wie nur irgend ein Kaiser oder König. Aber seine Schattenseiten hat auch dieser Beruf. Wenn man einmal über die Schnur haut und ein Kühnes Wort gelassen ausspricht, das man nicht wahrhalten kann, flugs ist der stets auflauernde Staatsanwalt bei der Hand, und der Herr Richter weist, wenn es ihm der Mühe wert scheint, dem unvorsichtigen Zeitungsmann ein süßes Pläschen zum Nachdenken an.

So hatte sich auch Herr Munter, der verantwortliche Leiter eines viel gelese- nenen Blattes, eines Tages den Mund verbrannt und mußte, zum erstenmal in seinem Leben, das Gefängnis von innen besehen. Er fand es nicht so schlimm, als er gefürchtet hatte; man wußte ja, daß man es mit keinem Mörder und Räuber zu thun hatte, und wies ihm den besten verfügbaren Raum an; essen und trinken konnte er, was er wollte, für sein Geld; sogar das Bett war gut — sein mitleidiger Verleger hatte es hinschaffen lassen. So brachte er den ersten Tag ziemlich zufrieden zu und stellte abends nach gewohnter Weise seine Stiefel zum Reinigen vor die

Thür. Doch am andern Morgen fand er sie so wieder, wie er sie hingestellt hatte, ungeputzt. Da rief der Spatzvogel mit lauter Stimme in den Gang hinein: „Das ist doch ein liebedlicher Hausknecht hier! Oberkellner, meine Rechnung! Ich ziehe aus!“

Merk: er hat sich doch noch ein wenig gedulden müssen. Aber gute Laune verkürzt überall die Zeit, sogar in einem „geschlossenen Raum“.

Etwas vom Salz.

Die vielfachen übernatürlichen Dienste, welche das Salz dem Menschen dem Volksglauben nach leisten kann, bedingt auch bei ihm wie beim Brote eine gewisse Heilighaltung, wenn auch nicht in dem Maße wie bei diesem. Bereits Homer nennt es das göttliche und Platon im Timäus einen gottgeliebten Körper; der Griechen verglich es auch wohl mit den Chariten und nannte es nach ihrem Namen, weil sein Zusatz die meisten Speisen dem Geschmache angenehm und reizend mache, oder er betrachtete es, wie Plutarch thut, als die Seele, welche sich mit dem toten, einen Teil einer Leiche bildenden Fleische verbindet und ihm dadurch Reiz und Wohlgeschmack giebt. Nach dem Tiroler Glauben ist es überhaupt Eigentum der Engel, gerade wie der Schwefel dem Teufel zugehört. Unsere Vorfahren glaubten sogar die Gegenden, welche von einem salzführenden Fluß durchströmt wurden, dem Himmel näher und dort gesprochene Gebete daher am wirksamsten und stritten öfter mit Erbitterung um heilige Salzquellen; nach der Edda- sage wurden auch die Götter aus salzigen Eisblöcken durch die Kuh Audhumbla hervor- geleckt. Bei den Orientalen tritt dieses hohe Ansehen des Salzes gleichfalls mehrfach auf. Das Spielen mit Salz sowie das Fortschütten an-



„Das ist doch ein liebedlicher Hausknecht hier!“

derswohin als ins Feuer, verbietet der oldenburgische Volksbrauch, welcher auch gleich dem mecklenburgischen für jedes unnützlich verschüttete Körnchen Salz eine Stunde, einen Tag oder auch ein Jahr, auch wohl sieben Jahr Stehens vor der Himmelsthür zudiffert; in Osterreichisch-Schlesien muß leichtfertig zertrrettes Salz nach dem Tode gesucht werden, bis daß die Augen bluten. Bei den Römern erstreckte sich diese Heilighaltung des Salzes auch auf das Salzfaß, welches in der Familie vererbte, also die Geschlechter verband und als kostbarer Besitz auch aus kostbarstem Stoffe gefertigt war, und welches, gerade wie man auch noch jetzt bei den Wenden der Kaufs fast stets auf dem Tische ein Salzfaß stehen findet, gleichsam als ein beständiges Zeichen der Penaten den Tisch hütete.



Sönliche Bel oft Vorurt kann man in zehu la unser Kaif Hauptnachb sollte es na wege. „Liebe Weltumiegl in Kiel z „ich will ne Kronstadt. — „Schön antwortet der Seemar „die Yach „Hohen- zollern“ soll bereit se und wen dir recht so bring' selber die hin.“ — „A wir müß auch ein Kriegssich zur Beg tung hal des Ansta wegen, w auch keine ränder u Vitalienb der auf Tische ihr wefen tr ben.“ mei zuriad; „I auf acht n daß ein de Juli 1888 „Hohenzo Bring S Begeleitig schrittsne

Weltbegebenheiten.

Vom Juli 1888 bis zum Juli 1889.



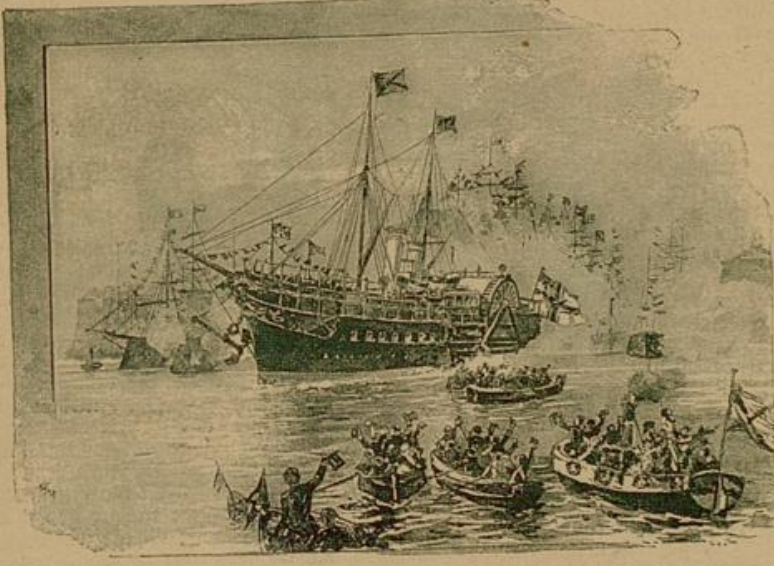
Gottlob! auch im verfloffenen Jahre ist unserem Vaterlande der edle Friede erhalten worden, und dazu hat der junge Kaiser Wilhelm das Seinige redlich beigetragen und große Reisen zu Wasser und zu Lande nicht gescheut. Persönliche Bekanntschaft erleichtert den Verkehr und räumt oft Vorurteile und Hindernisse aus dem Wege; auch kann man in einer halben Stunde mehr sprechen als in zehn langen Briefen schreiben. Deshalb beschloß unser Kaiser, bald nach seiner Thronbesteigung seine Hauptnachbarn und Freunde zu besuchen. Zunächst sollte es nach Rußland gehen, und zwar auf dem Seewege. „Lieber Heinrich,“ rief er von Berlin seinem Bruder

Weltumsegler in Kiel zu, „ich will nach Kronstadt.“ — „Schön!“ antwortete der Seemann, „die Nacht „Hohenzollern“ soll bereit sein, und wenn's dir recht ist, so bring' ich selber dich hin.“ — „Aber wir müssen auch einige Kriegsschiffe zur Begleitung haben, des Anstands wegen, wenn auch keine Seeräuber und Vitalienbrüder auf der Ostsee ihr Unwesen treiben.“ meinte Wilhelm. „Schon recht,“ rief Heinrich zurück; „thun's ihrer zwei? oder vier? oder acht?“ und auf acht ward man denn einig; war's doch das erste Mal, daß ein deutscher Kaiser also gen Norden fuhr. Am 13. Juli 1888 begab sich Kaiser Wilhelm an Bord der Nacht „Hohenzollern“, welche sofort die Kaiserstandarte hisste; Prinz Heinrich meldete sich als Kommandant; das Begleitgeschwader lichtete die Anker und in genau vor-schriftsmäßigen Abständen dampften die prächtigen Fahr-

zeuge vorbei, nämlich die vier ungepanzerten Kreuzerfregatten „Stein“, „Moltke“, „Gneisenau“ und „Brinz Albalbert“ und die vier Panzerkolosse „Baden“, „Bavern“, „Kaiser“ und „Friedrich der Große“; sie hatten geklagert und ihre Kanonen donnern lassen; eine frische Westbrise wehte und verscheuchte den Pulverdampf; die Matrosen in den Wanten riefen im Vorbeifahren je dreimal Hurra! vom Ufer aus winkte Prinzess Irene, Heinrichs junge Gemahlin, den Scheidenden mit dem Tüchlein einen letzten Gruß zu, und von der Torpedoflotte noch eine Strecke Wegs geleitet, glitt nun auch die „Hohenzollern“ majestätisch aus der schönen Kieler Bucht ins Baltische Meer hinaus. — Man muß wie der Sinkende schon einige Jährchen zurückdenken und sich auf unsere frühere Ohnmacht zur See bestimmen können, auf die heiße Sehnsucht nach einer deutschen Flotte, auf die Beschämung und den Grimm, als der Anfang derselben unter den Hammer kam, dann freut man sich dieser Wendung zum Bessern und unserer jetzigen Stellung im Rate der Völker erst recht.

Diese Glanzentfaltung diente übrigens nicht nur dem äußern Brunte. Abgesehen davon, daß Übungsfahrten notwendig sind, hat es auch unsern lieben Nachbarn, den biedern Russen z. B., durchaus nicht geschadet zu sehen, daß wir auch Drogenschiffe haben. Der Empfang in Kronstadt am 19. Juli war denn auch großartig. Die ehernen Schilde der Festung und der versammelten 51 russischen Kriegsschiffe donnerten ihren lauten Gruß, der Czar fuhr seinem hohen Gast eine Strecke entgegen, und die beiden mächtigen Herrscher begrüßten einander aufs herzlichste.

Daß Kaiser Wilhelm die Soldaten seines russischen Regiments in ihrer Muttersprache anredete, hat ihnen besonders wohlgethan. Und ihm gefiel es so gut dort, daß er zwei Tage zuhause. Dann ging's wieder hinaus in die wogende See nach dem schönen Stockholm, wo er am 26. Juli anlangte und ebenfalls herzlich willkommen geheißen wurde, sowohl von dem ihm



Die Matrosen in den Wanten riefen im Vorbeifahren je dreimal Hurra!

verwandten Königshause, als auch vom schwedischen Volke. Inzwischen ward ihm am 27. Juli daheim der fünfte Sohn geboren — Gott segne die jungen Prinzen und ihre hohen Eltern! — Am 30. Juli traf die kaiserliche Flotte in Kopenhagen ein. Wenn man bedenkt, daß viele wadere Dänen uns noch immer wegen Schleswig-Volsteins grollen, so darf man mit dem Empfange vonseiten des Königs und des anständigen Teiles der Bevölkerung wohl zufrieden sein.

Großer Veltotatender für 1890.

Am 1. August traf der Kaiser wohlbehalten wieder in Kiel ein und beehrte, ehe er sich nach Berlin begab, den Fürsten Bismarck durch einen Besuch. Daß die beiden einander so gut verstehen, thut dem Hintenden und vielen Millionen seiner Landsleute besonders wohl. Bereits Ende August machte König Christian von Dänemark unserem Kaiser seinen Gegenbesuch. Die Freundschaft dieser beiden Herrscher wird sich bald sogar in Verwandtschaft verwandeln. Nämlich Georg I., seit 1863 König von Griechenland, ist von Geburt ein dänischer Prinz, und am 3. September hat sich sein ältester Sohn, Kronprinz Konstantin, mit Prinzessin Sophie, der Schwester unseres Kaisers, verlobt, die seitdem wacker Griechisch lernt. „Geschicht dir schon recht,“ sagte ihr Bruder Wilhelm eines Tags scherzend zu ihr; „früher hast du mich und Heinrich oft ausgelacht, wenn wir über der griechischen Grammatik schwitzten; jetzt mußt du selbst daran.“

In rastloser Thätigkeit erledigte der Kaiser nicht nur fortwährend die laufenden Regierungsgeschäfte, sondern wohnte einer Truppenübung nach der andern bei. Besonders zufriedenstellend fielen die großen Kaisermandöver aus. Dann folgte nach der großen Meerfahrt eine große Landreise. Nachdem er am 25. September mit dem Fürsten zur Lippe bei Detmold gejagt hatte, traf er am 27. in Stuttgart, am 1. Oktober in München, am 3. in Wien ein, überall glänzend und mit Begeisterung empfangen. Darauf zog er über die Alpen nach Italien, aber nicht, wie so oft die früheren deutschen Kaiser, zu blutigem Kampfe, sondern als hochwillkommener Gast und Bundesgenosse. Waren die Festlichkeiten in der Hauptstadt des schönen Landes großartig, so sollen sie in dem reizenden Neapel womöglich noch übertroffen worden sein. Ubrigens ist unser Wilhelm nicht in Rom gewesen, ohne

den Papst zu sehen. Am 21. Oktober kam er wieder in Potsdam an — und schon am 29. verberlichte er in Hamburg die Feier des Zollanschlusses dieser alten Hansestadt durch seine Gegenwart; am 31. legte er, vereint mit König Albert von Sachsen, den Grundstein zum Reichsgerichtspalast in Leipzig. Im November empfing er den Besuch des Thronfolgers von Rußland in Berlin. Seine Erholung suchte er hin und wieder auf der Jagd, und als bei einem Treibjagen in der Gohrde sein lieber Bruder Heinrich ein sehr kleines Wildschwein erlegt hatte, meinte der Kaiser scherzhaft: „Na, das kannst du dir an die Uhrkette hängen!“ Im November ging er nach Schlesien, und dort wurde ihm zu Breslau von 10000 Arbeitern ein großartiger Fadelzug dargebracht. Einmütig wirkten dabei die Mitglieder

der evangelischen und katholischen Vereine zusammen; sie hatten erkannt, daß des jungen Kaisers Herz warm für die Armen und Geringen schlägt, und daß er mit Gottes Hilfe fortzusetzen gedenkt, was sein Großvater Wilhelm I. zu ihrem Heile begonnen hat. Im Dezember war er in Pommern, im Januar zu Bieleburg und feierte am 27. zum erstenmal seinen Geburtstag als Kaiser. Daß dabei viele Millionen, soweit die deutsche Zunge klingt, wacker mitgefeiert haben, versteht sich von selbst; hatten wir doch etwas nachzuholen, da das ganze Jahr 1888 ohne Kaisergeburtstag vorübergegangen war. Aber am besten hat's vielleicht ein schlauer Postillon in Berlin gemacht und seinem Herrn und Kaiser zum 30. Geburtstage Glück gewünscht, ohne ein Wort dabei zu sprechen. Nämlich in aller Frühe



Der Kaiser beehrte, ehe er sich nach Berlin begab, den Fürsten Bismarck durch einen Besuch.

des 27. hielt er vor dem Schlosse und blies ohne viel falsche Töne vernehmlich zu den Fenstern hinauf: „Sahier dreißig Jahre bist du alt!“

Die Volksmenge, die sich alsbald ansammelte, begriff's und lachte; Wilhelm II. verstand es auch und nahm's gnädig auf, denn zwei Tage später ließ er den Koffelentker vor sich kommen. Freilich fragte er zuerst streng: „Haben Sie auch am Sonntagedadurch nichts im Dienste veräumt?“ Denn „im Dienst“ versteht man in Preußen nun einmal keinen Spaß, wie sich sogleich noch zeigen wird. Doch als der ehrliche Berliner sich zu dem halben Geständnis bequeme:

„Hab' ich allens wieder ingeholt, Majestät!“ da lächelte der Kaiser und entließ ihn freundlich, indem er ihm einen Hundertmarkschein mit auf den Weg gab. Und das war dem Künstler auf dem Posthorn wohl zu gönnen, denn daheim fand er einen andern Zettel des Inhalts vor, daß er „wegen Abgabe von außerdienstlichen Signalen im Dienst“ in eine Ord-

nungsstrafe von 3 Mark genommen sei. — St. Stephan hält alle seine Jünger in strammer Zucht!

Am 8. März feierte Moltke sein 70jähriges Dienstjubiläum, wozu ihm der Kaiser überaus herzlich Glück wünschte. Als auch in diesem Frühjahr Posen und Umgegend wieder von einer Überschwemmung heimgesucht wurde, eilte der Kaiser persönlich hin und suchte die augenblickliche Not zu lindern und zukünftigen Gefahren vorzubeugen. Am 14. April besuchte er den Großherzog von Oldenburg und begleitete dann von Wilhelmshaven aus ein nach Samoa bestimmtes Kriegsschiff eine Strecke weit hinaus in die See.

Im Herbst 1888 mußten Neuwahlen für den preussischen Landtag stattfinden. Die Vorbereitungen dazu gerieten zeitig in Fluß und wurden von den verschiede-

nen Bar
male M
für fünf
Mitter
eine Bon
schau“:
Kronprin
deutsch-fr
Zuhalt
jedemfall
für weit
oder stell
gerissen?
erhien
unserem
landslieb
frevelhaf
die Tage
grollen
Eingabe
verfahren
stücke.
lehrter“
der Han
hastet, u
haben, i
mündige
der Herr
gerichte
eine bö
nachweis
dern an
Bewußt
lichkeit
habe ihr
wollen h
die uner
legenhei
Schader
Das g
verdient
nards
sen S
einer D
ebenheit
Tborbe
malmt.
eiferner
lichen S
lange i
Auf
ber hat
lib; si
Verstär
der De
Nation
geordne
wir sp
Zeit n
an der
persönl
königlic
rede er
Stelle
Grenze
den gl
sich au

nen Parteien umso eifriger betrieben, als zum erstenmale Abgeordnete nicht für drei, sondern für volle fünf Jahre gewählt werden sollten.

Mitten in diese Bewegung hinein fuhr plötzlich wie eine Bombe eine Veröffentlichung der „Deutschen Rundschau“: Auszüge aus dem Tagebuche, welches der deutsche Kronprinz und spätere Kaiser Friedrich während des deutsch-französischen Krieges geführt hat. Auf den Inhalt wollen wir hier nicht weiter eingehen; er war jedenfalls von dem edlen, vielbelagten Verfasser nicht für weitere Kreise bestimmt. Ist alles echt? ist es ganz oder stellenweise gefälscht und aus dem Zusammenhange gerissen? so fragte man sich erstaunt; denn manches erschien geeignet, Verstimmung und Mißtrauen in unserem jungen Deutschen Reiche hervorzurufen. Vaterlandsliebende Männer bedauerten schmerzlich dieses frevelhafte Herabzerrn des hingeschiedenen Dulders in die Tagesfragen und in den Wahlkampf. Wie Donnerrollen äußerte sich Bismarcks gerechter Zorn in seiner Eingabe an den Kaiser wegen Einleitung des Strafverfahrens gegen den Einsender jener Tagebuchbruststücke. Als solcher stellte sich — „je gelehrter, desto verkehrter“, sagt der Bauer — ein alter deutscher Professor, der Hamburger Dr. Gessien, heraus. Er wurde verhaftet, und sein eigener Sohn soll den Antrag gestellt haben, ihn als unzurechnungsfähig zu entmündigen. Das ist nun zwar nicht geschehen, der Herr Professor auch schließlich vom Reichsgerichte nicht verurteilt worden, weil man ihm eine böse Absicht nicht nachweisen konnte, sondern annahm, das volle Bewußtsein der Schädlichkeit seines Treibens habe ihm gefehlt. Wir wollen hoffen, daß damit die unerquickliche Angelegenheit ohne weiteren Schaden abgethan ist. Das gewaltige wohlverdiente Ansehen Bismarcks gleicht dem großen Schwungrade an einer Dampfmaschine, welches alle Stockungen und Unebenheiten des Laufs ausgleicht und die Hindernisse der Thorheit und Bosheit zur Seite schleudert oder zermalmt. So leicht wagt sich keiner ungestraft an den eisernen Kanzler. Möge Gott ihn seinem jungen kaiserlichen Herrn und dem ganzen deutschen Volke noch recht lange in voller Kraft und Frische erhalten!

Auf die preussischen Landtagswahlen vom 30. Oktober hat der Zwischenfall keinen merkbaren Einfluß geübt; sie fielen günstig aus und ergaben eine mächtige Verstärkung der sogenannten Kartellparteien auf Kosten der Deutschfreisinnigen und zum besondern Vorteil der Nationalliberalen. Doch was das neue Haus der Abgeordneten in seinem ersten Jahre geleistet hat, wollen wir später berichten; zunächst ist, dem Range und der Zeit nach, der

Deutsche Reichstag

an der Reihe. Derselbe wurde recht feierlich vom Kaiser persönlich am 22. November im Weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin mit einer großen Thronrede eröffnet. Da aus solchem Munde und an solcher Stelle jedes Wort von Bedeutung ist und über die Grenzen des eigenen Landes hinaus von vielen Tausenden gleichsam auf die Goldwaage gelegt wird, so darf sich auch ein guter Redner selbst bei sorgfältiger Vor-

bereitung nicht der Eingebung des Augenblicks überlassen. Es ist Brauch, daß die Thronrede vorher niedergeschrieben und dann abgelesen wird. Aber dieses that der junge Kaiser so lebendig und ungezwungen, daß es fast den Eindruck machte, als spreche er frei. Nachdem er die „geehrten Herren“ begrüßt und willkommen geheißen, fuhr er fort: „Auf Meinen Reiten, welche Mich in verschiedene Teile des Reichs geführt haben, sind Mir überall, sowohl vonseiten Meiner hohen Bundesgenossen wie der Bevölkerung, die Beweise entgegengetreten, daß die Fürsten und die Völker Deutschlands dem Reich und seinen Einrichtungen mit rüchhaltigem Vertrauen anhängen und in ihrer Einigkeit die Bürgschaft ihrer Sicherheit finden.“ Dann berührte er den Anschluß der Hansestädte Hamburg und Bremen an den Zollverband, die Revision des Handelsvertrags mit der Schweiz, den Haushalt für das nächste Rechnungsjahr, die Anzeichen eines Aufschwungs auf verschiedenen Gebieten der wirtschaftlichen Thätigkeit, Gesetzeswürfe über Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, Änderungen der Krankenversicherung und mit besonderer Wärme die Weiterführung und den Ausbau der von seinem Großvater begonnenen sozialpolitischen Gesetzgebung. Alle Arbeiter sollten gegen die Gefahren des Alters und der Invalidität ver-

sichert werden; die Schwierigkeiten seien groß, aber mit Gottes Hilfe nicht unüberwindlich. Noch erwähnte er die nächsten Aufgaben in Ostafrika, nämlich die Unterdrückung des Sklavenhandels, betonte unsere friedlichen Beziehungen zu allen fremden Regierungen und schloß mit dem Ausdruck der Hoffnung, es werde gelingen, Europa den Frieden zu erhalten.

Man sieht, den Reichsboten war eine große Arbeitslast in Aussicht gestellt, die sie wader angegriffen haben. Wir richten hier zunächst den Blick auf unsere jungen Kolonien. Kein Meister fällt vom Himmel, und jeder muß Lehrgeld zahlen, so ist es kein Wunder, daß auch wir auf diesem uns noch neuen Gebiete durch eigene und fremde Schuld hie und da unliebame Erfahrungen machen. Das ist dann Wasser auf die Mühle der Gegner, der Deutschfreisinnigen und Genossen; fast sollte man meinen, sie freuten sich über unseren eigenen Schaden, bloß weil sie achselzuckend ausrufen können: „Da seht ihr's! Haben wir nicht recht gehabt? So viel Geld hineingesteckt auf Nimmerwiedersehen, soviel junge Menschenleben verloren, und noch nichts verdient, nichts erreicht!“ Aber der deutsche Michel ist zäh; er weiß, daß John Bull und Mynbeer ihre schönen ausländischen Besitzungen auch nicht ganz ohne Opfer errungen haben, und gedenkt sich durch einige Mißerfolge nicht gleich abschrecken zu lassen.

Au der Küste Ostafrikas hausen neben den Negern auch eingewanderte Juder und Araber, welche den Handel meist in Händen haben und auch schwarze Menschenware nicht verschmähen neben dem weißen Elfenbein. Ein großer Teil dieser Küste sieht unter dem Sultan von Sansibar. Dieser hatte, ohne seine Landeshoheit abzugeben, der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft be-



Zagamoso und andere Küstenorte wurden in Brand geschossen.

nnen; warm er mit swater Dezen- artstag it die erstekt en, da rüber- it ein Herrt t, ohne Früde r dem ohne nehm- inauf; ahre
ich als- griff's N. ver- abim's i Tage Hoffe- nmen. zuerst e auch nichts umt?“ versteht in ein- die sich wird. e Ver- halben nte: wieder “ da e und ch, in- undert- uf den es war n Post- a, denn andern or, daß e von ignalen : Ord- — St- icht! Dienst- h Glück en und heimge- s suchte en Ge- er den in von Kriegs- n preu- n dazu schiede-

deutende Rechte, Zollerhebung u. s. w. verpachtet. Bei der Übernahme der Verwaltung im September mögen einige deutsche Beamten etwas zu stramm und schneidig vorgegangen sein; so wurde nicht nur die Flagge der Gesellschaft gehißt, sondern die des Sultans entfernt. Es brachen Unruhen aus, und nach und nach geriet das ganze Küstengebiet in Aufruhr, der von den Sklavenhändlern geschürt wurde. Die Stationen der Gesellschaft wurden angegriffen und zerstört, mehrere ihrer Bewohner getötet, während andere sich nach Sansibar retteten, und Missionare gefangen weggeschleppt. Drei deutsche Kriegsschiffe griffen tapfer ein; Bagamoyo und andere Küstenorte wurden in Brand geschossen, hin und wieder auch Truppen gelandet, aber trotz aller Tapferkeit des kleinen Häufleins blieb zunächst die Mehrzahl der Hafensplätze im Besitz der Aufständischen. Bismarck verhehlte in seiner besonnenen Weise der Gesellschaft nicht, daß sie Fehler gemacht habe, warf jedoch deshalb die Blüte nicht ins Korn. Im Gegenteil, er setzte sich mit England und Italien, die auch dort zu thun haben, in Verbindung, um jene Küste zu beruhigen und durch eine gemeinsame strenge Blockade vom 2. Dezember ab die Einfuhr von Waffen und die Ausfuhr von Sklaven zu verhindern. Dabei kam ihm, was selten geschieht, sein alter Gegner Windthorst zu Hilfe. Denn derselbe brachte am 13. Dezember im Reichstage einen Antrag gegen den Regierhandel und die Sklaverei ein und erklärte, der Reichskanzler befinde sich mit seinen Maßnahmen auf dem allein richtigen Wege. Obgleich Bamberger gegen den Antrag sprach, wurde derselbe gegen die Stimmen der Sozialdemokraten und der meisten Freisinnigen angenommen. Der Staatssekretär Graf Bismarck sprach die Absicht der Regierung aus, die Marine zu entlasten und an Kolonial-Vandruppen zu denken, angeworbene Afrikaner unter deutschen Offizieren. Diesem seinem Sohn stellte Fürst Bismarck einmal in scherzhafter Weise ein höchst ehrenvolles Zeugnis des Fleißes aus. Er sagte: „Mein Sohn Herbert ist der einzige Bismarck, der ordentlich ar-



Bismarck Vater und Sohn im Reichstage.

beitet; wenn ich in meinem Leben soviel gearbeitet hätte, so wäre aus mir am Ende vielleicht auch noch etwas Ordentliches geworden.“ Nun, wir sind auch so ziemlich zufrieden und wollen uns freuen, wenn der Sohn den großen Namen fortwährend mit Ehren trägt. — Die Ostafrika-Vorlage kam nach den Weihnachtsferien am 26. Januar im Reichstage zur Verhandlung. Der zum Führer ausersehene und zum Hauptmann und Bundeskommissär ernannte Afrikaforscher Wismann gab aus eigener Anschauung Aufschluß über die Verhältnisse in Sansibar; die Gesundheitsbedingungen seien nicht gar so ungünstig; er habe acht Jahre in Afrika zugebracht und sich mit seinen Begleitern meist wohl befunden; jedenfalls sei jetzt die Hauptsache, so schnell und nachdrücklich wie möglich Hilfe zu schaffen. Bamberger war zwar so höflich, dem Voredner für seine Mitteilungen zu danken, bekämpfte dann aber natürlich nicht nur den vorliegenden Antrag, sondern die gesamte Kolonialpolitik. Und wie verfähre die Ostafrikanische Gesellschaft! Erst habe man — so las er aus irgend einem

Berichte vor — einen widerspenstigen Schwarzen windelweich geprügelt und dann zur Abwechslung ins Wasser geworfen. Da erhob sich Fürst Bismarck und rief: „Was kann ich dafür? Hab' ich etwa den Neger ins Wasser geworfen?“ Da hatte er die Lacher auf seiner Seite, bei seiner bald folgenden ersten Rede aber auch die meisten ersten und verständigen Leute. Er entkräftete die Besorgnis vor Verwickelungen mit England. „Wir sind in Sansibar wie in Samoa mit England in vollständigen Einvernehmen und fest entschlossen, dieses Einvernehmen zu erhalten. — Ich bin auch heute noch kein Kolonialmensch, aber um 2 Millionen Mark (soviel wurden nämlich zunächst gefordert) kann ich mich nicht dem großen Zuge der Nation entgegenwerfen.“ Die Vorlage wurde schließlich angenommen, und jetzt befindet sich Reichskommissär Wismann bereits in Afrika, hat auch schon einen guten Anfang gemacht, nämlich im Mai mit geringen Verlusten das Lager des Auführers Buschiri bei Bagamoyo erstickt und zerstört. Möge ihm seine schwere Aufgabe gelingen und der „dunkle Erdteil“ nach so vielen Opfern unsererseits auch zu unserem Vorteil immer mehr der Gesittung, der Arbeit, dem Handel erschlossen werden!

Da wir nun doch einmal bei den Kolonien sind und dieselben das Reich und den Reichstag angehen, so wollen wir, damit es abgethan sei, hier gleich auch von den Samoa- oder Schiffer in selb reden. Dieselben liegen im Großen Ocean und werden zu



Hauptmann Wismann.

Austra
merken
often v
geboren
bat. A
stadt
deutsche
amerik
so bedei
schon l
senden
leben i
auf de
auch it
Kriegs
Rube
beklage
deutsch
Den
wir ab
Tama
der un
schadel
ständig
schafte
Im
Mann
schen
„Oga
den
Eingel
um
Entwe
ten.
wurde
von d
unter
Ameri
gegriff
der
durch
hat. I
alle de
und
die
selben
richter
Offiz
deutsch
Stra
mit
We
nahm
und l
vor.
Nach
Sam
ferevel
große
Regie
wortli
den
Knap
wegen
samm
immü
schlag
schaft

Australien gerechnet. Nun muß der geneigte Leser wohl merken: Sie gehören uns nicht, wie etwa der Nordosten von Neuguinea, sondern haben ihren eigenen eingeborenen König, der freilich nicht gar viel zu bedeuten hat. Aber auf der größten Insel, Upolu, mit der Hafenstadt Apia befindet sich sehr viel wohlangebautes Land in deutschen Händen. Daneben haben auch englische und amerikanische Staatsbürger dort Besitz, wenn auch nicht so bedeutenden, und diese, besonders die Amerikaner, blicken schon lange mit Neid und Eifersucht auf unsern wachsenden Einfluß hin. Die Regierungen der drei Reiche leben im tiefsten Frieden, aber unter ihren Angehörigen auf den fernem Südeinseln traten Reibungen ein, und auch ihre Vertreter, die Konsuln und Befehlshaber von Kriegsschiffen, haben nicht immer die wünschenswerte Ruhe und Unparteilichkeit bewahrt. So ist es zu höchst beklagenswerten Ereignissen gekommen und viel edles deutsches Blut geflossen.

Den frühern uns feindlichen König Malietoa hatten wir abgesetzt und gefangen genommen und statt seiner Tamafese anerkannt. Gegen diesen erhob sich Mataafa, der nun natürlich mit seinen Anhängern den Deutschen schadete, wo und wie er nur konnte. Von den Aufständischen wurden beurlaubte deutsche Marinemannschaften thätlich beleidigt und deutsches Eigentum zerstört. Im Dezember 1888 wollte sich unser Konsul, von Mannschaften des deutschen Kriegsschiffes

„Olga“ begleitet, auf den Kriegsschauplatz der Eingeborenen begeben, um wo möglich eine Entwaffnung einzuleiten. Unterwegs aber wurden sie unerwartet von den Aufständischen unter Führung des Amerikaners Klein angegriffen, der sich später der gerechten Strafe durch die Flucht entzogen hat. Nun unternahmen alle drei deutschen Kriegsschiffe, „Olga“, Kreuzer „Able“ und Kanonenboot „Eber“, eine hegreiche Landung, warfen die Eingeborenen zurück und zerstörten einige Dörfer derselben. Dabei fielen leider, schon nach den ersten Nachrichten, Lieutenant Sieger und 15 Mann, und 2 andere Offiziere sowie 36 Mann wurden verwundet. Die alte deutsche Tapferkeit verleugnet sich auch am fernsten Strande nicht und ist zum Ruhme unserer braven Leute mit strenger Mannszucht gepaart.

Becken bei uns diese Vorgänge schmerzliche Teilnahme, so riefen sie in Amerika, durch übertriebene und lägenhafte Berichte entzündet, große Aufregung hervor. Man meinte, wir wollten, die Rechte der andern Mächte mißachtend, uns zu den alleinigen Herren auf Samoa machen, und einzelne Stimmen redeten schon frevelhaft von Krieg! Aber so leicht entzweien sich große, seit 100 Jahren befreundete Völker nicht. Die Regierungen sind verständiger als gewisse unverantwortliche Heißsporne aus dem Volke. Bismarck tabelte den Ueberreifer unseres sonst sehr tüchtigen Konsuls Knappe, der seinem Schöpfer wohl gedankt hat, daß wegen der ungeheuren Entfernung eine persönliche Zusammenkunft mit dem egrimmten Kanzler zunächst unmöglich war; Amerika rief seinen Konsul ab; Bismarck schlug zur Schlichtung aller Mißhelligkeiten eine freundschaftliche Konferenz in Berlin vor; Amerika und Eng-

land willigten ein, und jetzt, im Mai, sind die Abgesandten der drei Staaten schon beisammen — Gott segne ihre Studia! Vielleicht wird der alte Malietoa, der unsern Kaiser de- und wehmützig um Verzeihung bat bitten lassen, wieder als König eingesetzt.

Friede auf Erden! Bei gutem Willen von allen Seiten läßt sich manches in Ruhe und Gerechtigkeit abmachen. Wenn übrigens, wie die Gegner der Kolonialbestrebungen sagen, Samoa nichts wert ist, warum gönnen uns dann Amerikaner und Engländer nicht den Alleinbesitz? Warum lassen sie sich's so viel Geld und Mühe kosten, auch Anteil daran zu bekommen?

Noch eine andere schlimme Kunde müssen wir aus Samoa bringen. Die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand und vernichten oft den schwachen Menschen dazu. Außer Handelsfahrzeugen und den drei schon genannten deutschen Kriegsschiffen lagen Anfangs März 1889 im Hafen zu Apia drei große amerikanische Kriegsschiffe, „Trenton“, „Mipsic“ und „Bandalia“, sowie ein englisches, „Kalliope“. Dichtliche Korallenriffe machen Ein- und Ausfahrt gefährlich. Furchtbare Stürme sind in jenen Gegenden nichts Ungewöhnliches, aber solch einer, wie in der Nacht vom 15. zum 16. März ausbrach, spottet jeder Beschreibung. Obgleich die Schiffe unter Dampf lagen und gegen die See angingen, um nicht mit ihrer vollen Wucht die Ankerketten anzustrengen, so bielten doch die Anker nicht. Eins nach dem andern ward losgerissen; willenlos taumelten sie umher, prallten zusammen und brachten einander schwere Beschädigungen bei; der „Eber“ ward aufs Riff geschleudert, überschlug sich und ging alsbald kopfüber zu Grunde; nur 4 Personen von seiner Besatzung wurden ans Land gespült, alle übrigen ertranken, 71 Mann! Nun trieb auch der „Able“ aufs Riff und blieb hoch



Die Könige Mataafa und Tamafese.

oben sitzen; Konsul Knappe, der einen Fluß hatte durchschwimmen müssen, um zur Stelle zu gelangen, beteiligte sich vom Hafenufer aus an den Rettungsarbeiten, die erst am 17. März zu Ende geführt werden konnten, nachdem auch von diesem Schiff 20 Mann den Tod in den Wellen gefunden hatten. Den Amerikanern ging's nicht besser, alle ihre Schiffe trieben auf, und wenn auch zwei später wieder abgebracht wurden, so waren sie doch schrecklich zugerichtet und hatten viele Leute verloren, nach einer Nachricht 60 Mann, nach andern Angaben sogar mehr als die Deutschen. Es ist schwer, alles genau und sicher in Erfahrung zu bringen. Die „Olga“ litt weniger, und am besten fuhr die „Kalliope“, der das Wagnis gelang, in die offene See hinauszudampfen. Auch sämtliche Handelschiffe gingen unter oder strandeten. In den folgenden Tagen wurde noch mancher schon bis zur Unkenntlichkeit entstellte Leichnam ans Land gespült.

Das war ein furchtbarer Schlag für unsere junge Seemacht, welcher sich dem Verluste des „Großen Kurfürsten“ und der „Augusta“ verhängnisvoll anreihet. Aber auf solche Unglücksfälle muß jedes seefahrende Volk gefaßt sein, wie denn auch jetzt mit uns zugleich die Amerikaner schwer betroffen worden sind. Wer nie ein Schiff verlieren will, der darf keine Flotte bauen. Ein Trost bleibt uns in diesem tiefen Leide: unsere

so bielten doch die Anker nicht. Eins nach dem andern ward losgerissen; willenlos taumelten sie umher, prallten zusammen und brachten einander schwere Beschädigungen bei; der „Eber“ ward aufs Riff geschleudert, überschlug sich und ging alsbald kopfüber zu Grunde; nur 4 Personen von seiner Besatzung wurden ans Land gespült, alle übrigen ertranken, 71 Mann! Nun trieb auch der „Able“ aufs Riff und blieb hoch

bätte, etwas ziem- reuen, kamen t. — ch den anuar blung. e und indes- rlicher An- Ver- fund- gar so re in seinen inden; tliche; mög- berger y, dem Mitten, be- natur- vorlie- samte re die t habe einem arzen sechs- Fürst Hab' Da seiner h die Er Eng- a mit inver- dieses Sch omal- Mart it gem dem gegen- hließ- findet n be- einen ch im das ei bei stört. sfgabe dieil“ reits mehr Hau- i den eichs- hier i seln en zu

wahren Seelente haben bis zum letzten Hauche getreu ihre Pflicht gethan, und das jähe Ende, das sie nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse gefunden, ist auch ein ruhmvoller Tod für Kaiser und Vaterland.

Und was den erheblichen äußern Schaden betrifft: noch ist Holz in unsern Forsten und Eisen in unsern Bergen, ja, und Geld in unsern Taschen und im Herzen hoffnungsvolle Kraft und Unternehmungslust; wir können neue Schiffe bauen. Und da dies auf deutschen Werften geschehen soll, so bleibt das Geld größtenteils im Lande. Hat nicht der Reichstag nachträglich noch über 100 Millionen zur Stärkung unserer Wehrkraft, besonders auch zur See, bewilligt?

Was hat er sonst noch gethan? Das Genossenschaftsgesetz und das Branntweinsteuergesetz verbessert, Zuläge zu unserm Handelsvertrag mit der Schweiz angenommen und eine Reihe von Gesetzentwürfen, die aus seiner eigenen Mitte hervorgegangen, in erster oder gar zweiter Lesung durchberaten, über Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, Regelung der Sonntagsarbeit, Einführung eines Längstarbeitstages, Schaffung von Gewerbegerichten, Einführung des Befähigungsnachweises u. s. w. Seine größte Leistung aber hat er schließlich, obgleich die Tage warm und die Reichsboten müde wurden, noch glücklich unter Dach gebracht: Das Altersversorgungs- und Invalidengesetz.

Das war „wahrlich keine Kleinigkeit“ und erforderte die reiflichste und gründlichste Überlegung, nach allen Seiten hin. Handelte es sich doch um mehr als 13 Millionen Arbeiter in Fabriken, Gewerben und im landwirtschaftlichen Betrieb. Jeder von ihnen soll fortan im Falle der Erwerbsunfähigkeit oder in seinem hohen Alter nicht wie bisher meist auf die Armenpflege angewiesen, sondern zu einem kleinen Rentner gemacht werden. Natürlich nicht, wie die Witzblätter es scherzhaft in Bild und Wort dargestellt haben, daß er dann schlennen und demnen, fahren und reiten kann, das ist einfach unmöglich. Aber auch bei verständigem Maßhalten und weiser Beschränkung sind der ungeheuren Zahl wegen ungeheure Mittel erforderlich. Man hofft, sie so aufzubringen, daß die Arbeiter selbst einen Teil, die Arbeitgeber den andern beitragen und das Reich einen festen Zuschuß leistet. Aber im einzelnen gehen die Ansichten und Vorschläge noch sehr auseinander, und es läßt sich wohl begreifen, daß auch wohlwollende und weise Männer bei einer so belangreichen und weitfichtigen Angelegenheit verschiedener Meinung sind. Der Grundgedanke ist jedenfalls edel und gut, ein Ruhm für Kaiser, Kanzler und Volk. Wenn die Ausführung auch die eingeseilchten Sozialdemokraten nicht befriedigt, die maßlose Anforderungen stellen, so erscheint sie doch geeignet, verständige Arbeiter mit Dank und Freude zu erfüllen. Gott lasse das schwere Werk zum Heile unseres Vaterlandes anschlagen! — Nach manch heißer Sitzung hat der Reichstag am 24. Mai das Gesetz fertig gebracht und damit seine Arbeiten beschloffen. Mit Ja stimmten 185 Mitglieder gegen 165 mit Nein, 4 enthielten sich der Stimmabgabe und etwa ihrer 40 fehlten.

Am 15. Januar eröffnete der Kaiser persönlich den Preussischen Landtag.

Er sprach auch dabei seine Hoffnung auf Erhaltung des Friedens aus, dessen Segnungen sich auf dem wirtschaftlichen Gebiete in erfreulicher Weise zeigten. So seien im Laufe des letzten Jahrzehnts die Sparkasseneinlagen auf mehr als das Doppelte gestiegen — sie beliefen sich zur Zeit auf 2700 Millionen. Überhaupt sei die Finanzlage des Staates eine günstige. Dies führte später der Minister von Scholz weiter aus. Für

das Jahr 1887/88 habe man eine Anleihe von 40 Millionen in Aussicht genommen, dieselbe sei unnötig geworden und im Gegenteil ein Überschuf von rund 36 Millionen verblieben; für das laufende Jahr vermute man einen Überschuf von 62 Millionen Mark. Das ermöglichte auf verschiedenen Gebieten notwendige, oder doch sehr wünschenswerte Mehrausgaben. Das Anwachsen der Einnahmen führte er hauptsächlich auf die Reichsfinanzpolitik und auf die Staatsbahnpolitik zurück. Die Zölle bringen dem Reiche viel ein, so daß es den Einzelstaaten etwas Erleuchtliches herauszahlen kann. Während Preußen vor zehn Jahren 41 Millionen zu zahlen hatte und nichts empfing, zahlt es jetzt 130 Millionen, empfängt dagegen 170, bekommt also bar 40 Millionen Mark heraus. Ebenso liefern die in den Besitz des Staates übergegangenen Eisenbahnen nach der Verzinsung der Schuld und nach Abzug aller andern Ausgaben bei dem gesteigerten Verkehr zur Zeit einen hübschen Überschuf. Dafür sind dann der Bevölkerung durch Erloß oder Ermäßigung der Klassen- und Einkommensteuer, durch Überweisungen aus den landwirtschaftlichen Zöllen an die Kreise, durch Übernahme von Volksschulassen auf den Staat Erleichterungen in annähernd gleichem Betrage gewährt worden. Wenn sich die Stats- oder Haushaltsberatungen auch in die Länge zogen und dieselben mit allerlei zum Teil unangenehmen Erörterungen verquickt wurden, so gelangte man doch endlich glücklich ans Ziel.

Wir dürfen nun nicht vergessen, daß die Eisenbahnüberschüsse nicht für alle Zukunft unbedingt sicher, sondern von Handel und Wandel abhängig sind. Gott erhalt' uns Frieden und gute Zeit!

Der Landtag hat auch das jährliche Einkommen der Krone Preußens, die sogenannte Civilliste, welches schon seit geraumer Zeit für die gesteigerten Anforderungen nicht mehr hinreichte, um $\frac{3}{5}$ Millionen erhöht, und zwar fast einstimmig. Die Kaiserwürde allein macht große, früher nicht erforderliche Ausgaben notwendig. Der Hinkende meint nun zwar in seinen Gedanken, dazu könnten auch die übrigen deutschen Brüder ihren entsprechenden Teil beitragen und sie würden es mit Freuden thun. Aber klügere oder einsichtigere Leute sagen, Preußen sei nun einmal Deutschlands Vormacht und rechne mit den andern Stämmen nicht knauserig, und da bescheidet er sich.

Die in der Wolle gefärbten Schwarzen sind verwöhnt und dreist. Am 28. Februar brachte Windthorst einen Antrag ein, der auf nichts Geringeres abzielte, als die Schule an Händen und Füßen gebunden unter die Priesterherrschaft zu stellen. Er verlangte: In das Amt eines Volksschullehrers sollen nur solche Personen berufen werden, gegen welche die kirchliche Behörde in religiös-kirchlicher Beziehung keine Einwendung gemacht hat. Und damit nicht zufrieden: Werden später solche Einwendungen gemacht, so darf der Lehrer nicht weiter den Religionsunterricht erteilen. Also der arme Schullehrer sollte zeit lebens dem Herrn Pastor ängstlich nach den Augen sehen müssen! Aber allzuscharf macht schwarzig. Selbst der vielverschrieene Stöcker trat in einer glänzenden Rede gegen diese ungemessenen Ansprüche auf und für die Rechte des Staates ein, der doch noch kein heidnischer sei. Der Unterrichtsminister war natürlich auch auf seinem Posten und hob mit Recht hervor, daß in der preussischen Volksschule der Religionsunterricht gewiß nicht vernachlässigt werde. So wurde denn der Antrag mit großer Mehrheit abgelehnt.

Son
lande z
wurde
Feuersl
äscherte
Gesamt
tionen

Im
tigkeit
Arbeits
berufen
dort in
Klinge
nen.

Wahdi
armen
samt
Zeitun
Sam.

aber t
Israel
Israel
wenn
Hau,
Nun,
doch e

Berech
teuer l
herabf
willig
die m

der C
Kunst
Dreit
gut u
ander

Sorg
das
mögl
Das
als d

In
die u
lienif
Gall

250
hinte
auf e

bat t
Unfu
Und

der
Bist
mit

betar
war,
sten:

5 V
Mei
Se

Tau
Tau
A
von
Soll
A
187

Sonst ist auch noch allerlei aus dem lieben Vaterlande zu berichten, Frohes und Trauriges. Im Oktober wurde die heilige Stadt Hünfeld durch eine große Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Gebäude einäscherte, 1500 Personen obdachlos machte und einen Gesamtschaden von mehr als 2 Millionen Markt anrichtete.

Im November erlebte deutsche Thätigkeit die Genugthuung, daß deutsche Arbeiter aus Solingen nach England berufen wurden, um ihre Genossen dort in der Herstellung brauchbarer Klinge für Hieb und Stoß anzulernen. Denn im Kampfe gegen den Mahdi hatten sich die Bajonette der armen englischen Soldaten als biegsam herausgestellt. Eine englische Zeitung führte dabei wehmütig 1. Sam. 13, 19—20 an: „Es ward aber kein Schmied im ganzen Lande Israel erfunden. Und mußte ganz Israel hinabziehen zu den Philistern, wenn jemand hatte eine Pflugschar, Haue, Beil oder Senze zu schärfen.“

Nun, so schlimm ist's eben nicht, aber für uns Deutsche doch ehrenvoll. Zupft euch an der Nase, ihr blinden Verehrer alles Fremden, die nur das gerne loben und teuer bezahlen, was „weit her“ ist! Wir wollen kein Volk herabsetzen und eines jeden Leistungen und Vorzüge willig anerkennen, aber soviel dürfen wir Kühn behaupten, die meisten Erzeugnisse der Gewerbe und des Kunstfleißes werden in Deutschland gerade so gut und einige besser als anderwärts hergestellt. Sorge also jeder, daß das Geld so viel wie möglich im Lande bleibt. Das Hemd ist uns näher als der Rod.

Im Dezember starb die ungeheuer reiche italienische Herzogin von Galliera. Sie soll etwa 250 Millionen Franken hinterlassen haben — auf ein halb Pfund Tabak kommt es bei solchen Unsummen nicht an. Und davon vermachte sie der Kaiserin Friedrich, Viktoria von England, mit der sie persönlich bekannt und befreundet war, einen hübschen Posten; man spricht von 5 Millionen und einer Menge der kostbarsten Schmucksachen. Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu.

Am 11. Januar verlobte sich Prinz Friedrich Leopold von Preußen mit der Prinzess Luise von Schleswig-Holstein, der Schwester der deutschen Kaiserin.

Am 18. Januar starb der an der Spitze der deutschen Admiralität stehende Graf von Monts. Im Jahre 1878 war er Kommandeur des Panzerschiffes „Der

Große Kurfürst“, als dasselbe dicht bei der englischen Küste vom „König Wilhelm“ in den Grund geholt wurde und mit so vielen braven Männern versank. Damals dem nahe drohenden Tode wie durch ein Wunder entgangen, mußte er jetzt, noch nicht 57 Jahre alt, auf dem festen Lande dem Seisenmann erliegen, der auf die Dauer keinen verschont. Als Nachfolger wurde Admiral Freiherr von der Goltz berufen, der für dieses verantwortungsvolle und schwierige Amt nicht nur eine große seemännliche Befähigung, sondern auch die durch seine seitherige Laufbahn erworbenen nötigen Erfahrungen besitzt.



Admiral Freiherr von der Goltz.

Im Februar lief eine auffallende Nachricht durch die Blätter: Prinz Alexander von Vattenberg, einft der tapferere Beherrscher der Bulgaren, entsagte freiwillig seiner hohen Stellung und allen glänzenden Zukunftsplänen, nannte sich bescheiden Graf Hartenau und vermählte sich — nicht mit einer Kaiserin — sondern mit der schönen und liebenswürdigen Sängerin

Johanna Loisinger, mit welcher er fortan zu Graz in Steiermark leben will. Vielleicht hat er weise gehandelt, denn daß das Glück nicht immer auf und dicht neben dem Throne wohnt, wissen wir längst und werden es auch im Verlaufe dieser Berichte leider wieder sehen. Der Hinfende wenigstens, der immer etwas für den wackern Degen

übrig gehabt hat, wünscht ihm aufrichtig alles Gute. Und wenn, was Gott verhüten wolle, einmal der große Krieg ausbricht, so bleibt Alexander schwerlich daheim, und er kann als Graf seine Leute ebenso gut zum Siege führen wie als Fürst.

In demselben Monate traf zu Berlin eine glänzende marokkanische Gesandtschaft ein, an deren Spitze ein rechter Schwager des Sultans stand. Sie überbrachte reiche Geschenke, darunter eine Anzahl edler Verberhengste von verschiedenster Farbe, schwarz, falb, braun und weiß. Zum Gegengeschenk bestimmte unser Kaiser riesige Trateberrappen. Er nahm überhaupt, wie sich von selbst versteht, die Gesandtschaft sehr freundlich



In demselben Monate traf zu Berlin eine glänzende marokkanische Gesandtschaft ein.

auf und ließ sie glänzend bewirten. Das alles machte bei unsern lieben Nachbarn, den Herren Franzosen, natürlich wieder böses Blut. Sie argwöhnten, das sei nur der Anfang, die Einleitung; wir wollten auch in Nordwestafrika festen Fuß fassen, uns einen Hafen abtreten lassen und dergleichen mehr, woran Bismarck nicht im Traume denkt.

on 40
nötig
r rund
r ver-
Markt.
endige,
Das
ch auf
nabahn-
ein,
eraus-
fahren
zählt
kommt
ern die
nabnen
r aller
er Zeit
r Be-
lassen-
s den
Über-
leichte-
orden.
auch
Teil
so ge-
bahn-
ficher,
Gott
en der
schon
ungen
und
macht
endig.
n, da-
ihren
s mit
eute
macht
uferig,
wöhnt
einen
als die
er die
n das
ionen
de in
macht
solche
weiter
Schul-
nach
partig.
glän-
e auf
h kein
ürlich
e, daß
erricht
n der

Damit kämen wir aber ihnen in die Quere. Denn sie selbst, nicht zufrieden mit Algerien und Tunis, werfen schon längst auch auf Marokko gierige Blicke und nennen es „ein Reich im Zerfall“; das ist wieder den Spaniern nicht recht, die sich als die nächsten Erben betrachten; dann will auch England nicht leer ausgehen. Aber auch dieser „kranke Mann“ ist noch nicht tot.

Am 20. März wurde dem Prinzen Heinrich in Kiel der erste Sohn geboren und am 5. Mai in Gegenwart der kaiserlichen Majestäten getauft. Im April trat der Kriegsminister Bronsart von Schellendorf zurück und an seine Stelle der seitherige Gouverneur von Straßburg Verdy du Vernois. Französische Namen, aber deutsche Männer!

Am 30. April wurde in Berlin eine eigentümliche Ausstellung eröffnet, die vielleicht nicht so glänzend ist als manche andere, aber edlen Zwecken dient, nämlich eine Ausstellung der Erfindungen und Einrichtungen, wodurch man Unfälle zu verhüten sucht beim Betriebe aller möglichen Gewerbe, auch der Bergwerke. Wenn wir auch niemals diese Erde schon zum Himmel machen und alles Elend wegschaffen können, so läßt es sich doch lindern und verringern, und zu keiner Zeit ist man eifriger darauf aus gewesen als in der Gegenwart. Aber vielen geht's noch nicht rasch genug; einige sind überhaupt nie zufriedenzustellen. Während jene Ausstellung zum Besten der Arbeiter Anregung und Belehrung zu geben suchte, während der Reichstag das wichtige Gesetz über die Alters- und Invalidenversicherung verriet, nahm plötzlich eine große Anzahl schwerarbeitender Männer die Verbesserung ihrer Lage auf dem Zwangswege selbst in die Hand.

Streik ist ein englisches Wort, hängt mit unserem „Streich“ zusammen und bedeutet auch manchmal einen schlimmen Streich, nämlich die gleichzeitige Arbeitseinstellung recht vieler Augenblicklich schwer oder gar nicht zu entbehrender Leute zur Erzwingung besserer Bedingungen, als da sind: freundlichere Behandlung, kürzere Arbeitszeit und höherer Lohn.

Unser liebes Vaterland besitzt nebst vielen andern Gottesgaben hier und da auch große unterirdische Vorräte der „schwarzen Diamanten“, der Steinkohlen, die in dieser Zeit der Eisenbahnen und Dampfmaschinen fast so notwendig sind wie das tägliche Brot. So werden ihrer auch im Ruhrgebiet, bei Dortmund, Gelsenkirchen, Bochum, Essen tagtäglich viele tausend Zentner zutage gefördert. Dort brach nun am 4. Mai ein großer Streik aus; anfangs feierten 39 000 Bergleute, dann 50 000, dann 70 000, die Zahl wuchs erschreckend. Die Kohlenpreise stiegen rasend, viele Abnehmer gerieten in Verlegenheit, große Leute, wie Krupp, suchten ihren Bedarf aus England und Belgien zu decken, kleinere Fabriken mußten ihren Betrieb beschränken, wenn nicht gar einstellen, und so wären zu den freiwillig Feiernden bald noch viele Unschuldige hinzugekommen, die lieber gearbeitet hätten. Welche Summe von Verwirrung, Schaden, Elend und Not! Zur Aufrechterhaltung der Ordnung wurde sofort Militär hingeschickt, das in Einzelfällen von der Waffe Gebrauch machen mußte. Im allgemeinen kann man jedoch den Bergleuten Ruhe

und Besonnenheit nachrühmen. Sie setzten ihr Vertrauen auf den Kaiser, und dieser täuschte dasjelbe nicht; sein Ohr steht allezeit den Klagen der geringsten Unterthanen offen. Am 14. Mai empfing er als Vorgesprecher ihrer Genossen drei schlichte Bergleute. Er verbelebte ihnen sein Bedauern nicht, daß sie die Arbeit niedergelegt hätten, ohne, wie recht und billig, 14 Tage vorher zu kündigen; er warnte sie ernstlich vor den Sozialdemokraten, verbieth aber, ihre Beschwerden gründlich untersuchen zu lassen. Das wirkte. Sie besprachen sich noch mit einigen Reichstagsmitgliedern und kehrten dann in die Heimat zurück, wo, wenn auch mit Schwierigkeiten, eine Einigung zwischen Grubenbesitzern und Bergleuten zustande kam.

Aber inzwischen war der Tanz auch anderwärts losgegangen, in Schlesien, im Würtemberg bei Nachen, im Königreich Sachsen, ja auch im Saargebiet, obgleich dort die meisten Gruben dem Staate gehören und, soviel der Hinkende weiß, musterhaft verwaltet werden. So benahmen sich denn auch dort die Bergleute, von der plötzlichen Arbeitseinstellung abgesehen, verständlich, brachten in ihren Versammlungen dem Kaiser, ja ihrem Direktor ein Hoch aus, sangen: „Heil dir im Sieger-



Kriegsminister von Verdy du Vernois.

kranz“, und scheinen mehr über ihre nächsten Vorgesetzten, die Unterbeamten, zu klagen, wie man auch sonst wohl vom „gnädigen Herrn“, dagegen vom „gestrengen Herrn Verwalter“ spricht. Freilich, wer zunächst mit den Leuten verkehren muß, hat auch nicht immer Vergnügen. Es ist schwer, ja unmöglich, aus der Ferne richtig über diese Verhältnisse zu urteilen. Jedenfalls ist der Beruf der Bergleute mühsam und gefahrvoll, und jede mögliche Verbesserung ihrer Lage muß ihnen gewährt werden. Möge es mit Gottes Hilfe gelingen, die schwere Störung, die schon viele Millionen gekostet hat, so zu überwinden, daß beide Teile bestehen und zufrieden sein können!

Nachdem Kaiser Wilhelm am 18. und 19. Mai die gute Stadt Braunschweig durch seinen Besuch erfreut hatte, empfing er am 21. seinen hohen Verbündeten König Umberto von Italien nebst dem jungen Kronprinzen desselben zu achttägigem Besuch.

Der willkommene Gast war auch schon unterwegs, in der Schweiz z. B. und in Baden, freundlich begrüßt worden, aber was die Hauptstadt des Deutschen Reichs voll Glanz und Begeisterung ihm zu Ehren that, das läßt sich in Kürze gar nicht beschreiben. Das herrlichste Wetter begünstigte alle Festlichkeiten, als hätten die Herrschaften aus dem Süden ihren italienischen Himmel mit hergebracht.

Während dieser Festtage traf auch die Gesandtschaft eines afrikanischen Herrschers, des Sultans Mandara von Moschi am hohen Berge Kilimandscharo, in Berlin ein. Die wackeren Neger überbrachten unserem Kaiser verschiedene Geschenke, darunter einen Elefantenzahn von 118 Pfund, führten (nachdem ihre Kleidung vorher etwas vervollständigt worden) ihre Kriegstänze vor ihm auf und ließen sich die europäische Bewirtung wohlgefallen.

Nun muß der Hinkende noch ein wenig aus den übrigen deutschen Ländern nachtragen.

Bayern gedeiht unter der milden und verständiaen

Regier
Sommi
zum G
nicht g
hatte n
vor den
wagens
Zerstör
umgefo
Zutani
unveräu
Mutter
preussis
Der

seiner
zu, keh
nark i
wo gr
harrten
lich 25
Thron
tember
Tag 7
25 Ja
Regier
Stuttg
gen a
veranft
einen
auch f
aufgebe
nen Lo
und Be
trinken
und G
Vande
ier (au
lich zu
auf den
Jungfr
roten
wetter
sich nu
mag.

Aus
Heimat
gottlob
berichte
neues,
Zustän
Beamt
desglei
freitung
erhober
nan, u
andere
groß
nach S
von S
durch d
Prinz
2. Zu
Dochter
Erbpri
Geprä
In
sein B
Der S

Regierung des wackeren Prinzen Luitpold zusehends. Im Sommer 1888 fanden zu München große Festlichkeiten zum Gedächtnisse König Ludwigs I. statt. Leider ging's nicht ganz ohne Unfall ab. In den glänzenden Zug hatte man auch einige Elefanten eingereiht; sie scheuten vor dem schnaubenden Ungetüm eines Straßendampfwagens, rannten wütend einher und richteten große Verstörungen an, und dabei sind auch Menschen theils umgekommen, theils erheblich verwundet worden. — Der Zustand des geistesunnachteren Königs Otto ist noch unverändert. Am 17. Mai starb seine vielgeprüfte Mutter, Königin Maria von Bayern, von Geburt eine preussische Prinzessin.

Der leidende König von Württemberg brachte mit seiner Gemahlin die raube Jahreszeit wieder im Süden zu, kehrte aber im Frühlinge gestärkt in sein schönes Land zurück, wo großartige Festlichkeiten seiner harrten. Am 25. Juni war es nämlich 25 Jahre, seit König Karl den Thron bestiegen hat, und die Württemberger hatten alle Ursache, diesen Tag festlich zu begehen; denn die 25 Jahre sind als eine gesegnete Regierungszeit zu bezeichnen. Die Stuttgarter, vereint mit Abordnungen aus allen Theilen des Landes, veranstalteten am genannten Tage einen großartigen Fackelzug, und auch sonst wurde natürlich alles aufgeboten, was zu einem rechtschaffenen Landesfeste gehört: Beslagung und Beleuchtung, Festessen und Festtrinken, Reden und Gedichte, Kirchen- und Schulfeiern, Radfahrerei zu Lande und Wettfahren auf dem Wasser (auf dem Neckar nämlich zu Cannstatt, nicht auf dem Keienbach), weiße Jungfrauen mit schwarzen Väandern, Königswetter und alles, was man sich nur Herrliches denken mag.

Aus Baden, der engern Heimat des Hinkenden, ist gottlob! Erfreuliches zu berichten: Es wurde ein neues, den gegenwärtigen Zuständen entsprechendes Beamtengezet geschaffen, desgleichen die Steuerbefreiung des als Hausstrunk bereiteten Weines zum Befehle erhoben. Auch eine neue Lokalbahn, von Zell nach Todtnau, wurde dem Verkehr übergeben; der Bau einiger anderer beschlossen, bezw. in Angriff genommen. Die großherzoglichen Herrschaften reiten im Frühjahr nach Stockholm, wo ihre Tochter, die Frau Kronprinzessin von Schweden und Norwegen, sie und das ganze Land durch die Geburt eines Enkels erfreute. Möge der junge Prinz wachsen und gedeihen! In Karlsruhe fand am 2. Juli die Hochzeit der Prinzessin Marie, einer Tochter des Prinzen Wilhelm von Baden, mit dem Erbprinzen Friedrich von Anhalt unter festlichem Gepränge statt — Glück und Segen dem jungen Paare!

In Sachsen feierten im Juni König Albert und sein Volk das 800jährige Jubiläum des Hauses Wettin. Der Hinkende kann die glänzenden Festlichkeiten nicht

ausführlich schildern, will aber eins noch erwähnen, was ihm als Zeichen der Einigkeit zwischen Haupt und Gliedern im neuen Reich besonders wohlgethan hat. Auch Kaiser Wilhelm II. war zugegen, wofür ihm König Albert beim Festmahl am 18. Juni seinen wärmsten Dank aussprach und ein donnerndes Hoch ausbrachte. Darauf erhob sich der Kaiser, und nachdem er vorausgeschickt, sowohl Pflicht als Herzensbedürfnis hätten ihn hergezogen, erlebte er Gottes Segen für den König und dessen gesamtes Haus.

Auch aus

Oesterreich-Ungarn

ist, wie sich im Laufe eines langen Jahres nicht anders erwarten läßt, Erfreuliches und Trauriges zu melden. Die Art und Weise, wie unter junger Kaiser die Zügel der Regierung ergriß, sein ganzes Wesen und Auftreten und sein persönliches

Erscheinen in Wien verfehlten in dem uns befreundeten Kaiserstaate ihre Wirkung nicht und trugen zur Befestigung des Bündnisses bei, welches uns zum Schutze des europäischen Friedens mit demselben verbindet. Unserem Beispiele folgend, hat auch Oesterreich seine Wehrkraft erhöht, und zwar um 500 000 Mann. Aber zu unserem Leidwesen wird es mehr und mehr ein Slavenreich; unsere armen deutschen Brüder daselbst, einst ohne Frage der herrschende Stamm, haben in verschiedenen Kronländern, besonders in Böhmen, den übermütigen Czechen gegenüber jetzt einen schweren Stand. Sie wehren sich freilich ihrer Haut, und wir wollen hoffen, daß die über große Weichheit und Gutmütigkeit allmählich in zielbewusste Härte umgeschmiedet wird und ihr gutes Recht behauptet. Viel helfen können wir nicht, da wir uns jeder Einmischung in die innern Angelegenheiten unserer lieben Bundesgenossen behutsam enthalten müssen. Nach dem Herrscherhause ist das Heer das stärkste Bindemittel des vielsprachigen Reichs, wenn das alle Völkerschaften doch bedenken und nicht an dieser eisernen Klammer rütteln, sondern wenigstens soviel Deutsch lernen wollten, als der Dienst erfordert! An ihrem Kaiser hängen alle mit treuer Ergebenheit, das haben sie durch die glänzende Jubiläumsfeier am 2. Dezember bewiesen. Da beging nämlich Franz Joseph die vierzigste Wiederkehr des Tages, an welchem er 1848, mitten in den Stürmen des Aufbruchs, nach der Abdankung seines Oheims Ferdinand, den Thron bestieg, erst 18 Jahre alt. Was hat er nicht alles erlebt in dieser langen Zeit! Schlachten gewonnen und verloren, Länder eingebüßt und neue erworben — aber im ganzen konnte er mit Dank und Befriedigung zurückblicken, und mit froher Hoffnung



Die Elefanten rannten wütend einher und richteten große Verstörungen an.

vornwärts in die Zukunft. Denn selbst noch stark und rüstig, hatte er aus seiner Ehe mit Elisabeth von Bayern einen hochbegabten und vielversprechenden Sohn, den 1858 geborenen Kronprinzen Rudolf. Nicht nur die Augen der Eltern, sondern von ganz Österreich ruhten mit Wohlgefallen auf dem ritterlichen jungen Herrn, der, aufs sorgfältigste für seine hohe Stellung erzogen und vorbereitet, ein guter Soldat, ein wackerer Reiter und Jäger, ein Freund der Wissenschaft und ihrer Vertreter, ja, in seinen Mußestunden selbst ein geachteter Schriftsteller war — das von ihm herausgegebene Sammelwerk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ passte als Aufgabe für den Thronerben so recht. Was durfte man von ihm nicht noch alles erwarten? Aber ein furchtbarer Schicksalsschlag stand nahe bevor und machte allen stolzen Hoffnungen ein jähes Ende.

Am 30. Januar fuhr wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht in die Welt: „Kronprinz Rudolf ist im Jagdschloßchen Mayerling am Herzschlage gestorben.“ Das war schon schrecklich genug, aber daneben schwirrten alsbald andere dunkle Gerüchte, die immer bestimmtere Gestalt annahmen; das Entsetzliche ließ sich nicht länger verheimlichen: der Unglückselige war gefallen durch eigene Hand. Erst viel später erfuhr man, daß bei seiner Leiche noch eine andere aufgefunden worden sei, die der jungen und schönen Baronin Veresera.

Die Aufregung war groß und allgemein. Weil man die Nachrichten erst allmählich und bruchstückweise vernommen hatte, war der Vermutung und Erdichtung ein weites Feld geboten. So wollte man wissen, der Kronprinz habe sich nicht selbst erschossen, dafür sei die Verletzung des Schädels zu groß, sondern er sei vielmehr durch Mörderhand gefallen. Aber das will dem Hinfenden durchaus nicht einleuchten, sondern viel eher, daß die beiden Liebenden, weil sie doch nie Mann und Frau werden konnten, den uneligen Entschluß gefaßt und auszuführen haben, zusammen in den Tod zu gehen. Der genaue Hergang ist wohl nur einzelnen Eingeweihten bekannt.

Zur Erklärung und Entschuldigung wird unter anderem angeführt, der Kronprinz sei von Jugend auf geistig zu sehr angestrengt worden und habe besonders seit einem verheimlichten Sturz vom Pferde im vorigen November an heftigen Kopfschmerz und großer Reizbarkeit gelitten, auch wiederholt Todesahnungen ausgesprochen. Soviel steht fest: niemand nimmt sich zum Spaß, aus geringfügigen Ursachen das Leben, nicht der ärmste Bettler, geschweige denn der Erbe eines glänzenden Kaiserthrones. Dem graufigen Schritt, der nicht zurück gethan werden kann, gehen fürchterliche Qualen und Kämpfe vorher. So ziemt uns Glücklicheren, die davor bewahrt geblieben sind, am Grabe eines Selbstmörders Zurückhaltung und Milde. Wir wollen gewiß die That nicht gutheißen, die Gott verboten hat, aber wir dürfen Mitleid mit dem Opfer haben, während wir uns zugleich ein warnendes Beispiel an ihm nehmen.

Von nah und fern erhielt Kaiser Franz Joseph Beweise der innigsten Teilnahme. Er verdient unsere Bewunderung durch seine fromme Ergebung und männliche Fassung. Seine Gemahlin ist so tief gebeugt, daß sie sich von dem schweren Schicksalsschlage nur langsam erholt.

Des Kronprinzen Leiche wurde in der Kapuzinergruft zu Wien beigelegt, neben dem Sarge des einst zu Auveretaro standrechtlich erschossenen Kaisers Maximilian von Mexiko. Nicht immer wohnt auf den Thronen das Glück! Da Rudolf aus seiner Ehe mit Prinzessin Stephanie von Belgien nur eine Tochter

hinterließ, so geht demaleinst die Krone wahrscheinlich auf einen Bruder oder Neffen Kaiser Franz Josephs über.

Die Ungarn sind heißblütige Kameraden, und auch in ihrem Reichstag geht's zuweilen fetsam zu. Im Februar fanden zu Pest Studentenumruhen statt. Im März soll ein Abgeordneter dem andern vorgeworfen haben, seine Tagegelder seien gepfändet, und der Herr Präsident hat darauf tröstlich bemerkt, das komme oft vor. In einem beim Verlassen des Sitzungssaals entstandenen Wortwechsel rief ein Abgeordneter einem Studenten zu: „Was haben Sie hier zu suchen?“ und der Mosenjohn erwiderte: „Sie haben mit mir nichts zu schaffen, elender Mamelut!“ Darauf gab ihm ein anderer Abgeordneter eine schallende Ohrfeige, bekam sie aber sofort wieder, und der Abgeordnete schloß ihn sogar zur Abwechslung mit einem Revolver an, doch nicht gleich mausetot. Man begreift, daß der Minister Tisza zuweilen einen schweren Stand hat.

Frankreich

steht noch immer unter dem Zeichen Boulangers, der seine Leute kennt und beständig in Atem zu halten weiß. Dabei kommen ihm verschiedene Umstände zu Hilfe. Der geneigte Leser erinnert sich wohl noch an Wilsons Ordensschacher, der seinem biedern Schwiegervater Grévy den Präsidentenstuhl kostete und überhaupt der Regierung schadete. Daran schloß sich ein neues Argernis an. Der Abgeordnete Ruma Gilly hatte die Stirn, in öffentlicher Volksversammlung zu behaupten: „Im Budgetausschusse sitzen noch 20 Wilsons!“ Das war nun freilich übertrieben und er mußte später demütig zu Kreuz kriechen, aber etwas bleibt bei den größten Verleumdungen gewöhnlich doch haften; der wackere Spießbürger legt den Finger an die Nase und nickt sehr ernsthaft und schlau: „Eyyes is dran!“ So dienten denn auch diese Verhandlungen wieder zum Nachtheile der jetzigen Regierung und zum Nutzen ihres Gegners Boulanger. Ihm hatte auch der Zweikampf mit Floquet in der öffentlichen Meinung nicht sonderlich geschadet, obgleich der „tapfere General“ darin von seinem nicht soldatischen Gegner nicht unerheblich verwundet worden war. Es hatte sich für ihn gleichsam als Generalstab der sogenannte „Nationale Ausschuss“ gebildet, dazu gehörten außer dem alten Rochefort der junge Abgeordnete Laguerre, der verdrehte Senator Naquet, der Advokat Vergoin und der Graf Dillon, von dem man annimmt, daß er Geld zu den boulangistischen Wahlumtrieben hergegeben habe. Gegen Ende des Jahres rief der Krach der Panamagesellschaft große Verluste und mittelbar wieder Verstimmung gegen die Regierung hervor. Der alte unverwundliche Vespès, dem bekanntlich der Suezkanal so schön gelungen ist, will auch die Landenge von Panama durchstechen und so mitten durch Amerika hindurch den Atlantischen mit dem Großen Ocean verbinden. Aber das verschlingt ungeheure Summen; die Anteilhaber, meistens Franzosen, haben schon viel Geld verloren, und auch die ihnen bewilligte Losanleihe wird den völligen Zusammenbruch schwerlich verhindern. Trotz alledem hat Frankreich für sein Heer noch immer Mittel übrig. Das neue Wehrgesetz ist angenommen worden und soll, wenn es erst durchgeführt ist, 3 Millionen Mann unter Waffen bringen können. Wo will's noch hinaus? Ein Staat überbietet immer den andern. Aber wir Deutsche, stets von zwei Seiten bedroht, können nicht mit der Abrüstung beginnen.

In Paris war durch den Tod eines Abgeordneten eine Neuwahl notwendig geworden. Da beschloß Bou-

langer, in und bew strengung dem heftig hat, Sie von 80 0 rung in d Am l rüch, wei fassung wurde. Carnot Dasjelbe

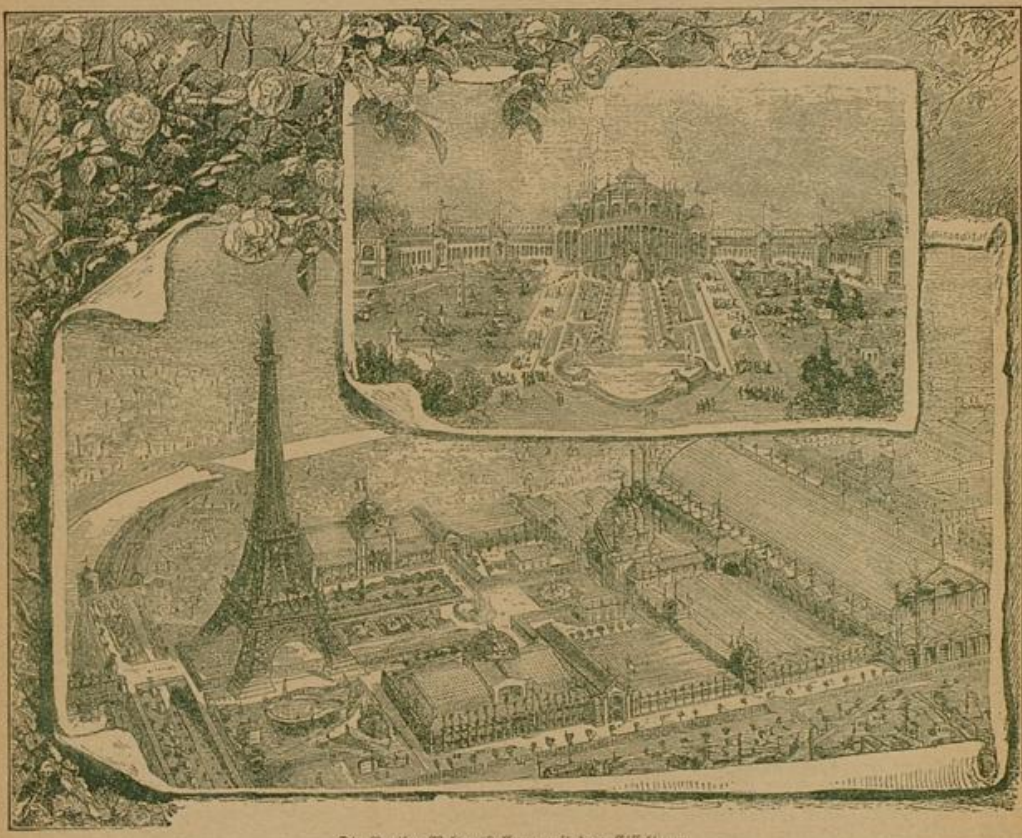


es schritt meist ein Elfaß-tige Ver Ansehen Sie t Erschitt der Ku Leser w Fingerr männer Ausbeu fen und

langer, in der Hauptstadt selbst seine Macht zu zeigen, und bewarb sich um den Sieg. Und trotz aller Anstrengungen seiner Gegner blieb er am 28. Januar in dem heftigsten Wahlkampfe, den Frankreich je gesehen hat, Sieger und zwar mit der erdrückenden Mehrheit von 80 000 Stimmen! Der Schreck und die Verwirrung in den Kreisen der Regierung waren unbeschreiblich.

Am 14. Februar trat das Ministerium Floquet zurück, weil gegen seinen Willen die Revision der Verfassung bis nach den Neuwahlen im Herbst vertagt wurde. Es kostete Zeit und Mühe, ehe der Präsident Carnot das neue Ministerium Tirard fertig brachte. Dasselbe raffte sich zu einem kühnen Entschlusse auf:

zum Besten ihres eigenen Beutels schwindelhaft in die Höhe zu schrauben. Aber siehe da, es kam anders und hieß wieder einmal: Beschließet einen Rat, und es werde nichts daraus. Nicht alle Bergwerke ließen sich auf den saubern Plan ein; die Kupferhändler hatten noch Vorrat und gingen schonend damit um; wie gewöhnlich, zogen die reichen Gründer des Erpressungsunternehmens sich beizeiten ohne Schaden zurück; der schwere Verlust drohte wieder den Kleinern Leuten, und der Vorsteher einer stark beteiligten Bank jagte sich in der Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf. Da griff denn die Regierung ein und hielt den drohenden Bankrott durch große Opfer noch einmal auf.



Die Pariser Weltausstellung mit dem Eiffelturm.

es schritt gegen die Patriotenliga ein, deren Mitglieder meist eifrige Anhänger Boulangers sind und durch ihn Elsaß-Lothringen wieder zu erobern hoffen. Dies mutige Verfahren gab der Regierung wieder ein gewisses Ansehen.

Sie konnt' es brauchen, denn schon versetzte eine neue Erschütterung das Land in Aufregung. Daran war der Kupferring schuld. Das ist, muß der geneigte Leser wissen, nicht etwa ein zaubermächtiger kupferner Fingerreif, sondern eine Vereinigung schlauer Geldmänner, an deren Spitze Rothschild stand, um die Ausbeute sämtlicher Kupfergruben der Welt anzufaufen und dann den Preis des unentbehrlichen Metalls

Am 1. April verduftete plötzlich Held Boulanger mit seinen Hauptgetreuen aus Paris, und das soll so zugegangen sein: Ein listiger Minister habe einen Beamten rufen lassen, den er als einen geheimen Anhänger Boulangers kannte, und ihm gesagt: „Besorgen Sie mir sechs ganz zuverlässige Leute, Kerls, die vor nichts zurückschrecken; ich will dem tapfern General zu Leibe!“ — Der Beamte habe zuerst gezaudert und Einwendungen zu machen gewagt, dann zwar gehorcht, aber Boulanger natürlich zeitig gewarnt, der sich dann richtig ins Bodshorn habe jagen lassen und vor einer gar nicht ernst gemeinten Drohung davongelaufen sei. So erzählt man, aber der Sinkende glaubt's nicht recht. Er

heiliglich
s über.
d auch
Im
worten
Prä-
st vor.
stande-
identen
Kufen-
schaffen,
er Ab-
e sofort
wechse-
aufsetot.
t einen

es, der
halten
nde zu
noch an
wieger-
erhaupt
neues
atte die
behaup-
tions!“
später
bei den
n; der
ie und
!“ So
r zum
n ihres
eikampf
sonder-
darin
rheblich
gleich-
sichuf“
ort der
Senator
Dillon,
ulangi-
n Ende
t große
gen die
Vessels,
gen ist,
en und
gen mit
schlingt
Fran-
uch die
immen-
Frank-
Das
I, wenn
unter
s? Ein
deutsche,
mit der
ordneten
Bou-

hält den General für gescheiter und deshalb gefährlicher, als derselbe oft dargestellt wird. Entweder war Boulanger durch die Untersuchung in Sachen der Patrioteliga so bloßgestellt, daß er wirklich verhaftet zu werden fürchten mußte, oder er glaubt überhaupt seiner Sache am besten durch eine zeitweilige Entfernung zu dienen. Von Brüssel, wohin er sich zunächst begeben hatte, ging er nach London und verkündete zuversichtlich, daß die Neuwahlen im Herbst die jetzige Regierung wegsagen und ihn im Triumph nach Frankreich zurückführen werden.

Nun, einstweilen war die Regierung ihn los und konnte sich ungestört mit der großen Weltausstellung beschäftigen, durch welche das Andenken der genau vor 100 Jahren begonnenen Revolution gefeiert werden sollte. Diese, die ganze Weltlage umgestaltende Revolution wird auf den 5. Mai 1789 datiert, weil an diesem Tage die Stände des Reichs (300 Adelige, 300 Geistliche, 600 Bürgerliche) zusammentraten, die dann als Nationalversammlung jene Gesetze schuf, die mit der alten Zeit vollständig brachen und in den meisten Staaten die Grundlage der heutigen Gesetzgebung sind. Der Hauptfesttag der Jubelfeier ist jedoch nicht der 5. Mai, sondern der 14. Juli. Am 14. Juli 1789 wurde die Bastille erstürmt, die Festung von Paris, welche als Staatsgefängnis diente. An diesem Tage floß zum erstenmale Blut, und von da ab wurde der Kampf nicht mehr bloß mit geistigen Waffen geführt, sondern es stand sich Gewalt gegen Gewalt gegenüber. Am 5. Mai 1889 begab sich Präsident Carnot zum Beginn der Festlichkeiten nach Versailles, in einem prächtigen, mit vier Pferden nebeneinander bespannten Wagen. Er kennt die Franzosen; das gefiel ihnen. Unterwegs wurde von einem gewissen Herrn ein blinder Schuß auf ihn abgefeuert, und das erhöhte ebenfalls seine Volkstümlichkeit. Auch die eigentliche Eröffnung der Ausstellung am folgenden Tage verlief glänzend, obgleich die meisten fremden Botschafter sich fernhielten. Die Pariser hoffen auf zahlreichen Besuch und großen Gewinn.

Das Hauptwunder ist der lustige, aus lauter Eisen erbaute Riesenturm, 300 Meter hoch und also die höchsten übrigen Bauwerke der ganzen Erde bedeutend überragend, nach seinem Schöpfer der Eiffelturm genannt. Er soll zu gleicher Zeit 10 000 Menschen beherbergen können und bleibt, man mag sagen, was man will, eine höchst achtungswürdige Leistung.

Das Verhältnis der Franzosen zu uns hat sich noch nicht gebessert, und ihre Liebedienerei den Russen gegenüber dauert fort. — Im April starb zu Paris der Chemiker Chevreul, 104 Jahre alt. Was hat der nicht alles erlebt und überlebt! Ein anderer Franzose, der auch viel erlebt hat, wenn auch nicht gerade viel Angenehmes, starb am 23. September 1888 zu Madrid: Bazaine. — In

Rußland

wurde die gereizte Stimmung gegen uns etwas freundlicher seit dem Besuche unseres jungen Kaisers. Auch die Geldverhältnisse besserten sich ein wenig, die Ernte war gut, Handel und Wandel nahmen wieder einen Aufschwung, auch kam endlich eine Anleihe zustande. Im Herbst wohnte Kaiser Alexander III. großen Truppenübungen bei und besuchte dann den Kaukasus. Auf der Rückreise nach Petersburg fand am 29. Oktober in der Nähe von Borki, einer Haltestelle der Kurst-Armer Bahn, ein großes Unglück statt. Der kaiserliche Zug entgleiste; mindestens 19 Personen wurden getötet

und noch mehr verwundet; der Speisewagen, in dem sich der Kaiser mit Familie und Gefolge gerade beim Frühstück befand, blieb zwar auf dem Bahndamme, wurde aber furchtbar zugerichtet, die Unterlage samt den Kädern herausgeschlagen, die Wände eingedrückt; das Dach fiel auf die Speisenden, mehrere erlitten Verletzungen, aber erfreulicherweise blieb der Kaiser mit seiner Familie unverletzt. Er benahm sich musterhaft, stieg trotz Regen und Schlüpfrieglheit des Bodens mehrmals die Böschung hinab zu den Toten und Verwundeten, ordnete alles Nötige an und verließ die Stätte nicht eher, bis der letzte Verwundete in dem herbeigebrachten Hilfszuge untergebracht war. Durch dies würdige und menschenfreundliche Benehmen gewann er nebst seiner edlen Gemahlin im ganzen Reiche ungeheuer an Volkstümlichkeit; seit der „wunderbaren“ Errettung gilt er den Russen erst recht als der Gesalbte des Herrn, zu großen Dingen auserlesen. Er scheint überhaupt, als Mensch und Herrscher, ein ehrenhafter, verständiger, für seine Russen guter Herr zu sein. Möge Gott ihm weise Gedanken der Milde und des Friedens ins Herz geben! Nicht ein Verbrechen, wie man anfangs vermutete, sondern der schlechte Zustand der Bahn war die Ursache des Unglücks. Der Verkehrsminister Possiet mußte abtreten.

Unsern deutschen Brüdern in den Ostprovinzen geht es durchaus nicht gut. Mit Härte und Willkür wird ihre Sprache zurückgedrängt, sogar ihre Religion bedroht. Deutsche Schulen werden geschlossen, deutsche Prediger und Lehrer abgesetzt oder gar „verschickt“. Es ist ein Jammer.

Zu einem Bündnisse mit dem republikanischen Frankreich hat sich Rußland noch nicht entschließen können. Allein es rüstet sich immerfort und häuft in der Nähe der preussisch-österreichischen Grenze immer größere Truppenmassen an. So kann es jederzeit ein gewaltiges Wort mitsprechen, wenn einmal der Tanz auf der Balkanhalbinsel losgeht. Eintweilen läßt es dort im geheimen lustig weiter wühlen, in Serbien, Bulgarien und Rumänien, und leider nicht ohne Erfolg.

Wählen derweil in Rußland selbst die Nihilisten immer weiter? Jüngst soll der Czars auf seinem Arbeitstische wieder einen Drohbrief gefunden haben und infolge dessen als verdächtig nicht nur ein Diener, sondern auch eine Anzahl Offiziere verhaftet worden sein. Etwas Bestimmtes darüber dringt schwerlich in die Öffentlichkeit, aber soviel steht fest: am Riesenkürbis nagt ein Wurm. — In den

Niederlanden

siechte der greise König Wilhelm III., der letzte seines Stammes, an einem qualvollen Nervenleiden langsam dahin, das ihn oft an der Erledigung der laufenden Regierungsgeschäfte behinderte und im Frühling nach dem Urteil seiner Ärzte ganz unfähig dazu machte. Die bedachtamen Dynheers hatten auch diesen Fall vorausgesehen. In aller Ruhe und Ordnung trat eine aus den vornehmsten Herren gebildete Regentschaft zusammen, um nach vier Wochen der Königin Emma als Regentin Platz zu machen, bis Prinzess Wilhelmine, ihr und des letzten Damiens Tochterlein, großjährig und Erbin der Krone ihres Vaters geworden sei. Aber derselbe war zugleich Großherzog von Luxemburg, und das erbte sie nicht, sondern es fiel bei seinem Tode an die deutsche Linie der Damiens, zunächst vertreten durch Herzog Adolf von Nassau. Dieser folgte alsbald dem Rufe der Pflicht, erließ am 6. April eine Botschaft an die Luxemburger Kammer und traf darauf selbst zur Über-

nahme de großer W als er f burger lo singen me größten I und. Si halb weni noch hüg

„Gin“ je werden“. ihre Abst dauerndw im Blut; gehalten, zu weich. tum war des hoher siehe da! gründlich daraus: E noch Ode Löwe wa und ich hie was geich Hauptan auch dem ebenjo hö Silse als abziehen. einstweile ander in

sind noch sie auch werden. Reichen. 5 1/2 Mill Wahlbere hinlängli Arbeiter, losen Be entgleiste Brücke st Am 29. Postschiff wurde; d extrankten wurde g wieder M gönnt ih ihm dabe fragte ei für ein l malheur ein Veisy Vetter P dent; w das wär

blickt im Ford Sa Maß. C langham



nahme der Regentschaft im Lande ein. Er wurde mit großer Begeisterung empfangen, die sich noch steigerte, als er französisch sprach. Denn die biedern Luxemburger lassen sich leider von einer Handvoll Französlingen mehr als billig gängeln, obgleich sie zum weitaus größten Teile ferndeutsch und mit uns im Zollvereine sind. Sie brauchen keine Soldaten zu halten und deshalb wenig Steuern zu zahlen; so kann man's ihnen noch hingehen lassen, daß sie singen:

„Mer welle bleiwe, wat mer sin,
„Mer welle jo kei Preise gin.“

„Gin“ soll „geben“ heißen und bedeutet soviel als „werden“. Aber daß sie so wenig auf ihr Volkstum, ihre Abstammung halten, bleibt doch kläglich und bedauerenswert. Der Fehler steckt freilich vielen Deutschen im Blut; wie das edle Gold, gegen die andern Metalle gehalten, sind auch wir andern Nationen gegenüber oft zu weich. Genug, im Königreich und im Großherzogtum war somit alles aufs beste geordnet, und der Tod des hohen Kranken wurde in Bälde erwartet. Aber siehe da! Die Herren Ärzte hatten sich noch einmal gründlich geirrt — der Hinkende zieht die tröstliche Lehre daraus: Man soll keinen Menschen aufgeben, so lange noch Obem in ihm ist. Dum spiro, spero! Der alte Löwe ward gegen Ende des Monats wieder munter, und ich hätte nicht dabei sein mögen, als er zuerst erfuhr, was geschehen war. Sofort übernahm er nicht nur im Hauptlande die Regierung wieder, sondern antwortete auch dem Herzog Wolf auf einen höflichen Glückwunsch ebenso höflich als entschieden, daß er auf seine fernere Hilfe als Regent verzichte. So mußte der Herzog wieder abziehen. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und einstweilen haben Volk und zukünftiger Herrscher einander in freundlich schöner Weise kennen gelernt. — In

Belgien

sind noch immer die Schwarzen am Ruder, aber sollten sie auch einmal wieder von den Freisinnigen abgelöst werden, eigentlich herrscht stets nur Eine Partei: die Reichen. Denn das Königreich hat zwar mehr als 5 1/2 Millionen Einwohner, darunter aber nur 125 000 Wahlberechtigte! Weder für die Volksbildung wird hinlänglich gesorgt, noch für das Wohl der zahlreichen Arbeiter, welche sich deshalb um so leichter von gewissenlosen Verführern aufwiegeln lassen. Am 3. Februar entgleiste ein Zug vor Brüssel bei Groenendal; eine Brücke stürzte ein und 60 Personen kamen ums Leben. Am 29. März stieß zwischen Ostende und Dover ein Postschiff aufs andere, das wie Butter zer schnitten wurde; der Kessel barst und der Kapitän und 14 Mann ertranken. Prinz Jérôme Napoleon oder Plonplon wurde gerettet. Auf der Rückreise hätte er beinahe wieder Unglück gehabt, aber es ging nochmals gut. Das gönnt ihm der Hinkende natürlich von Herzen, wenn ihm dabei auch ein altes Späßchen einfällt. „Papa,“ fragte eines Tags der kleine wißbegierige Lulu, „was für ein Unterschied ist eigentlich zwischen accident und malheur?“ — „Das erklär' ich dir am besten durch ein Beispiel,“ antwortete Napoleon III. lächelnd. „Wenn Vetter Plonplon ins Wasser fiel, das wär' ein accident; wenn ihn dann aber jemand lebend herauszöge, das wär' ein malheur.“

England

blickt im ganzen auf ein recht günstiges Jahr zurück. Lord Salisbury lenkt das alte stolze Schiff mit weisem Maß. Sogar in Irland scheinen sich die Zustände langsam zu bessern; Großgrundbesitzer werden ausge-

kauft und kleine Leute durch Vorschüsse in den Stand gesetzt, sich ein mäßiges Eigentum zu erwerben. Auch nach außen hin hatten die Briten Glück; sie siegten in Afrika und an der Nordwestgrenze Indiens und breiteten in Persien ihren Einfluß zum Arger der Russen aus. Im Herbst wurde London durch eine ganze Reihe gräßlicher Frauenmorde in Aufregung verlegt; Jaq, der Aufschlitzer, verstand es, sich in ein undurchdringliches Geheimnis zu hüllen. Ob Lord Wolseley einen Blick in den Hinkenden von 1888 geworfen hat? Jedenfalls empfahl auch er in einer am 26. Januar zu Birmingham gehaltenen Rede dringend die allgemeine Wehrpflicht. Einstweilen hat das Parlament viele Millionen Pfund Sterling zur Verstärkung der Flotte bewilligt. Das ist uns erwünscht und erhöht die Friedenszuversicht, obgleich England dem Friedensbunde Deutschland-Osterreich-Italien sich nicht förmlich angeschlossen hat. Unsern Kolonialbestrebungen gegenüber verhält sich die englische Regierung scheinbar wohlwollend, was aber nicht wegnimmt, daß einzelne ihrer Beamten und Unterthanen uns Knüppel zwischen die Beine werfen, ja uns womöglich aus den besten Stellungen hinauszüßern suchen. Da hilft nichts anderes als kaltblütige Zähigkeit und Geduld. — Die

Schweiz

mußte gegen die übermütigen Schwarzen im Kanton Tessin vorgehen, und ebenso gegen saubere Gäste in Zürich. Dort beschäftigten sich ausländische Studenten, hauptsächlich junge Russen, mit der Anfertigung von Sprengbomben, die schwerlich zu guten Zwecken bestimmt waren, für sie selbst aber zu früh losgingen. Infolge der Untersuchung wurde eine Anzahl Fremder ausgewiesen. Im „Falle Wohlgenuth“ haben sich die lieben Nachbarn gar nicht freundlich gegen uns erwiesen. Ein deutscher Polizeibeamter in Mülhausen wollte sich über die Untriebe deutscher Flüchtlinge und Umstürzler in der Schweiz unterrichten und knüpfte zu diesem Behufe mit einem gewissen Lutz Unterhandlungen an. Im brieflichen Verkehr mit diesem Halunkun mag er nicht vorsichtig genug gewesen sein, wie er denn auch schließlich in eine ihm gestellte Falle ging. Nämlich, zu einer mündlichen Besprechung über die Grenze gelodt, wurde er, kaum angelangt, auf dem Bahnhöfe selbst als „Kochspizel“ verhaftet, tagelang gefangen gehalten und dann des Landes verwiesen. Die Verhandlungen über diese unerhörte Behandlung eines Beamten einer befreundeten Macht führten zu keinem Ziele, und Bismarck brach sie schließlich ab, sich weiteres vorbehaltend. Doch hoffentlich werden die guten Beziehungen der beiden stammverwandten Völker durch das ärgerliche Vorkommnis nicht nachhaltig getrübt; diesen Wunsch soll auch Kaiser Wilhelm II. in versöhnlicher Weise bei seiner jüngsten Anwesenheit in Süddeutschland ausgesprochen haben. Der Hinkende glaubt aus dem Sinne der verständigsten Eidgenossen zu sprechen, wenn er folgendes als erstrebenswert hinstellt: Stärkung der Bundesgewalt den eigenmächtigen Kantönligelüsten gegenüber, Gastlichkeit gegen harmlose Fremdlinge und Strenge gegen verbrecherische Umstürzler.

Italien

fährt mit Geschick und Glück fort, die einzelnen Teile des jungen Königreichs fester aneinanderzuschließen, den Ansprüchen des Papstes entgegenzutreten und sich in Ostafrika zu behaupten. Wenn nur die leidige Geldfrage nicht wäre! Sie macht manchem Bürger und manchem Staatsmann Kopfbrechen. Das Ministerium

in dem
de beim
adamme,
ge samt
gedrückt;
ten Ver-
asser mit
sterhaft,
is mehr-
Bervun-
e Stätte
herbeige-
würdige
er nebst
heuer an
ung gilt
s Herrn,
verhaupt,
ständig,
bott ihm
us Herz
ermutete,
Ursache
ußte ab-

rovinsen
Willkür
Religion
deutsche
ti“. Es

a Frank-
können.
der Nähe
größere
ewaltiges
Volltan-
geheimen
und Nu-

Bihilisten
nem Ar-
ben und
sondern
Etwas
ffentlich-
nagt ein

te seines
langsam
aufenden
ing nach
chte. Die
voraus-
eine ans
stammen,
Regentin
und des
berin der
elbe war
erbt sie
deutsche
Herzog
m Rufe
ft an die
ur Über-



Crisci kam ins Schwanken; die meisten Mitglieder traten ab; der thatkräftige Leiter selbst aber blieb, und das ist gut. In Rom brachen im Februar Unruhen beschäftigungsloser Arbeiter aus, wobei die Fenster glänzender Kaufläden zertrümmert und hin und wieder auch ein wenig geplündert wurde. Daß aber noch Geld und Lebenslust genug in dem schönen Lande ist, das hat sich bei andern Gelegenheiten und auch bei der frühlichen Romfahrt des Kölner Männergesangsvereins gezeigt. Einem Mitgliede desselben gab seine besorgte Gattin folgende gute Lehren mit auf den Weg: „Fall mir zu Venedig nicht ins Wasser, und zu Pisa nicht vom schiefen Turme. Geh nicht zu dicht an den Krater des Vesuv, und wenn er zu speien anfängt, so bück dich. Sieh den Lazzaroni ein Opfer, daß sie dich nicht mit Messern stechen. Wenn du in Rom schöne Mädchen mit schwarzen Haaren und Augen siehst, so drück dich! Grüß mir den König Humbert und sag ihm, ich hätte seinen Unterthanen, den Orgeldiebern und Affenters, auch schon manch Zweifelnigstück gegeben.“

Nun, Spaß muß sein. König Humbert hat sich denn auch nicht lumpen lassen, sondern den Vorstehern des wackern Vereins sogar Orden verliehen. In Abessinien, wo die Italiener im August eine kleine Schlappe erlitten, geht's ihnen jetzt umso besser. Der Negus (König) Johannes ist im Kampfe gegen die Derwische gefallen, und der frühere Unterkönig Menelik von Schoa, der sich wohl der Herrschaft bemächtigen wird, scheint sich freundlich zu den Fremden zu stellen.

Aus dem Südosten

unseres Erdteils ist wenig zu berichten, gottlob! Der Sultan hat im Mai durch eine besondere Gesandtschaft unserem Kaiser und unserer Kaiserin hohe Orden überreichen lassen, die von Diamanten strahlen — ganz abgebrannt ist der „frante Mann“ noch nicht. — Der König von Griechenland hat, gerade wie sein Herr Vater in Dänemark, sein 25jähriges Regierungsjubiläum gefeiert. Aber daß er darauf zugunsten seines Sohnes habe abdanken wollen, war eine müßige Erfindung; dazu ist die süße Gewohnheit des Herrschens zu mächtig; vergleiche König Wilhelm III. der Niederlande. Und doch, es kommt hin und wieder auch ein Fall von Thronentsagung vor: König Milan von Serbien hat die Krone seinem erst zwölfjährigen Söhnlein Alexander überlassen, für den einstweilen eine Regentschaft die Geschäfte besorgt, und sich selbst ins Ausland begeben. Aber nun wird wohl bald seine von ihm geschiedene Gemahlin Natalie aus Jalta in Südrußland nach Belgrad zurückkehren und den russischen Einfluß verstärken, der



König Alexander von Serbien.



Präsident Harrison.

auch in Rumänien noch viel zu mächtig ist. Der kinderlose König Karl hat seinen zum Thronfolger bestimmten Neffen, einen Prinzen von Hohenzollern, nach Bukarest kommen lassen, damit er Land und Leute kennen lerne. Unsere besten Wünsche begleiten das junge edle Blut. — In Bulgarien hält sich Ferdinand noch immer

auf seinem unsichern Thron und läßt sich's wenig anfechten, daß die Großmächte ihn nicht anerkennen und ein böser Kalender vom vorigen Jahr ihm eine lange Nase angedichtet hat. Er hat neulich sogar eine Anzahl Räuber fangen und hinrichten lassen und den Bau einer Eisenbahn beschlossen. — All diese Staaten sind bekanntlich der armen Türkei nach und nach gleichsam aus dem lebendigen Leibe herausgeschneitten worden. Sie waren also bis dahin nach dem vielleicht übertriebenen Ausdruck der Türkenreffer hart, despotisch, grausam, jedenfalls aber ohne das Herrbild einer Volksvertretung regiert worden. Ein schroffer Übergang thut selten gut. Nach der Meinung des Sinkenden würden sie alle weit besser fahren, wenn die Herrscher an ihrer Spitze nicht nur wohlwollend, aufgeklärt und thatkräftig, sondern noch für eine geraume Zeit auch unumschränkt

wären. Aber das hätte gewissen guten Freunden schlecht gepaßt. Während das große Rußland selbst sich noch ohne Volksvertretung behilft, wurde jedes der früheren Türkenländer alsbald mit einer recht freien Verfassung beglückt; das giebt unfehlbar Parteien und innere Streitigkeiten, da kann man im trüben fischen. Geschehenes der Art läßt sich schwerlich ändern. Wir wollen hoffen, daß die berauschende Freiheit nicht nur ihr Gegengift, sondern sogar wirkliche Heilkräft mit sich führt, daß die jungen Völker überraschend schnell in den ihnen noch zu weiten Noth hineinwachsen und verständig vor allen Dingen ihre Unabhängigkeit zu wahren suchen. Dann können sie vielleicht noch einmal zu den falschen Brüdern sagen: „Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.“

In Nordamerika

wurde im Oktober Harrison zum neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt und am 4. März in sein hohes Amt eingeführt. Im April wurde mit großer Pracht und Herrlichkeit die hundertste Wiederkehr des Tages gefeiert, an welchem einst der edle George Washington sein Amt als erster Präsident antrat. Damals

waren die Amerikaner vergleichungsweise noch ein kleines schwaches Häuflein, jetzt bilden sie die mächtigste Republik der Welt und können mit Stolz auf diese hundert Jahre zurückblicken. Besser: mit frommem Danke, denn es ist leicht wachsen, wenn man in solchen Boden gepflanzt ist. Gott bewahre die Dankes vor Übermut und Ungerechtigkeit!

Gräßli
1889 über
im Thal
Hestige
und in d
an und
befindliche
derselbe d
er 7 km
wohl 30
unten 24
masse, die
diente an
später w
stand erb
Der D
am 30. v
fürchten.
sandi, w
begannen
der Dam
wäkte fü
Städte u
eine Eise
geschwom
quer über
zurückzie
Es sollt
sicheres
Trümme
Brüde f
mehr al
sehen, di
lebend i
selben
brannten
dabei na
denken.

Auf
zelner
will sich
nicht ei
herzbrech
man sie
hat. Die
gekommte
Berichte
Eigentum
macht m
für das
das läßt
Völker
taufend
werden
Zufreie

Seitdem
mit Em
Fortsehr
haltbare
Neueru
allein d
immer l
zumache
bruar se
war h
Ministe
von Eng

Gräßliches Unglück brachte der letzte Tag des Mai 1889 über die Stadt Johnstown und sieben andere Städte im Thale des Conemaugh im Staat Pennsylvania. Heftige Regengüsse am Himmelfahrtsfeste (30. Mai) und in der darauffolgenden Nacht schwellten den Fluß an und füllten namentlich einen hoch in den Bergen befindlichen Wasserbehälter. Ursprünglich ein See, wurde derselbe durch Kunstbauten bedeutend vergrößert, so daß er 7 km lang, 2 km breit und an manchen Stellen wohl 30 m tief war. Ein 30 m hoher, oben 6 m, unten 24 m breiter Damm sollte die ungeheure Wassermasse, die der Behälter fasste, zurückhalten. Das Wasser diente anfangs zur Speisung des Pennsylvania-Kanals; später wurde der See nur noch der Fischerei wegen in stand erhalten.

Der Damm sah schon längere Zeit her bedenklich aus; am 30. und 31. Mai aber war das Schlimmste zu befürchten. Es wurden Warnungen nach Johnstown geschickt, worauf die Einwohner die Stadt zu verlassen begannen. Am 31. Mai um 5 Uhr nachmittags brach der Damm. Eine reisende, 12 m hohe Wassermasse wälzte sich durch das Thal und die Ebene und setzte Städte und Dörfer weg. Unglücklicherweise widerstand eine Eisenbahnbrücke dem Anprall der Fluten: die herangeschwommenen Trümmer stauten sich auf und bildeten quer über das Thal einen hohen Damm, der das Wasser zurückhielt und somit nach oben die Gefahr vergrößerte. Es sollte noch Schrecklicheres kommen. Die Trümmermasse an der Brücke fing Feuer, und mehr als 1500 Menschen, die sich tot oder lebend in und auf derselben befanden, verbrannten. An Hilfe war dabei natürlich nicht zu denken.

Auf Schilderung einzelner Schreckensszenen will sich der Hinfende nicht einlassen; es ist herabzuehend genug, wenn man sie einmal gelesen hat. Die Zahl der Umgekommenen wird auf 15000 angegeben; ja, manche Berichte sprechen sogar von 25000. Der Schaden an Eigentum wird auf 50 Millionen Dollars geschätzt, macht nach unserem Gelde über 200 Millionen Mark. Für das reiche Amerika ist übrigens das das geringste, das läßt sich ersehen; aber 15000 Menschenleben —!

Völker haben ein langes Leben und können nach tausend Jahren mit Gottes Hilfe plötzlich wieder jung werden wie ein Adler, das sieht man an dem fernem Inselreiche

Japan.

Seitdem seine hochbegabten Bewohner in regem Verkehr mit Europa und Amerika stehen, haben sie ungeahnte Fortschritte gemacht, entschlossen mit veralteten und unhaltbaren Zuständen aufgeräumt und tiefeingreifende Reformen eingeführt. Sie lassen sich nicht dünken, allein die Weisheit gepachtet zu haben, sondern sind immer bereit zu lernen und das als gut Erkannte nachzumachen. So hat der Mikado oder König am 11. Februar seinem Volke sogar eine Verfassung gegeben und zwar hauptsächlich nach preussischem Muster. Sein Minister Graf Ito hatte in Europa die Verfassungen von England, Deutschland, Oesterreich und Italien genau

studiert. Die japanische Volksvertretung besteht fortan aus einem Herrenhaus, dessen Mitglieder teils erblich diese Würde inne haben, teils gewählt, teils vom Mikado ernannt werden, und aus einem Unterhaus von 300 Mitgliedern. Stimmfähig ist jeder Japaner, der 25 Jahre alt ist und jährlich 25 Dollars Steuern zahlt. Auch unsere Gemeindeverwaltung wollen die strebsamen Inselaner genauer kennen lernen; zu diesem Zwecke kam im April Herr Yamagata nach Berlin. Gut ab vor diesem besonnenen und zielbewußten Volke.

Persien.

Der Schah von Persien hat im Frühlinge mit zahlreichem Gefolge wieder einmal eine große Reise angetreten, die ihn an die bedeutendsten Fürstenhöfe Europas führen soll. Nicht alle Herrschaften, die er durch seinen hohen Besuch zu beglücken gedenkt, sind sehr erbaut davon. Königin Viktoria, so heißt es, habe nur mit Widerstreben befohlen, den prächtigen Buckingham-Palast für den orientalischen Gast herzurichten. Denn die edlen Perser sollen einige Angewohnheiten haben, die mit unsern Begriffen von Anstand und Reinlichkeit nicht ganz stimmen: z. B. in den glänzenden Prunkgemächern Hämmer

schlagen, in den Ecken und Winkeln und an den kostbaren Tapeten Spuren zurücklassen, die prächtigen Vorhänge als Wischlappen benutzen, und dergleichen mehr, so daß nach ihrem frühern Besuche die Königin von England allein für Reinigung und Instandsetzung des Palastes 1200 Pfund oder 24000 Mark habe aufwenden müssen. Auch unserem guten Kaiser Wilhelm ist es damals nicht viel besser ergangen. Als der Schlossverwalter nach dem Abzuge der Fremdlinge ihm händeringend den greu-



Der Schah von Persien hat im Frühlinge mit zahlreichem Gefolge wieder einmal eine große Reise angetreten.

lichen Zustand der Gastzimmer schilderte, soll der freundliche Herr ihn lächelnd also getröstet haben: „Lass gut sein. Wenn ich nach Persien komme, kann ich mich ja revanchieren!“ — Nun, hoffentlich hat Seine persische Majestät seitdem Manieren gelernt. Daß er sich in Europa gründlich umsehen will, spricht eigentlich für ihn, und wenn die Reiseindrücke seinem armen Volke zugut kommen, so liegt an ein paar verdorbenen Teppichen nichts.

— Der Druck des Kalenders soll beginnen; der kleine Sesslererling wartet ungeduldig auf die Handschrift; der Hinfende ist müd und weiß nimmer viel. So wischt er denn aufatmend seine Feder aus und wünscht den gereinigten Lesern zu allem, was er ihnen nach Vermögen aufgetischt hat: „Wohl bekomme's!“, dem ganzen Vaterlande aber Friede und Segen.

Will's Gott, auf frohes Wiedersehen im nächsten Jahre!

1, 18
(je 2),
April,
Sept.
Eugen
Jan.,
Juni,
2. Dez.
Jan.
(auch
Jan.,
13, 27,
4, 18
festl.,
m. 14
al. 10
1. Dez.
Mai,
1. (6),
Juli,
(je 2),
Okt.,
1. 11.
Aug.,
Rev.
5. die
u. be-
19
febr.,
Dez.
1. 10
Sept.
groß-
Schw
llw.),
Schw
März,
Sept.
Mai
5, 20
Juli,
Mai,
Aug.,
febr.,
Juni,
Okt.,
fm.),
(je 2)
Mai,
Mai.
onta.),
1. Okt.
Sept.
Mai, 2
Juni,
Dez.
Juni,
Okt.,
Heber

Leinpfaffen (Württ.) 23. 26. Mai.
Leipzig (Sachsen) Messe 2. Jan., 14. April (27).
Res. d. Rom. 21. April Reg. d. Bisthums.
22. Sept. (27) Reg. d. Rom. 29. Sept. Reg.
d. Bisthums.
Leuzlich 24. febr., 25. Juni, 30. Sept.
St. Leon 2. Juni 4. Nov.
Leuzberg (Württemberg) 29. Jan., 13. Mai, 5. Nov.,
2. März 1. Okt., 11. febr., 2. Schw. 21. März,
24. Juni, 31. Juli.
Leuzkirch (Württemberg) 2. März, 19. Mai,
20. Okt., 1. febr., 2. März, 7, 27. Jan., 3, 24.
febr., 5, 31. März, 7, 28. April, 5, 27. Mai,
2, 30. Juni, 7, 28. Juli, 4, 25. Aug., 1, 20.
Sept., 6, 27. Okt., 3, 24. Nov., 1, 29. Dez.
Lichtenau 1. Mai, 25. Sept., 27. Nov.
Limbach 14. März, 15. Juli, 20. Okt.
† Lindau (Schwaben) 25. April, 7. Nov. (je 6)
(† Samstags)
Lipzingen 23. 17. März, 12. Juni, 15. Sept., 6. Nov.
Löffingen 2. Schw. 12. Mai, 6. Okt., 29. Dez.,
2. Schw. 13. Jan., 10. febr., 10. März, 14. April,
9. Juni, 14. Juli, 11. Aug., 9. Sept., 10. Nov.
Forch (Württemberg) 28. März, 19. Mai, 6. Nov.,
2. Schw. 15. Sept.
Lorach 19. febr., 17. Sept. (je 2) 2. Schw.
16. Jan., 20. febr., 20. März, 17. April, 22.
Mai, 19. Juni, 17. Juli, 21. Aug., 18. Sept.,
16. Okt., 20. Nov., 18. Dez.
Ludwigsburg (Württemberg) 2. Schw. in Schilke,
Fischen u. dergl. (je 3 Tage), 11. febr.,
13. Mai, 4. Nov. (vgl. Ludw.). 2. Schw. 18.
März, 1. febr. 11. März, 1. Mai, 24. Juni (2. Schw.)
Ludwigsb. 27. April, 21. Sept. (je 2).
Ludwigsb. 2. Schw. 17. März, 4. Sept., 25. Nov.
Ludwigsb. 25. Mai (3).
Ludw. (Sachsen) Messe 10. März, 11. Aug. (je 16).
Ludw. (Sachsen) 2. Schw. mit 2. Schw. am 1. Tag
18. März, 28. Okt. (je 2), 2. Schw. 1. Juni.
Ludw. (Sachsen) 10. Juni (2).
Ludw. 11. Dez. (14), Hauptfest 5. Mai (3).
Ludw. u. 2. Schw. 7. Jan., 4. febr., 4. März (auch
Schw.) 1. April, 6. Mai (auch Jarren), 1. Juni,
2. Juli, 5. Aug., 2. Sept., 14. Okt. (auch Schw.),
4. Nov. (auch Schw.), 2. Dez. (auch Schw.).
Ludw. (Württemberg) 28. 1. Mai, 15. Juni, 20. Nov.,
3. 4. März, 1. April, 12. Juni, 20. Aug., 2. Schw.
3. März, 30. April, 14. Juni, 19. Nov.
Ludw. 1. 20. Jan., 17. März, 2. Juni, 22.
Sept., 17. Nov.
Ludw. (Württemberg) 24. febr., 7. April,
23. Dez. (je 2), 2. Schw. 2. Aug.
Ludw. (Sachsen) 27. März 27. Mai.
Ludw. 7. Sept. (3).
Ludw. 25. März, 8. Sept.
Ludw. 20. Juli.
Ludw. 11. Nov., 5. Dez.
Ludw. (Sachsen) 13. febr., 22. Mai, 17. Juli,
2. Okt., 27. Nov., 18. Dez.
Ludw. (Schwaben) 14. Okt. (4), 2. Schw. 1. Juni
(3), Schw. 2. April, 3. Sept., 1. Okt., 5. Nov., 2. Nov.,
fest. Dienst. (Der auf den 2. Dez. fallende Markt
findet am 3. Dez. statt.) († Dienstag).
Ludw. (Württemberg) 15. febr., 23. Apr., 24. Juni,
15. Sept., 12. Nov., 2. Schw. 29. April, 16. Sept.
Ludw. 26. Mai, 15. Sept. (je 2).
Ludw. 27. Mai (2), Schw. 13. Jan., 10.
febr., 10. März, 14. April, 12. Mai, 9. Juni, 14.
Juli, 11. Aug., 15. Sept., 13. Okt., 10. Nov., 15. Dez.
Ludw. (Württemberg) 24. febr., 8. April, 27.
Mai, 8. Juli, 17. Nov., 15. Dez. (je 2 Tage am 2.
Tagagl. 2), Schw. 12. März, 18. Aug., 15. Sept.,
15. Okt., Schw. 16. Jan., 20. febr., 20. März, 16.
Mai, 19. Juni, 17. Juli, 21. Aug., 18. Sept., 16. Okt.
Ludw. (Sachsen) 2. Schw. 7. Apr., 8. Sept.
Ludw. 13. März, 22. Mai, 24. Juli, 23. Okt.,
2. Schw. 11. Dez., 2. 4. 20. Jan., 3, 17. febr.,
3, 17. März, 5, 21. April, 5, 19. Mai, 2, 16. Juni,
7, 21. Juli, 4, 18. Aug., 1, 15. Sept., 6, 20. Okt.,
3, 17. Nov., 1, 15. Dez., 2. Schw. 7. Mai, 17. Sept.
Ludw. (Württemberg) 11. febr., 6. Mai, 16. Sept.,
8. Nov., 25. Nov., 3. 11. März, 15. Juli.
Ludw. 31. Aug., 8, 22. Jan., 12, 26. febr.,
12, 26. März, 9, 23. April, 14, 28. Mai, 11, 25.
Juni, 9, 23. Juli, 13, 27. Aug., 10, 24. Sept.,
8, 22. Okt., 12, 26. Nov., 10, 24. Dez.
Ludw. 21. Jan. (2).
Ludw. 1. März, 2. Juni, 2. Aug., 17. Nov.
Ludw. 24. März, 24. März, 2. Schw. 5.
Mai, 23. Juni, 21. Juli, 25. Aug., 6, 27. Okt.,
24. Nov., 2. Schw. 27. Jan., 24. febr., 29. Dez.
Ludw. 10. März, 3. Juni, 21. Juli, 6. Sept.

Machbach 17. febr., 8. April (auch Schw.) 15.
Sept., 6. Nov., 2. m. Feiertag 24. Juni (auch
Schw.), 14. Jan. (auch Schw.), 4, 18. febr.,
11. März (auch Schw.), 2. Sept., 4. Nov., Schw. 28.
Jan., 11, 25. febr., 26. März, 22. April, 13, 27.
Mai, 10. Juni, 8, 22. Juli, 12, 26. Aug., 9, 23.
Sept., 14, 28. Okt., 11, 25. Nov., 9, 23. Dez.,
Schw. 20. Nov.
Machbach 24. März, 29. Juli, 29. Sept., 17. Nov.
Machbach (Sachsen) Messe 3. Aug. (21).
Machbach (Sachsen) 6. Nov. (2), 2.
20. Jan., 17. febr., 17. März, 21. April, 19. Mai,
16. Juni, 21. Juli, 18. Aug., 18. Sept., 20. Okt.,
17. Nov., 15. Dez., 19. Mai.
Machbach 2. Nov.
Machbach (Württemberg) 2. Schw. 9. Jan., 13. febr.,
13. März, 10. April, 1. Mai, 12. Juni, 10. Juli,
25. Aug., 29. Sept., 28. Okt., 25. Nov., 11. Dez.
Machbach 5. Mai, 27. Okt. (je 2).
Machbach 1. Juni (3).
Machbach 14. April, 14. Sept. (je 2).
Machbach 7. April, 15. Sept. (a. Schw.).
Schw. 7, 20. Jan., 3, 17. febr., 3, 17. März, 8.
21. April, 5, 19. Mai, 2, 16. Juni, 7, 21. Juli, 1.
18. Aug., 1. Sept., 6, 20. Okt., 3, 17. Nov., 1, 15. Dez.
Machbach 26. Mai, 18. Aug.
Machbach 17. febr., 24. Juni, 25. Nov.
(auch Jan.) (2).
Machbach 6. Mai, 30. Sept.
Machbach (Württemberg) 21. Juli, 23. febr., 7.
April, 26. Mai, 6. Okt.
Machbach 17. Aug.
Machbach 6. April, 14. Sept.
Machbach 27. Mai, 22. Sept.
Machbach 25. April, 20. Nov. (je 2).
Machbach (Württemberg) 27. Mai, 4. Sept.,
4. Dez., 2. Schw. 12. febr., 9. April, 20. Aug.,
19. Nov.
Machbach a. Kocher (Württemberg) 20. April, 9. Dez.,
23. 19. Aug., 25. febr., 27. Mai, 4. Nov.
Machbach (Württemberg) 1. Mai, 22. Sept., 2. 4.
febr., 2. Mai, 25. Nov.
Machbach (Sachsen) 20. Juli, 8. Okt.
Machbach 29. Mai, 6. Nov.
Machbach a. d. Elbe (Württemberg) 1. Mai, 3.
Juli, 28. Okt.
Machbach (Schwaben) 21. April, 9. Sept., 15. Dez.
Machbach (Sachsen) 18. März, 10. Juni, 4. Nov.
Machbach (Pfalz) 27. Juli.
Machbach 20. Jan., 17. März, 19. Mai, 28. Juli,
28. Okt., 8. April, 9. Sept.
Machbach a. d. S. (Pfalz) 7. Sept. (2), 16. Dez.
(3), 27. 21. Jan., 4, 18. febr., 4, 18. März,
1, 15, 29. April, 13, 27. Mai, 10, 24. Juni, 8,
22. Juli, 5, 19. Aug., 2, 16, 30. Sept., 14, 28.
Okt., 11, 25. Nov., 9, 23. Dez.
Machbach (Schwaben) 13. febr., 27. März,
26. Juni.
Machbach 25. Okt.
Machbach (Württemberg) 3. febr., 1. Mai, 8. Juli,
11. Nov., 23. Jan., 27. Jan., 4. febr., 3.
März, 8. April, 6. Mai, 2. Juni, 9. Juli, 4. Aug.,
1. Sept., 6. Okt., 17. Nov., 8. Dez.
† Machbach (Schwaben) 7. Mai (10), 23. 3.
Juni (2), Schw. 2. April, 11. Juli, 22. Aug.,
18. Sept., 4. Nov., 2. Schw. a. leht. Dienst. jeden
Monats, w. Feiert. a. Wiltm. († Samstags).
Machbach 13. März, 8. Mai, 10. Juli, 11. Sept., 13. Nov.
Machbach (Württemberg) 2. Schw. 2. Schw. 4. febr.,
7. April, 10. Juni, 26. Aug., 21. Okt.,
22. Dez., Schw. 15. Nov., Schw. 9. Jan., 13. März,
8. Mai, 10. Juli, 11. Sept., 13. Nov.
Machbach 17. Aug.
Machbach 27. Mai, 1. Dez. (auch Jan.).
Machbach 7. Sept., 19. Okt.
Machbach (Württemberg) 23. April, 1. Juli, 7. Okt.,
Oberkirch 1. Mai, 7. Aug., 4. Dez. (je 1 1/2).
Oberkirch (Württemberg) 28. 18. März, 2. Sept.
Oberkirch 27. Okt.
Oberkirch 4. Mai, 13. Juli, 14. Sept. (2), 19. Okt.
Oberkirch (Württemberg) 28. 3. febr., 12. März, 1. Mai,
12. Juni, 21. Juli, 25. Aug., 29. Sept., 11. Nov.,
Schw. 10. Jan., 11. April, 10. Okt., 12. Dez.
Oberkirch (Württemberg) 24. febr., 8. Sept.
Oberkirch 9. Juli, 10. Nov.
Oberkirch im Thal 21. Sept.
Oberkirch 14. Juli, 3. Nov.
Oberkirch (Württemberg) 23. febr., 28. April, 6.
Okt., 17. Nov.
Oberkirch 12. März, 9. April, 14.
Mai, 11. Juni, 9. Juli, 20. Aug., 10. Sept.,
8. Okt., 12. Nov.
Oberkirch 21. Okt. (2).
Oberkirch 28. Sept.

Offenburg 2. Schw. 2. Schw. 5. Mai.
15. Sept. (je 2), 2. Schw. 20. Mai, 3. 7. Jan., 4.
febr., 4. März (auch Jarren m. Prämierung),
1. Apr. (a. Rf.), 6. Mai, 3. Juni, (a. Rf.) 1. Juli, 5.
Aug., 2. Sept., 8. Okt. (auch Jarren m. Präm-
mierung), 4. Nov., 2. Dez.
Offenburg 8. April, 15. Sept.
Offenburg 31. Aug.
Offenburg (Württemberg) 27. Jan., 28. April, 26. Aug.,
Eppena 8. April, 24. Juni, 20. Aug.
Offenburg (Sachsen) 18. Aug., 24. Nov. (je 2).
Offenburg 14. Juli, 16. Okt. (a. Schw.), 15. Dez.,
Schw. 24. Juni, 30. Juli, 1, 19. Sept., 10. Nov.
Offenburg (Sachsen) 23. febr., 9. April, 22. Juli,
7. Okt., 9. 8. Jan., 5. März, 7. Mai, 4. Juni, 3.
Sept., 5. Nov., 3. Dez.
Offenburg 8. Juli (2).
Offenburg (Württemberg) 24. März, 1. Juli, 14. Okt.
Offenburg 2. Nov.
Offenburg 4. Mai, 7. Sept., 26. Okt.
Offenburg (Württemberg) 2. Schw. 6. März,
10. Juni, 2. Okt., 2. 13. Mai, 26. Aug.
Offenburg (Württemberg) 20. Juni, 21. Dez., 2.
13. Jan., 3. März, 9. Juni, 22. Sept.
Offenburg (Sachsen) 28. Jan., 4, 18. März, 8. April,
27. Mai, 29. Juli, 7, 21. Okt., 9, 30. Dez.
Offenburg (Sachsen) am Montag vorher Fest von
Offenburg 11. März, 9. Dez. (je 2), 2. Schw. 6.
Jan., 3. febr., 3. März, 8. April, 5. Mai, 2.
Juni, 7. Juli, 4. Aug., 1. Sept., 8. Okt., 3.
Nov., 1. Dez.
Offenburg 3. März, 5. Mai, 25.
Aug., 20. Okt., 15. Dez., 2. Schw. 21. Jan., 11.
febr., 22. April, 10. Juni, 22. Juli, 30. Sept.,
18. Nov., 2. Schw. 6. Mai, 18. Sept.
Offenburg (Württemberg) 27. febr., 17. April,
12. Juni, 25. Sept., 20. Nov.
Offenburg 6. Mai, 21. Okt. (je 2).
Offenburg 6. Mai, 2. Sept. (je 2), 2. Schw.
jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag.
Offenburg (Württemberg) 24. febr., 15. Juni, 25. Nov.
Offenburg (Württemberg) 24. febr., 20. Nov.,
28. 12. Mai, 3. 14. April, 8. Sept.
Offenburg 26. Aug., 19. Nov., 19. febr., 15.
Okt. großer Preisjahr der Glaurasse, 25. Aug.,
2. 1. 15. Jan., 5, 19. febr., 5, 19. März, 2, 16.
April, 7, 21. Mai, 4, 18. Juni, 2, 16. Juli, 6. Aug.,
3, 17. Sept., 1, 15. Okt., 5, 19. Nov., 3, 17. Dez.
Offenburg 12. März, 21. Mai, 20. Aug.,
(auch Wiesel), 5. Nov. (auch Offenburg), 2. 15.
Jan., 6, 19. febr., 5, 18. März, 2, 16. April, 7.
Mai, 4, 18. Juni, 2, 16. Juli, 6. Aug., 19. Nov.,
3, 17. Dez., 2. Schw. 2. Mai, 22. Sept., 2. Schw.
2. Schw. 3. Sept., 2. Schw. 1. 15. Okt.,
2. Schw. 12. Nov., 2. Schw. 10, 24. Sept., 8,
22, 29. Okt.
Offenburg 21. Sept.
Offenburg (Sachsen) 19. Mai, 13. Okt.
Offenburg 2. Schw. mit 9. am 2. Tag 28. Apr.,
25. Aug. (je 2), 2. Schw. 9. Jan., 13. febr., 13. März,
8. Mai, 12. Juni, 10. Juli, 11. Sept., 9. Okt.,
25. Nov., 11. Dez.
Offenburg 4. Mai.
Offenburg (Württemberg) 2. Schw. 21. Juni, 14. Nov.
(je 2), 2. Schw. 1. März, 25. Okt., 2. Schw. 5. Juli,
Schw. 19. Juni, 23. Okt.
Offenburg 4. Mai.
Offenburg 19. Okt.
Offenburg, Ost. Feuertag (Württemberg) 26.
Mai, 23. Sept.
Offenburg-Stegen 5. Okt.
Offenburg 25. April.
Offenburg 3. Aug.
Offenburg 17. März, 20. Okt.
Offenburg (Württemberg) 23. 4. März, 9. Sept., 28.
Okt., 9. Dez. (je tagdarauf Schw.), 9. 7. Jan.
4. febr., 4. März, 1. April, 6, 20. Mai, 3. Juni
1. Juli, 5. Aug., 2. Sept., 7. Okt., 4. Nov., 2. Dez.
Offenburg 18. febr., 16. Okt., 2. Schw. 17. Okt.
Offenburg (Schwaben) 29. Jan., 7. Mai, 27.
Aug., 5. Nov.
Offenburg 19. Okt. (2).
Offenburg 16. Nov.
Offenburg 3. febr., 1. Dez.
Offenburg 2. Schw. 2. Schw. 11. Juni, 13. Aug., 15. Okt.
Offenburg (Württemberg) 24. febr., 14. April,
2. Juni, 27. Juli, 13. Okt., 15. Dez.
Offenburg 2. Schw. 4. febr., 1. Juli, 30. Sept.,
6. März, 3. April, 1. Mai, 12. Juni, 3. Juli, 7.
Aug., 4. Sept., 2. Okt., 6. Nov., 4. Dez.
Offenburg 15. Sept.
Offenburg 12. Okt.

(Baden)

Korsbach (Schweiz) & 22 Mai, 6 Nov.
Kosentz & 28 Jan. (n. S.), 19 Aug., 9 17
Febr., 11 März, 25 Nov.
Kosentz (Würt.) & 27 Febr., 24 April, 3
Juli, 28 Aug., 30 Okt., 16 Jan., 29 Mai,
11 Febr.
Kosentz & 22 Juni.
Kosentz (Würt.) & 10 März, 2 Juni, & 3
3 Nov., 9 20 Jan., 17 Febr., 14 Juli, 25 Aug.
Kosentz (Würt.) & 13 Febr., 23 April, 24
Juni, 15 Sept., 20 Okt., 25 Nov., 15 Jan.,
24 März, 21 Mai, 18 Aug., 18 Dez.
Kosentz & 13 März, 20 Okt., 18 Dez.
Kosentz & 6 März, 28 April, 20 Okt., 17 Nov.
Kosentz & 8 April, 6 Nov., & 20 Jan., 6 Febr.,
6 März, 10 April, 1 Mai, 12 Juni, 3 Juli, 7
Aug., 4 Sept., 2 Okt., 6 Dez.
Kosentz & 25 Nov.
Kosentz (Würt.) & 30 Febr., 8 April, 27
Mai, 29 Sept., 1 Dez.
Kosentz (Schweiz) & 25 Febr., 25 Mai, 25
Aug., 11 Nov.
Kosentz (Sem. Großherzschwand) & 21 Okt.
Kosentz & 1 Mai, 25 Aug., 28 Okt.
Kosentz f. Marzell.
Kosentz & 19 März, 30 Juni, 8 Sept., 1 Dez.
Kosentz & Holzschirr 17 Febr., 9 Sept., 9 27
Jan., 24 Febr., 31 März, 28 April, 27 Mai, 30
Juni, 28 Juli, 21 Aug., 29 Sept., 27 Okt.
Kosentz & 13 Febr., 13 März, 10 April, 8
Mai, 12 Juni, 10 Juli, 11 Sept., 9 Okt., 13 Nov.
Kosentz (D. A. Kottweil Würt.) & 7 März,
3 Mai, 9 Juni, 26 Aug., 3 7 Jan., 15 Juli,
1 Okt.
Kosentz (A. Heibelberg) & 10 März, 6 Okt. (2),
18 Nov. (gal. Jani).
Kosentz (Pfalz) & 16 März, 12 Okt. (2).
Kosentz i. B. & 14 April (auch Schw.), 30 Juni,
27 Okt. (je 2), 9 Jan., 13 Febr., 13 März, 10
April, 8 Mai, (auch Garten), 12 Juni, 10 Juli,
14 Aug., 11 Sept., 9 Okt., 13 Nov., 11 Dez.
Kosentz & 23 März, 15 Juni, 17 Aug., 14 Dez.
Kosentz & 3 Juni, 9 Dez. (je 2), & Schw. 8
Jan., 5 Febr., 5 März, 2 April, 7 Mai, 4 Juni,
2 Juli, 6 Aug., 3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez.
Kosentz (Würt.) & 4 März, 20 Mai, 25 Nov.,
8 14 Jan., 8 Juli, 2 Sept., 6 Okt. u. Schmitt 27
Febr., 13 Mai, 28 Aug., 20 Nov.
Kosentz (D. A. Oberdorf Würt.) & 17 März,
12 Mai, 16 Juni, 11 Aug., 13 Okt., 8 Dez.
Kosentz & 5 März, 30 Juli, 25 Aug., 29 Okt.,
29 4 März, 29 Juli, 26 Aug., 28 Okt.,
Jani 26 Nov.
Kosentz & 21 Sept.
Kosentz (A. Wühl) & 18 Febr., 28 Mai, 21 Okt. (2).
Kosentz & 19 Okt.
Kosentz & 27 April, 4 Nov.
Kosentz & 25 Juli, 27 Dez., 9 19 Mai.
Kosentz (D. A. Kottweil, Würt.) & 29
29 Mai, 25 Sept.
Kosentz & 26 März, 25 Juni, 24 Sept., (gal.
Welp.) 10 Nov.
Kosentz & 8 April, 27 Mai, 29 Sept., 25 Nov.
Kosentz & 9 Sept.
Kosentz & 24 Aug.
Kosentz & 26 Mai, 20 Okt.
Kosentz (Sigm.) & 8 April, 16 Juni,
6 Okt., 17 Nov.
Kosentz (Würt.) & 5 März, 4 Juni, 22
Sept., 1 Dez., & 5 Febr., 9 April, 7 Mai, 9 Juli.
Kosentz & 30 Juni, 28 Okt.
Kosentz & 2 Juni, 11 Sept., (auch Holz-
schirr), 10 Nov., & Schw. 28 Jan., 25 Febr., 18
März, 29 April, 24 Juni, 29 Juli.
Kosentz & 18 März, 18 Aug., 10 Nov., & Schw. 11
März, 9 Sept., 11 Nov., 2 Dez., Schw. 8 Aug.
Kosentz (Würt.) & 24 Febr., 8 April, 13
Juni, 25 Aug., 16 Okt., 11 Nov., 9 17 März,
16 Mai, 25 Juli.
Kosentz & 11 Mai, 26 Okt. (je 8). († Dienstag).
Kosentz & 5 Okt.
Kosentz & 25 Febr., 13 Mai, 6 Aug.
5 Nov.
Kosentz & 1 Mai.
Kosentz a. Rhein (Schweiz) & 30 April, 29 Okt.
Kosentz (A. Bretten) & 18 Febr., 27 Okt.
Kosentz (Baden) & 26 Nov., 9 27 Nov.
Kosentz (Pfalz) & 27 April, 6 Juli.
Kosentz & 13 Okt. (2).
Kosentz a. d. W. (Würt.) & 3 Febr., 4 Juni,
22 Sept., Holz 1 Febr., 8 April, 3 Juni, 20 Sept.
Kosentz & 12 Okt.
Kosentz a. d. (Würt.) & 24 Juni (2).

Stetten a. d. W. & 25 März, 10 Juni,
2 Sept., 4 Nov.
Stetten u. d. (Sigm.) & 30 Mai, 23 Juli, 26
Sept., 23 Okt.
Stettfeld & 6 Mai (2).
Stettfeld & 17 April, 3 Juli, 16 Okt., 20
Nov., & Schw. 7, 21 Jan., 4 18 Febr., 4 18 März,
1, 15 April, 6 (auch Kfz), 20 Mai (auch Zug-
ochsen), 3, 17 Juni, 1, 15 Juli, 5, 19 Aug., 2,
16 Sept., 7, 21 Okt. (auch Zugochsen), 4, 18
Nov., 2, 16 Dez., auch 5 Mai, 19 Sept.
Stettfeld (Wf.) & 18 Dez. (7), auch 17
Sept., & 19 Febr., 19 März, 23 April, 21
Mai (2), 18 Juni, 16 Juli, 20 Aug., 17 Sept.,
22 Okt., 19 Nov.
Stettfeld & 13 Mai, 29 Juli, 20 Okt.
Stettfeld & 13 Jan., 10 März, 28 April, 9
Juni, 18 Aug., 6 Okt., 10 Nov., & Schw. 10 Febr.,
12 Mai, 14 Juli, 15 Sept., 15 Dez.
Stettfeld (Würt.) & 19 Mai (6), 15 Dez.
(10), & 19 Mai, 15 Dez. (3), & 19 Febr.,
Sattler 21 April (2), auch 19 Aug. (3), & 19
4 Febr. (gal. Kinnben), 24 April, 1 Juli, 21 Okt.,
18 Dez. (je 2), & 19 Samenhandgrüt in
Febr. u. Garten 11 März, 4 Nov.
Stettfeld (Würt.) & 18 März, 6 Juni, 4 Sept.,
23 Okt., & 18 Dez., & 5 Juni, & 27 März,
4 Aug., 5 Sept., 24 Okt., 5 Febr., 7 Mai, 2
Juli, 6 Aug.
Stettfeld & 12 März, 22 Sept., 3 Dez.
Stettfeld & 17 Febr. (auch & Schw.), 28
April, 27 Mai, 8 Juli, 25 Aug., 17 Nov. (auch
& Schw.), 22 Dez., & Schw. 20 Jan., 17 März, 21
April, 19 Mai, 16 Juni, 21 Juli, 18 Aug., 15
Sept., 20 Okt., 15 Dez., & 23 Mai.
Stettfeld (Würt.) & 12 Mai, 17 Sept., 19
Nov., 8 11 März, 21 Okt.
Stettfeld & 11 Mai, 26 Okt., 9 11 Aug.
Stettfeld (Wf.) & 24 Aug. (28), & 1 März,
5 Juli, 13 Sept., 8 Nov.
Stettfeld & 28 Sept.
Stettfeld & Schw. 17 März, 24 April, 17 Juni, 22
Sept., 28 Okt., & Schw. 31 Jan., 28 Febr., 30
Mai, 25 Juli, 29 Aug., 28 Nov., 19 Dez.
Stettfeld & 3 Febr., 14 April, 20 Mai, 24 Juni,
25 Aug., 29 Sept., 1 Dez., 9 8 Jan., 13 März,
8 Juli, 20 Okt.
Stettfeld & 12 Mai, 25 Juli, 28 Okt.
Stettfeld & 27 Mai, 26 Juli, 16 Aug., 9 Sept.
Stettfeld & 8 April, 25 Aug. (je 2).
Stettfeld & 22 März, 3 Mai, 4 Okt., 29 Nov., 27 Dez.
Stettfeld & 13 Juli.
Stettfeld (Sigm.) & 17 März, 27 Mai, 22
Sept., 10 Nov., & Schw. 7 Jan., 3 Febr., 2 Juni,
4 Aug., 4 Dez., 9 17 April, 24 Juli, 13 Okt.
Stettfeld (Würt.) & 29 April, & Schw. 10
18 Nov. (je 1 Woche), & Schw. 10 Febr., 15 Juli.
Stettfeld (Würt.) & Schw. 11 März, 6 Mai, 8
Juli, 14 Okt., 13 Nov., & Schw. 23 Dez., & 16
Juni, 30 Aug. (je 3).
Stettfeld & Schw. 27 März, 7 Mai, 27 Aug., 22 Okt.,
10 Dez. (gal. Dufz) (je 2), 9 29 Jan., 26 Febr.,
30 April, 28 Mai, 25 Juni, 30 Juli, 24 Sept.,
29 Okt., 26 Nov., 31 Dez.
Stettfeld (A. Oberdorf) & Schw. 10 Febr., 22 Sept.
Stettfeld (Würt.) & 16 Juni, 1 Dez. (je 1 Woche),
8 28 Jan., 25 Febr., 25 März, 17 Juni, 18 Nov.
(je 2), & 19 März, 15 Sept. (je 2), & 19
Gewebes- und Strich 10 März, 13 Okt. (je 3),
Wohl 19 Juni (3).
Stettfeld & Schw. 16 Okt.
Stettfeld & 11 Nov. (2).
Stettfeld & Schw. 19 Mai, 18 Aug., & Schw.
10 März, 3 Nov., 9 11 März, 4 Nov.
Stettfeld & Schw. 13 Jan., 3 Febr., 3 März,
14 April, 5 Mai, 2 Juni, 7 Juli, 4 Aug., 1 Sept.,
6 Okt., 3 Nov., 1 Dez.
Stettfeld & Schw. 27 Febr., 1 Mai, 25 Juni,
2 Okt., 6 Nov., & Schw. 11 Dez., Schw. 26 Juli, 3
Okt., 7 Nov.
Stettfeld a. d. W. (Würt.) & 12 März, 14 Mai,
16 Juli, 10 Sept., 12 Nov., 9 15 Jan., 12 Febr.,
16 April, 11 Juni, 13 Aug., 15 Okt., 10 Dez.
Stettfeld (Sigm.) & 24 Febr., 1 Mai, 11
Nov., 6 Dez., Schw. 29 Sept.
Stettfeld & Schw. 8 April, 1, 27 Mai, 25 Juli,
22 Sept., 28 Okt., 22 Dez., & Schw. 11 März,
Böhrenbach & 6 Okt., 17 Nov.
Stettfeld & 16 März, 22 Juni, 19 Okt.
Stettfeld & 27 April, 16 Nov. (je 2).
Stettfeld (Würt.) & Schw. 15 April, 8 Juli, 23
Sept., Holz 4 Febr., 10 Juni, 2 Dez., Holz
je tags vor den 3 letzten Märkten.
Stettfeld & 26 Mai, 7 Nov. (gal. Jani).

Stettfeld (Sigm.) & 18 März, 20 Mai, 19 Aug., 18 Nov.
Stettfeld (Würt.) & 18 Febr., 19 Juni, 2 Okt.
Stettfeld (Würt.) & 28 Jan., 26 Aug., 11
Nov., & 26 Mai, 8 15 April, 27 Mai.
Stettfeld & 23 März, 24 Aug., 9 Nov.
Stettfeld & 17 Febr., 1 Mai, 14 Aug. (2), 27 Nov.
Stettfeld & 8 Juni, 27 Juli, 26 Okt.
Stettfeld (Würt.) & 8 April, 27 Mai, 30 Sept.,
11 Nov., Holz 11 März, 3 Juni, 30 Sept., 9 3
Jan., 7 Febr., 4 März, 3 April, 2 Mai, 6 Juni,
4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 7 Nov., 5 Dez.
Stettfeld & Schw. 13 Febr., 26 März, 1 Mai,
11 Juni, 25 Juli, 22 Sept., 16 Okt., 10 Dez.
(auch Holz), 23 Dez. (auch Holz) Jan. 12 Sept.
Stettfeld & 20 Okt.
Stettfeld & Schw. 3 Juni (20), & 27
März, 14 Okt.
Stettfeld & 9 Febr., 4 Mai, 20 Juli, 28 Sept.,
9 Nov.
Stettfeld i. Allgäu (Würt.) & 27 Mai, 22 Sept.
11, 25 Nov., 9 29 Jan., 5, 26 Febr., 5 März,
2, 30 April, 7, 28 Mai, 4, 25 Juni, 2, 30 Juli,
6, 27 Aug., 3, 21 Sept., 1, 29 Okt., 5, 26 Nov.,
3, 31 Dez.
Stettfeld & 11 Febr., 13 Mai, 12 Aug., 11 Nov., 9
14 Jan., 11 März, 8 April, 10 Juni, 8 Juli, 9
Sept., 14 Okt., 9 Dez.
Stettfeld (Würt.) & 24 Febr., 25 März, 24
Juni, 25 Aug., 28 Okt., 1, 22 Dez., 9 Garten
17 April.
Stettfeld die Stadt (Würt.) & Schw. 17 März, 14
April, 2 Juni, 25 Aug., 20 Okt., 15 Dez., Holz
& Schw. 13 Jan., 10 Febr., 5 Mai, 28 Juli, 21
Sept., 17 Nov.
Stettfeld & 28 Sept.
Stettfeld & 27 Febr., 29 Mai, 30 Okt. (je 2)
Stettfeld (Würt.) & 14 Mai, 24 Jun.
(je 3), & 17 Febr., 12 März.
Stettfeld & 26 März, 13 Mai, 11 Aug., 4 Nov.
Stettfeld 9 Dez., & 21 Mai.
Stettfeld (Würt.) & 18 Nov.
Stettfeld (Sigm.) & 27 Febr., 29 Mai, 18 Sept.,
18 Dez.
Stettfeld & 28 März, 9 Okt.
Stettfeld & 12 Okt.
Stettfeld (Würt.) & Schw. 24 März (2), 24 Juni
27 Okt. (2), 15 Dez., & Schw. Holz 24 März, 28
Sept., 20 Juli, 21 Okt., 9 Dez., & Schw. 9 6 Nov.
Stettfeld & 19 März, 29 Juni, 8 Sept., 21 Nov.,
Schw. 14 Jan., 11 Febr., 11 März, 8 April, 13
Mai, 10 Juni, 8 Juli, 12 Aug., 9 Sept., 14
Okt., 11 Nov., 9 Dez.
Stettfeld & 20 Jan., 22 Sept.
Stettfeld & 25 März, 13 Mai, 26 Aug., 25 Nov.,
8 m. 9 a. 1 Tag 7 Okt. (3).
Stettfeld (Würt.) & Schw. 7 April, 28 Okt.
Stettfeld (Würt.) & Schw. 17 Febr., & Schw. 2 Juni,
& Schw. 13 Okt., 25 Nov., 9 14 April, 23 Juli.
Stettfeld & 8 April, 11 Aug., 4 Dez. (auch
Jan. am 1 Tag) (je 2), 9 6 Febr., 8 April
6 Juni, 12 Aug., 2 Okt., 4 Dez.
Stettfeld (Würt.) & 25 März, 25 Aug., 1 Dez.
Stettfeld & 19 Febr., 13 Okt. (je 2), 9 18 Febr.,
14 Okt.
Stettfeld & 21 Sept.
Stettfeld & Schw. 14 Okt. (2)
Stettfeld & 6 Febr., 28 April, 25 Aug.
Stettfeld (Würt.) & 12 Febr., 13 Aug., 5 Nov.
Stettfeld & 7 April, 22 Juni.
Stettfeld & 6 Juli (2).
Stettfeld & 12 März, 21 Mai, 6 Aug., 15 Okt., 18 Dez.
Stettfeld & 16 Febr., 11 Mai, & Schw. 21 Aug., 28 Okt.
Stettfeld & 12 Mai, 11 Sept., 13 Nov.
Stettfeld & 20 Juli, 27 Okt.
Stettfeld (Würt.) & 27 Mai, 3 Nov. (je 3).
Stettfeld & 20 Febr., 18 Sept.
Stettfeld & 6 Febr., 6 März, 1 Mai, 2
Okt., 6 Nov., 9 2 Jan., 3 April, 12 Juni, 3 Juli,
7 Aug., 4 Sept., 4 Dez.
Stettfeld & 8 Sept., 16 Dez.
Stettfeld (Pfalz) & 14 Sept. (2)
Stettfeld a. d. W. & 8 April, 27 Mai, 23 Juni, 25 Aug.,
15 Sept., 27 Okt.
Stettfeld i. B. & 17 Febr., 20 Okt., & Schw. 20 Mai, 9 21
Jan., 18 Febr., 18 März, 15 April, 17 Juni, 15
Juli, 19 Aug., 16 Sept., 21 Okt., 18 Nov., 16 Dez.
Stettfeld & 1 Mai, 25 Aug.
Stettfeld & 20 März, 13 Mai, 24 Juli, 30
Sept., 4 Dez., 9 2, 16 Jan., 6, 20 Febr., 6, 20
März, 3, 17 April, 1, 15 Mai, 5, 19 Juni, 3, 17
Juli, 7, 21 Aug., 4, 18 Sept., 2, 16 Okt., 6, 20
Nov., 4, 18 Dez. († Donnerst.).

(Baden).

Universitäts-
bibliothek
Karlsruhe

Im Verlage von Moritz Schauenburg in Frankfurt a. M. und Lahr ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Schauenburgs Allgemeines Deutsches Kommersbuch.

Unter musikalischer Redaktion von Fr. Silcher und Fr. Erk. 34. Auflage. Vermehrt durch eine größere Anzahl neuer Lieder, worunter viele Schöffelsche mit Originalmelodien von Franz Abt, Fr. Rüden, Vinz. Lachner, C. Fisenmann, sowie fünf preisgekürzte Lieder mit Originalkompositionen.

Die Preise sind: Geheftet 2 M 75 J, in Leinwand geb. 3 M 50 J, desgl. mit Biernägeln 3 M 80 J, in Saffianleder geb. 4 M 50 J, desgl. mit Biernägeln 4 M 80 J, in Original-Pergamenteinbänden mit künstlerisch ausgeführten Dedenzzeichnungen von P. Grot-Johann, S. Jansen und Ferd. Wagner à 4 M, desgl. mit Biernägeln 4 M 30 J, von Karl Haag, in Leinwand geb. 3 M 70 J, mit Biernägeln 4 M, in Alligatorleder mit Nidelbeschlagen 12 M, in preisgekürztem Original-Einbanddecken von Hermanns und Niemann, in Leinwand geb. 3 M 80 J, mit Biernägeln 4 M 30 J, in Pergament 4 M 30 J, mit Biernägeln 4 M 80 J, von Ad. Schmitz, in Leinwand geb. 3 M 70 J, mit Biernägeln 4 M.

Kommers-Abende.

Die Lieder des Allgemeinen Deutschen Kommersbuches mit Klavierbegleitung. Bis jetzt erschienen 14 Abende. Preis à 1 M. 6 Abende bilden einen Band, Preis geheftet 6 M., geb. 7 M.

Illustriertes Volksliederbuch.

Eine Sammlung der schönsten, beliebtesten und bekanntesten Volks-, Jäger-, Liebes-, Soldaten-, Studenten-, Trink-, Wander-, Opern- und Gesellschafts-Lieder.

46. Auflage.

Preis kartoniert mit Leinwandrücken 1 M., in ganz Leinwand mit Goldtitel 1 M 25 J.

Die Illustrationen sind sämtlich, bis auf spätere Ergänzungen, von Anton von Werner, dem Direktor der Berliner Akademie, für dieses Volksliederbuch eigens auf Holz gezeichnet, ein Vorzug, wodurch dasselbe lange Zeit unübertroffen dastehen wird.

Illustriertes Taschenliederbuch

Eine Sammlung der schönsten, beliebtesten und bekanntesten Volks-, Jäger-, Liebes-, Soldaten-, Studenten-, Trink-, Wander-, Opern- und Gesellschafts-Lieder.

Preis kartoniert 75 J.

Mit Originalillustrationen von A. v. Werner, G. Bleibtreu und L. Burger. 4. Auflage.

Kleines

Illustriertes Volksliederbuch.

Eine Sammlung der schönsten, beliebtesten und bekanntesten Volks-, Jäger-, Liebes-, Soldaten-, Studenten-, Trink-, Wander-, Opern- und Gesellschafts-Lieder.

Preis

Mit Originalillustrationen von A. v. Werner, G. Bleibtreu und L. Burger.

Kleines illustriertes

Eine Sammlung der schönsten, beliebtesten und bekanntesten Volks-, Jäger-, Liebes-, Soldaten-, Studenten-, Trink-, Wander-, Opern- und Gesellschafts-Lieder.

Mit Originalillustrationen von A. v. Werner, G. Bleibtreu und L. Burger.

Einzellieder der Kommerz-Abende

für eine Singstimme mit Klavierbegleitung.

1. Alttheidelberg. Lied von Adolf Müller, komponiert von Vinzenz Lachner.
2. Alttheidelberg, du feine. Lied von Paul Möbius, komponiert von Ludwig Liebe.
3. Alttheidelberg, du feine. J. B. von Scheffels Lied des Trompeters von Säckingen, komponiert von A. Zimmermann.
4. Am Rhein. Preisgedicht von Frida Schanz, Preis-komposition von Adolf Lauc.
5. Filia hospitalis. Preisgedicht von Dr. Otto Kamp, Preis-komposition von Otto Lob.
6. Für Ehre, Freiheit, Vaterland. Preisgedicht von Karl Schado, Preis-komposition von Herm. Schreyer.
7. Gruß der „Alten Semester“ beim Wiedersehen Heidelbergs. Lied von Otto Weddigen, komponiert von Vinzenz Lachner.
8. Heidelberger Alte-Herren-Lied. Von Karl Bartsch komponiert von B. C. Becker.
9. Heidelberger Burschengebet. Lied von Julius Geisler, komponiert von Vinzenz Lachner.
10. Hundert Semester. Preisgedicht von Adolf Kaiser, Preis-komposition von Adolf Schlieben.
11. Ich weiß...
12. Die Lind...
13. Perseo. Lied von...
14. Rückkehr des alten Studenten. Lied von Friedr. Percy Weber, komponiert von Vinzenz Lachner.
15. Wein her! Lied von Rudolf Baumbach, komponiert von Franz Abt.
16. Weltgeschichte. Preisgedicht von W. Kleefeld, Preis-komposition von Ludwig Liebe.
17. Wohltau, die Luft geht frisch und rein. J. B. von Scheffels Lied fahrender Schüler, komponiert von B. C. Becker.
18. Zu Heidelberg auf den Gassen. Lied von Julius Wolff, komponiert von Vinzenz Lachner.
19. Es hat nicht sollen sein. Lied von J. B. von Scheffel.

N12<906279799025



UNI. BIBLIOTHEK FREIBURG

Neues Not- und Hilfsbüchlein.

Herausgegeben von Dr. Karl Bernhard in Gotha.
Preis 2 Mark.

Dasselbe behandelt die sogenannte soziale Frage in praktischer und unterhaltender Weise. In spannenden Erzählungen und vollständig geschriebenen Betrachtungen sind die verschiedenen Nöte und Verlegenheiten, Schwächen und Gebrechen der unteren Schichten der Bevölkerung geschildert und ist gezeigt, wie durch entschlossene Selbsthilfe, aber auch durch verständige, wohlwollende und opferbereite Hilfe von anderer Seite das Los aller der Mithseligen und Beladenen im Volke wesentlich gebessert und gehoben werden kann.

Diese echten Volksschriften, von bewährten Kennern des Volkslebens und eifrigen Förderern edler Gemeinnützigkeit verfaßt, tragen das Gepräge einer frischen, fröhlichen Frömmigkeit, und verdienen gewiß, in Masse in das Volk gestreut zu werden, dem sie fesselnde Unterhaltung, zugleich aber Trost und Rat in Fülle bieten werden.

Das Werk ist in der „Volkssbibliothek des Hinkenden Boten“ auch in 10 einzelnen Hefen erschienen. Die Titel dieser Hefen sind folgende:

- I. Hest. Wohnungsnot und Hilfe. Vom Herausgeber. Preis 15 \mathcal{G} .
- II. Hest. Schmale Kost. Von Mathilde Lammers in Bremen. Preis 15 \mathcal{G} .
- III. Hest. Das Schnäpßchen. Von August Lammers in Bremen. Preis 10 \mathcal{G} .
- IV. Hest. Das Hausbuch. Von Karl König in Gotha. Preis 15 \mathcal{G} .
- V. Hest. Kinderlegen u. Kinderzorgen. Von Gräfin Fr. z. L. W. und vom Herausgeber. Preis 20 \mathcal{G} .

- VI. Hest. Fabrikarbeit. Von A. Koch in Gotha. Preis 20 \mathcal{G} .
- VII. Hest. Der Sparpfennig. Von F. Thorwart in Frankfurt a. M. Preis 20 \mathcal{G} .
- VIII. Hest. Wohlthaten. Vom Herausgeber. Preis 15 \mathcal{G} .
- IX. Hest. Der Feierabend. Von Mathilde Lammers in Bremen. Preis 15 \mathcal{G} .
- X. Hest. Nach uns? Von Pfarrer Ernst Müller in Langnau bei Bern. Preis 10 \mathcal{G} .

Auszüge aus Besprechungen.

Neues Not- und Hilfsbüchlein. Herausgegeben von Dr. Karl Bernhard. Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr. Hier liegt uns ein Werk vor, welches in Wahrheit eine Verbreitung verdient und dieselbe wohl auch finden wird. Der Herausgeber greift in seinem Vorwort auf das „Not- und Hilfsbüchlein“ von Rudolf Zacharias Veder zurück, das vor nunmehr bald hundert Jahren erschien und in einer Auflage von einer Million gedruckt und verkauft worden sein soll. Dies „Neue Not- und Hilfsbüchlein“ soll nun gleichsam eine Fortsetzung des älteren wertvollen Werkes bilden, und können wir ihm nur wünschen, daß es einen gleich erfolgreichen Weg zurücklegen möge. Dasselbe wird von zehn trefflichen Abschnitten gebildet, welche auch als zehn einzelne selbständige Hefen in der „Volkssbibliothek des Lahrer Hinkenden Boten“ erschienen sind, und in denselben ist Belehrung und Unterhaltung in wunderbarer Weise verknüpft, so daß den Leser Behagen und Erkenntnis zugleich erfährt.

Mit seltenem Geschick wird hier in das Herz des Volkes hinabgestiegen, und Saiten werden dabei berührt, welche einen vollen und schönen Ton geben. Nichts ist hier künstlich erzeugt, kein falsches Kokettieren mit Empfindungen, keine Sucht nach einem populären einschmeichelnden Ton, alles ist herausgewachsen aus dem wirklichen Leben und alles spricht mit überzeugender Klarheit zum Herzen und zum Gemüte des Lesers.

Von den besondern Abschnitten nennen wir nur „Schmale Kost“ und „Feierabend“ von Mathilde Lammers, der „Sparpfennig“ von F. Thorwart, „Wohlthaten“ von Dr. Bernhard und „Das Schnäpßchen“ von A. Lammers. Wir wünschen dem trefflichen Buche, daß es in Wahrheit ein Hausbuch unserer Arbeiterwelt werden möge und sich so sein Segen und sein Nutzen in tausendfacher Art vervielfältigen möge.

„Deutsche Arbeiter-Zeitung.“

Verlag von Dr. F. Salomon. Nr. 7. 1888.

„Rhein. Courier.“ Treuer Sinn und thätige erfahrene Menschenliebe haben den Verfassern die Feder geführt und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß eine weite Verbreitung des Not- und Hilfsbüchleins gar vielen Menschen zum rechten Segen gereichen werde.

„Mühlhaufer Zeitung.“ In ansprechender und unter-

haltender Form bieten der Herausgeber und seine bewährten Mitarbeiter eine sorgfältige Zusammenstellung der sozialen Notstände der Jetztzeit und der Mittel zu ihrer Abhilfe. — Möchte das treffliche Werk soviel Boden gewinnen wie sein Vorgänger vor hundert Jahren; bei seiner durchaus praktischen, die Mittel zur Bekämpfung der Not klar und jedermann verständlich darlegenden Schreibweise wird es sicher bedeutende Wirkungen erzielen.

„Die christliche Welt“ 1889 Nr. 50. Es ist soviel gesunde Lebensweisheit in dem Buche und die verschiedenen Stücke sind fast durchgängig so gut geschrieben, daß es in keiner Volkssbibliothek fehlen sollte. (Es ist in 10 einzelnen Hefen in der „Volkssbibliothek des Lahrer Hinkenden Boten“ erschienen).

„Dorfzeitung“ 1888 Nr. 281. Der gesamte Buchinhalt besteht in Belehrung durch fesselnde Unterhaltung. Die Geschichten sind anziehend geschrieben; auf unbefangene Gemüter können sie ihre Wirkung nicht verfehlen.

„Hamburger Fremdenblatt.“ Der Preis von zwei Mark ist für ein dreitausend Seiten keineswegs zu hoch; aber er ist so gut wie unerschwinglich für ärmere Buchliebhaber, denen dieses Buch doch zugedacht ist. Daher muß es durch Volks- und Vereinsbibliotheken, durch Geschenke eines wohlhabenderen Gönners oder einer vorausbildenden gutmeinenden Diensthererschaft an die Rechten kommen. Nur gilt es, dafür zuerst selbst das Buch zu lesen.

„Magdeburgische Zeitung“ 1888 Nr. 655. Die Sprache ist knapp und edel, einfach und eindringlich; der Gesamteindruck wirkt nachhaltig auch auf den Gebildeten. Demgemäß darf dieses gemeinnützige Werk, das zur friedlichen Lösung der sozialen Fragen von heute an seinen Teil beitragen will, in erster Linie Volkssbibliotheken, Wohltätigkeitsvereinen, Fabrikherren, Leitern sonstiger Unternehmungen u. s. w. zur eigenen Durchsicht sowie zur Verbreitung und Verteilung warm empfohlen werden.

„Ev. Gemeindeblatt“ 1888 Nr. 51. Wer den Schaden ermißt, der durch schlechte Bücher und Schriften bei unzähligen unserer Volksgenossen angerichtet wird, der wird gern die gefunden Gedanken, die hier unserem Volke aus dem Leben und fürs Leben ans Herz gelegt werden, als eine gute Saat austreuen helfen.